Polko, Elise

Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eignen Herd Lose Blätter von Elise Polko. Mit 8 Illustrationen von Eugen Klimsch

Leipzig 1886

<36605031100013

Unsere Pilgerfahrt.


H.GÜNTHER sc.
Eug. Klimsch

Unsere Pilgerfahrt

von der

Kinderstube bis zum eignen Herd.

Lose Blätter

von

Elise Polko.

„Ich komm', ich weiß nicht woher,
Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
Ich wander', ich weiß nicht wie lang',
Wie kommt's, daß ich so fröhlich bin?"
Alter Spruch.

Achte Auflage.

Mit 8 Illustrationen
von
Eugen Klimsch.

Leipzig, 1886.
C. F. Amelangs Verlag.

Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit

der Frau

Kronprinzessin Victoria von Preußen,

Prinzeß royale von Großbritannien und Irland

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

von der

Verfasserin.

Vorwort

zur zweiten Auflage der „Pilgerfahrt“.

In der Notwendigkeit einer so baldigen Auflage der vorliegenden „losen Blätter“ habe ich die Bestätigung jenes alten lieben Wortes gefunden: „Was vom Herzen kommt, geht wieder zum Herzen.“ — Man hat diesem kleinen Buche gleichsam jenen warmen Herzschlag angefühlt, den man jedem Worte einer Frau anfühlen müßte. Denn unsere Welt ist eben nur die Welt des Herzens, in ihr allein sind wir glücklich und wahrhaft zu Hause, sie ist, wenn auch nicht unser unbestrittenes, so doch sicher unser eigentliches Reich. — Der Versuch, in skizzenhaften Umrissen die „Pilgerfahrt“ unseres Frauenlebens zu schildern, hat seine Freunde gefunden, wie der Erfolg zeigt. Ich betone das Wort Freunde. Nicht nur Frauen waren es, die mir dankend die Hand entgegenstreckten für diese losen Blätter, auch Männer, deren klare, vorurteilsfreie Augen die Anspruchslosigkeit und Wärme der kleinen Zeichnungen erkannten. Es sind mir von eben solchen Freunden die wohlthuendsten und liebenswürdigsten Beweise der Anerkennung zugegangen,

für welche ich im Geiste schon oft innigsten Dank gesagt, einen Dank, den ich öffentlich zu wiederholen, hier freudige Gelegenheit nehme. — Und so lasse ich denn, in Erinnerung an all die lieben Worte und Wünsche bekannter und unbekannter Leser, das Schifflein meines Buches von neuem in die See stechen, frisch bewimpelt und beflaggt, und mit dem edlen Bilde einer Schutzpatronin geschmückt. — Die Ladung ist dieselbe geblieben: Gedanken und Grüße eines warmen Frauenherzens.

Elise Polko.

Vorwort

zur sechsten Auflage der „Pilgerfahrt“.

Die sechste Auflage meines Buches tritt ihre fröhliche „Pilgerfahrt“ an und kopft an alle Thüren. — Wie man aber ein geliebtes Kind sorgsam musternd und prüfend anschaut, ehe man es aussendet zu den Freunden mit Gruß und Botschaft, — so habe ich auch diese Blätter mit achtsamen Augen wieder und wieder durchflogen, — hie und da verbessernd, glättend, ergänzend. Vorsichtig hat meine Hand die Farben aufzufrischen versucht, — Lichter aufgesetzt, Schatten gemildert. Wie eine Freundin in neuer frischer Toilette, erscheint nun das vom Herrn Verleger mit besonderer Vorliebe ausgestattete Frauenbuch, — schaut euch mit bekannten warmen Augen an und sagt: „Hier bin ich — nehmt mich freundlich auf!“

Elise Polko.

Inhalt.

Einleitung.

Wer da glaubt beim Anblick dieser „losen Blätter", mit dem Motto eines alten lieben Spruchs, einem Erziehungsbuche zu begegnen, den bitte ich freundlich, sich selbst vor einer Täuschung zu bewahren und dieselben ungelesen zu lassen. Ich halte mich weder für befähigt noch erfahren genug, um jenes Wagnis, in unsern Tagen noch über weibliche Erziehung schreiben zu wollen, zu unternehmen. Zudem weiß ich auch gar wohl, daß unsere deutsche Litteratur so überreich an Erziehungsschriften jeder Art ist, daß keine besorgte Mutter mehr in Zweifel sein kann, wie sie ihr Töchterchen zu erziehen, sondern höchstens nach wem.

Vorliegende Blätter umfassen nur in skizzenhaften Umrissen unser Frauenleben, unsere fröhliche Pilgerfahrt von der Kinderstube bis — wieder zur Kinderstube, — von dem kleinen Mädchen bis — zu der Mutter. Sie enthalten aufgezeichnete Gedanken, schildern, so gut es mir gelang, die bunten Züge unseres geistigen Lebens, daneben Träu=

mereien und Wünsche, wie man sie im Kreise vertrauter Freundinnen wohl laut werden läßt, etwa in der Dämmerstunde eines Winterabends, am flackernden Kaminfeuer oder im Sommer in der Laube eines stillen Gartens, während glückliche Kinder sich unfern auf dem Rasen herumtummeln und ihr Lachen und Jauchzen zu uns herüberschallt wie Musik.

Wir werden eben über das reden, was unsere eigentliche Sphäre bildet, wollen das kleine Mädchen in der Kinderstube belauschen, sowie die Beschäftigungen, Meinungen und Interessen der heranwachsenden Tochter, werden über die „schöne Zeit der jungen Liebe" plaudern, und über die Rosenzeit des Brautstandes, möchten gern die „Blumen- und Dornenstücke" in dem Dasein der Frau näher betrachten, und endlich unsere Augen weiden an dem Strahlenkranz der Mutterwürde.

Niemand wird aus diesem kleinen Buche Überraschendes erfahren, — vielleicht werden sogar manche sagen: „Dies alles hätten wir uns selber klar machen können", — oder: „Genau so haben wir auch schon zuweilen über all diese Dinge gedacht", oder: „Dies sind Alltäglichkeiten, die man sich selber sagen kann!" u. s. w.

Ja, daran liegt es aber eben — man sagt sich's nicht laut und deutlich genug, wenn man sich's nur sagte, recht laut und deutlich sagte! Wir reden und lesen aber von soviel Dingen, die uns fern liegen, und übersehen

darüber nur gar zu oft das Nächste und Notwendigste, daß es uns ganz heilsam ist, es einmal „Schwarz auf Weiß“ vor uns zu sehen und so nach Hause zu tragen. —

Laßt uns also zwanglos und aufrichtig eine Weile über uns selbst plaudern. Wir pflegen ja selten an einem Spiegel vorüberzustreifen, ohne einen kleinen verstohlenen Blick hineinzuwerfen, ob alles fein in Ordnung, — fassen wir auch einmal unser geistiges Spiegelbild, wie es uns in diesen Blättern entgegentritt, fest ins Auge und prüfen, ob da drinnen auch alles, wie es sein muß, und ob er wohl immer recht hat, jener liebenswürdige Dichter, der da von uns singt:

„In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich;
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich!“

Sagt mir's wieder, liebe Schwestern, ob dieser Vers zu dem Spiegelbilde genau stimmt. Es bittet darum

Eure

Elise Polko.

Erste Abteilung.

Von dem kleinen Mädchen in der Kinderstube.

Motto.
O des süßen Kindes und o der glücklichen Mutter,
Wie sie sich einzig in ihm, wie es in ihr sich ergetzt.
Goethe.

Wird einem Lande ein Kronprinz geboren, so erschüttern über hundert Kanonenschüsse die Luft, erblickt aber ein Prinzeßchen das Licht der Welt, so begnügt man sich mit einundzwanzig. Bei der Geburt eines gewöhnlichen kleinen Mädchens — des ersten Kindes — pflegen Empfang und Begrüßung im Verhältnis ebenso bescheiden zu sein. Aber Freude ist doch da, tiefe, dankbare Freude, in der Hütte wie im Palast, wenn sie sich eben auch vielleicht weniger laut äußert als bei dem Empfang eines männlichen Erben und Stammhalters. — Denn glückselig und gesegnet ist doch das Haus erst, wenn jener köstliche Lichtstrahl der Welt, der Strahl aus Kinderaugen, es erhellt und durchdringt. Dies goldene Licht ist von gleicher

Kraft und Wirkung für die Herzen der Eltern — mag es zuerst aus den Augen eines Sohnes oder einer Tochter brechen, es verbreitet, gleich der vielgepriesenen Sonne des Südens, eine Wärme, die aus dem erstarrtesten Erdreich Keime, Knospen und Blüten hervortreibt. — Gelöste Bande zieht die kleine, süße Kinderhand fester, getrennte Gedanken und Interessen vereinigen sich plötzlich zu gemeinsamem Glauben, Lieben und Hoffen. Wir werden wieder jung mit unsern Kindern, wieder froh und sorgenlos.

„Du blühst in deinem Mädchen wieder,
Ich blüh' in meinem Buben neu" —

singt Herder. Das Geschenk eines Kindes ist eben das höchste Geschenk, das uns werden kann — — bei seinem Empfang ist nichts als lautere Dankbarkeit, Händefalten und seliger Jubel. Und mag auch später, bei der Art der Entwickelung der verschiedenen Geschlechter, bei den Hoffnungen, die sich an den heranwachsenden Knaben heften, sein Leben und Sein eine scheinbar größere Bedeutung gewinnen für Vater und Mutter, eine ungeteiltere Aufmerksamkeit beanspruchen — als das stille Aufblühn eines Mädchens, so ist eben in der Kinderstube, diesem wohleingezäunten Plätzchen unserer ersten Freuden, — diesem behaglichen, warmen Nestchen, von solch einem Unterschied noch nichts zu bemerken, — da ist nur Sonnenschein — — unbegrenztes Glück über das Dasein des Kindes.

„Du unserm Bündnis aufgedrückt
Von Gottes Hand ein Siegel!
Die Liebe sieht sich selbst entzückt
In deines Auges Spiegel,

In welchem sich vereinigt weiß
Der Mutter Seele, des Vaters Geist!"

Rückert.

Gleich in den ersten Lebensmonaten zeigt sich übrigens zwischen den beiden Geschlechtern ein bedeutender Unterschied in dem ganzen Sein und Wesen. Singt doch unser Schiller:

„Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben,
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmut zurück."

Das Mädchen — abgesehen von der größeren Zierlichkeit der Gliedmaßen und Gesichtszüge, — wenn man anders köstliche Pausbäckchen, die durch ein winziges Mündchen und ein kaum sichtbares Näschen nur mühsam getrennt werden, schon Züge nennen darf, — schaut mit großen Augen ganz anders darein als der künftige Gebieter, der schon von klein auf die Unterlippe, den einstigen bedeutsamen Thermometer seiner Laune, vorzuschieben pflegt bei jeder passenden Gelegenheit.

Der Blick eines kleinen Mädchens sagt nämlich: „alles gefällt mir," — der des Knaben sagt: „ich will alles haben!" Auch der Klang der Stimmen ist merklich verschieden, ein Mädchenstimmchen hat selbst im Weinen etwas rührend Geduldiges, während ein gesunder Junge sich auch im Schreien als den einstigen Herrn der Erde zu erkennen giebt. Keiner alten echten Kinderwärterin wird es in den Sinn kommen, um des Weinens eines kleinen Mädchens

willen auch nur einen Schritt schneller zu gehen; rührt sich aber der künftige Gebieter nur, so eilt sie, was sie eilen kann, um den Schreihals zu beruhigen.

In den Äußerungen der Zuneigung unterscheidet sich auch der Knabe sehr bald von dem Mädchen. Ersterer hält sich nur mit der Mama und der ersten Wärterin gut, und beachtet meistens den Papa, in der Zeit bis zum zweiten Jahre etwa, nicht sonderlich viel. Die letztere dagegen zeigt sich jedem hold, der ihr ein freundlich Gesicht entgegenträgt. Je zärtlicher die Gefühle des Knaben, desto gewaltiger zupft, rauft und strampelt er, die Liebe des kleinen Mädchens bekunden ungeschickte reizende Küsse, oder Kußversuche vielmehr, Hinlangen der kleinen Arme und unartikuliertes Jauchzen. Das kecke Ding fürchtet sich vor dem dunkelsten Barte nicht, und verläßt die Mutter, um sich von einem fremden Manne in den Arm nehmen zu lassen. — Sind die Mädchen über das zweite Jahr hinaus, so ist des Umschlingens und Anschmiegens kein Ende. Ein wahrer Goldquell von Liebe und Zärtlichkeit sprudelt in dem kleinen Herzen auf und überströmt alles, was dem holden Geschöpfe in den Weg kommt.

In wie rührender Weise dies oft zu Tage tritt, zeigt uns folgende Geschichte, die der tiefblickende poetische Andersen, jener Mann mit dem Mikroskop im Herzen, wie der unvergeßliche Max Waldau sagt, den Mond erzählen läßt.

„Gestern," so erzählte mir der Mond, „blickte ich in einen engen, von Häusern rings umschlossenen Hof hinunter. Da lag eine Gluckhenne mit elf Küchlein; ein niedliches

kleines Mädchen sprang um sie herum; die Henne gluckte und breitete erschrocken ihre Flügel über die Kleinen aus. Da kam der Vater des Mädchens, er schalt, und ich glitt weiter, ohne ferner daran zu denken. Heute Abend aber, es ist nur wenige Minuten her, blickte ich wieder in denselben Hof hinein.

Es war alles still; bald aber kam das kleine Mädchen, schlich sich ganz leise bis an das Hühnerhaus, schob den Riegel zurück und schlüpfte zu der Henne und den Küchlein hinein; diese schrieen laut auf und flatterten umher; die Kleine lief hinterdrein, das sah ich deutlich, denn ich blickte durch ein Loch in der Mauer.

Ich zürnte dem bösen Kinde, und freute mich, als der Vater kam und noch heftiger als gestern schalt, und sie am Arme faßte. Sie bog den Kopf zurück, die blauen Augen waren mit großen Thränen gefüllt. „„Was machst du hier?““ fragte er. Sie weinte — „„Ich wollte die Henne küssen und sie wegen gestern um Verzeihung bitten, aber das wagte ich nicht, dir zu sagen!““

Und der Vater küßte die holde Unschuld auf die Stirn, ich aber küßte die Augen und den Mund.“ —

So entfaltet sich schon in der ersten Jugendblüte, in dem Knospenalter der Kindheit, leise und lieblich eine jener schönsten Eigenschaften des Weibes.

„O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit.“

R. Reinick.

Anschließend an die Kindeseinfalt, wie sie sich jedem, der dafür ein Herz hat, in rührender, oft humoristischer Weise offenbart, will ich das herrliche Gedicht von Karl Gerok, was Paul Thumann meisterhaft in allen Zügen kindlichen Lebens illustrierte, den Müttern nicht vorenthalten.

„Es läuten zur Kirche die Glocken,
Die Eltern, sie gingen schon aus,
Drei Kindlein in goldenen Locken
Die sitzen noch unter dem Haus.

Die muntern unmüßigen Gäste
Sind doch für die Kirche zu klein,
Doch wollen am heiligen Feste
Sie fromm wie die Alten schon sein.

Hat jedes ein Buch sich genommen
Und hält es verkehrt auf dem Schoß,
Draus singen die Schelme, die frommen,
Mit schallender Stimme drauf los.

Weiß selber noch keins, was es singet,
Singt jedes in anderem Ton;
Singt immer, ihr Kindlein, es dringet
Auch so zu dem himmlischen Thron.

Dort stehn eure Engel, die reinen,
Und singen dem Vater der Welt,
Der stets aus dem Munde der Kleinen
Am liebsten sein Lob sich bestellt.

Singt immer, da drüben im Garten,
Da singt's in die Wette mit euch;
Die Vögelein sind es, die zarten,
Die zwitschern im jungen Gesträuch.

Singt immer, ihr singet im Glauben,
Das ist ja dem Heiland genug.
Ein Herz ohne Falsch wie die Tauben
Nimmt frühe gen Himmel den Flug.

Singt immer; wir singen, die Alten,
Und lesen die Schrift mit Verstand,
Und doch, ach! wie hundertmal halten
Das Buch wir verkehrt in der Hand!

Singt immer; wir singen die Lieder
Nach Noten, so wie sich's gehört,
Und doch — vom Gezänke der Brüder
Wie oft wird der Einklang gestört!

Singt immer; aus irdischen Hallen
Der hehrste und herrlichste Chor,
Was ist er? — ein kindliches Lallen,
Ein Hauch in des Ewigen Ohr!"

Gerok.

Tritt beim echten Knaben das Entschiedene, Dreiste, Kecke sofort zu Tage, so spiegelt sich beim kleinen Mädchen schon im Gesamtausdruck des Gesichts, wie in dem ganzen Wesen, die sanfte, bezaubernde Erleuchtung jenes himmlischen Gefühls der allgemeinen Liebe.

Ein kleines Mädchen schläft nicht ein, wenn die Mutter ihr den Gutenachtkuß verweigert, weil sie „unartig" gewesen. Sie liegt still und schaut mit großen Augen immer und immer nach der Thür — — ob die Mutter nicht doch noch einmal komme und Verzeihung bringe. — — Und sie kommt auch. — Sie schleicht sich doch nach einer kleinen Weile an das Bettchen, um nachzusehen, was der kleine „Trotzkopf" wohl mache. — Und wenn sie dann

zwei bittenden Augen begegnet und wenn sich zwei warme, weiche Arme um ihren Nacken schlingen — — wie könnte sie da den ersehnten Gutenachtkuß verweigern! — Einen Knaben stören jedoch dergleichen Dinge selten oder nie in seinem Schlaf — er pflegt ein versagtes Butterbrot länger und schmerzlicher zu beweinen, als einen versagten Kuß.

Beim ersten Versuche, selbständig in der Welt aufzutreten, das heißt beim Laufenlernen, zeigen sich die kleinen Mädchen fast alle schon als zukünftige flinke Tänzerinnen, und zappeln mit den Füßchen mehr Françaisen-Pas in der Luft, als daß sie ordentliche regelrechte Schritte zu machen versuchten, während Knabenfüße meist von allem Anfang auftreten, als sollte kein Gras mehr wachsen unter ihren Sohlen. Trotzdem fallen Knaben öfter und schwerer. Wenn das Laufen erst sicher geht und die Wärterin oder Mutter nicht mehr jedem Schritt folgen muß, wenn das Umkollern, Aufschreien und Trostlieder singen, wie z. B. das besonders wunderthätige

„Heile, heile, Kätzchen,
Kätzchen lief den Berg hinauf.
Wie es wieder 'runter kam,
War alles wieder heil!“

seltener wird, dann gewinnt die Kinderstube bedeutend an poetischem Reiz. Dann erst beginnen nämlich unter den Geschwistern verschiedenen Geschlechts jene Spiele, in denen sich so anmutig und unverkennbar die Natur des künftigen Mannes und der künftigen Frau offenbaren. Das Mädchen trippelt mit der kopflosen Puppe geschäftig hin und her, ist

Amme, Köchin und „Madame“ in einer Person, hat selbstverständlich ganz gewaltig viel zu thun und gönnt sich erst einige Ruhe, wenn das seltsame Puppenkind zu Bett gebracht worden. Sie benutzt diese Erholungszeit vielleicht dazu, schnell einmal mit dem Bruder Hottopferd zu spielen.

Der echte gesunde Junge verrät selten mehr als einen herablassenden Anteil an den Pfleglingen des Schwesterchens, desto empfänglicher zeigt er sich aber für ihre Wirtschafts- und Küchenangelegenheiten. Mit welcher Bereitwilligkeit verläßt er sein Lieblingsspielzeug, um an dem Diner oder Souper teilzunehmen, zu welchem ihn die Kleine einladet, mit welchem Entzücken nimmt er an ihrem Tischchen Platz und verzehrt jene mystischen Gerichte, die auf dem kleinen Kochherde mit kaltem Feuer zubereitet wurden.

Er unterwirft jede Schüssel einer strengen Kritik, verschmäht jedoch keine einzige, und die Schwester füttert ihn mit derselben Hingebung, wie die Grasmücke etwa einen jungen Kuckuck, der in ihr Nest geraten. — Ob sie selbst dabei etwas Erhebliches mitbekommt, ist ihr gleichgültig, ihr genügt das stolze Bewußtsein, solche köstliche Dinge selbst bereitet zu haben, und höchstens nimmt sie sich Zeit, ein bißchen zu naschen, wenn sie für den kleinen Unersättlichen die Schüsselchen wieder voll füllt. Wie verschieden die Empfindungen, die solch ein Gastmahl zu erwecken vermag, zeigten mir ein vierjähriges Mädchen und ein fünfjähriger Knabe.

Beide standen am Fenster, nach beendeter Mahlzeit. Der Vorhang war zurückgeschlagen, die Sterne leuchteten

am herbstlich klaren Abendhimmel. „Das sind lauter helle Augen, die uns zugeguckt haben,“ rief die kleine Schwärmerin.

„Nein, Hottopferde sind's, die Futter haben wollen,“ entgegnete er gelassen.

Rührend ist es, zu beobachten, wie früh und anmutig sich bei dem kleinen Mädchen der Hang zum Dienen zeigt, jener Urbestimmung des Weibes. Wie glücklich ist sie, wenn dem Brüderchen ein Strumpfband losgegangen, das sie wieder zu befestigen vermag, oder ein Knopf aufgesprungen, den sie zuknöpfen darf. Wie schnell lernen die Hände die Kunstgriffe des Zuschlingens, Bindens, Einhakens und Knöpfens, während die Knabenfäustchen sich vergebens mühen, dergleichen zuwege zu bringen. Fußbänke im Schweiß des Angesichts herbeischleppen, den schweren Schlafrock dem Papa mit Mühe und Not zureichen, Nachtschuhe und Stiefelknecht, Brille und Zeitung holen, und womöglich alles dies auf einmal, damit ja keine anderen unberufenen Hände sich an diesen lieben Gegenständen vergreifen, — das ist die größte Herzerquickung für das kleine Mädchen. Eine kluge Mutter wird auch solchem Diensteifer nimmer steuern, sondern ihm im Gegenteil möglichst reichliche Nahrung geben, eingedenk jenes Goetheschen Spruches:

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gebühret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,

Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre!
Wohl ihr, wenn sie sich daran gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht sind ihr wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!"

Auch der angeborene Trieb des Mädchens zum Pflegen und Warten äußert sich ebenfalls sehr zeitig und lieblich. Der Knabe hat nur an dem gesunden Geschöpf Freude, er spielt mit seinem Hunde, springt und läuft mit ihm herum, teilt sogar sein Frühstück mit ihm, hungert für ihn, wenn's nicht anders sein kann, um den lustigen Spielgefährten sich zu erhalten. Das erkrankte Tier flößt ihm Scheu und Abneigung ein, während das Interesse des kleinen Mädchens an jedem lebendigen Wesen mit der Hülflosigkeit desselben wächst. — Jede Familie hat ihre Invaliden in Gestalt alter Hunde und großer Katzen, grämlicher Papageien und lebensmüder Raben, und die kleinen Mädchen sind es, die diese treuen Hausgenossen zu pflegen sich erbieten. Verunstaltete, hülflose Geschöpfe, die irgendwie zu Schaden kamen und einem Mädchen in den Weg krochen, sind geborgen. Mit einem leisen Schauer zwar, aber ohne Besinnen, werden sie in Schachteln gebettet und mit Speise und Trank erquickt. Die wunderbarsten Doktorkünste werden an ihnen probiert, und man entläßt seine Schutzbefohlenen nicht eher, als bis sie auf eigenen Füßen davonlaufen oder mit geheilten Flügeln fortzuflattern vermögen. O, wer da erzählen oder malen könnte, welch reizende Scenen von unermüdlicher Sorge und aufopfernder Pflege würden da

zu Tage kommen, die in den vier Mauern eines stillen Stübchens spielten.

Während die Brüder sich draußen lustig tummeln, sitzt die künftige barmherzige Schwester, der einstige Engel an dem Schmerzenslager der Kranken und Sterbenden, stundenlang regungslos, und hält auf den Knieen einen alten kranken Hund, der in ihrem Schoße eingeschlafen. Sie hat sein Leben dem Vater wahrhaft abgebettelt, nun muß sie auch seine alleinige Wartung übernehmen, da jedem das arme Tier zur Last. — Und sie that es — aus ihren Händen empfing er seine Nahrung und seinen Trank — und als er da auf ihrem Schoße eingeschlafen war, wagte sie kaum zu atmen, aus Furcht, ihn zu wecken. — Aus jener zärtlichen Wärterin junger, nackter Sperlinge, denen man die Eltern weggefangen, die mit Lächeln einer Wasserfahrt entsagt oder eine fröhliche Land=partie aufgiebt, nur um die kleinen Dinger zur rechten Zeit zu füttern, erwächst gewiß eine Mutter, die durch nimmer müde Sorge und Treue dem Himmel das Leben eines Kindes abzuringen weiß, das die Ärzte von der Geburt an als ein dem Tode geweihtes Wesen bezeichneten.

Wieviel Seufzer und heiße Thränen um ein im Garten leblos gefundenes Vögelein, welche aufrichtige Trauer und ernste Feierlichkeit mit dem Begräbnis! — Der Bruder beklebt die kleine Sargschachtel mit schwarzem Papier, gräbt die Grube, spricht ein Verschen über dem Gestorbenen und versteht den Hügel aufzuwerfen — wer aber jeden Abend ein Kränzchen darumlegt oder ein

Sträußchen hinbringt, und im Winter am ersten Weihnachtstage ein winzig Zweiglein vom lieben Christbaume — ist das kleine Mädchen.

Tritt der Tod in seinem vollen furchtbaren Ernste in ein Haus, so äußert sich die dumpfe Angst und der Schmerz der Kinderseele unendlich verschieden in beiden Geschlechtern. — In einer glücklichen Familie war die Mutter gestorben. — Öde und leer waren plötzlich alle Räume, in denen sonst ihre Gestalt gewandelt, und die Zurückgebliebenen, der Vater und zwei Kinder, drängten sich schluchzend so eng aneinander, als seien sie jetzt die einzig Lebenden auf einer todeseinsamen Welt. Der Knabe und das Mädchen von acht und sieben Jahren erschienen in den ersten Tagen von einer lähmenden Furcht, von einem unbekannten Etwas ergriffen, das noch da in irgend einem Winkel lauere, um bei dem geringsten Geräusch hervorzubrechen und Böses zu vollbringen. Als aber die stille Leiche zur letzten Ruhe gebracht worden und das Alltagsleben im Hause wieder seinen alten Gang ging, und nur der Sessel der Mutter am Fenster leer blieb, der Nähtisch verschlossen und ihr Bett aus dem Schlafzimmer weggetragen war, auch ihre Kleider hinter dem Vorhang im Garderobenzimmer verschwanden, da ging der Knabe wie im Traume umher. — Er rührte kein Spielzeug an, aß wenig, wurde blaß, stand fast den ganzen Tag mit aufgestützten Armen am Nähtisch der Mutter und schaute starr zum Fester hinaus. Abends wollte er sein Gebet, das er sonst mit „Mama" gebetet, trotz aller Schmeichelworte

nicht hersagen, er schlief allnächtlich unruhig und stöhnte im Traume.

Das Mädchen dagegen zeigte eine wunderbare Lebendigkeit. Sie war unzertrennlich von Vater und Bruder, hing sich mit dem lieblichsten Lächeln bald an den einen, bald an den andern, plauderte und fragte unaufhörlich, teilte Zärtlichkeiten aller Art in verschwenderischem Maße aus, und die Leute, die das Kind so sahen, schüttelten den Kopf, daß die kleine Meta so bald die Mutter vergessen. — Nie nannte sie die Gestorbene, und das fiel dem Vater so schmerzlich auf, da die Kleine früher mit fast leidenschaftlicher Innigkeit an der sanften Mutter gehangen, und ihr verändertes Wesen verletzte ihn oft so, daß er sie nicht selten beinahe hart zurückwies. Aber dies Abwehren verscheuchte sie nicht, sie ermüdete nimmer, sie kam immer wieder mit den bittenden Augen und lächelnden Lippen und hing sich an ihn, und bald gab er sich auch ihren Liebkosungen hin, hörte auf ihr Geplauder, und ihr liebes Gesicht und ihre süße Stimme erquickten und zerstreuten ihn endlich wider Willen.

Mittlerweile hatte sie auch die Schwermut des Bruders bezwungen, zuerst nur durch allerlei seltsame Versuche, ihn wieder auf sein Spielzeug aufmerksam zu machen, indem sie plötzlich mit seinen Pferden zu spielen begann, seine kleine Peitsche schwang, als ob er selber ihr regelrechten Unterricht darin erteilt, mit seinen Bauhölzern die wunderbarsten Gebäude aufführte, die immer sehr bald mit großem Gepolter wieder einzustürzen pflegten, und seine Bleisoldaten

in konfusester Ordnung aufstellte. Dem allen konnte doch nun einmal kein echter Junge ruhig zuschauen. Max drehte also bald den Kopf, sah der Schwester halb erstaunt, halb mürrisch zu, verließ dann langsam seinen Platz, ging hin zu ihr, legte wohl auch einmal Hand an, wenn sie irgend etwas gar zu ungeschickt machte, und ließ sie endlich gar nicht mehr aus den Augen.

Am zweiten Tage tadelte er sie schon hin und wieder laut, riß ihr auch wohl die Peitsche aus der Hand, um ihr zu zeigen, was Knallen sei, warf die Bleisoldaten um und versuchte ihr einen Begriff von Schlachtordnung beizubringen, indem er selbst sein Heer aufstellte. Und da sie trotz alledem sich noch immer so ungelehrig zeigte, sogar mit seinem Spaten und seiner Harke in den Garten lief, um ihn nachzulocken, so war er bald mitten im lustigsten Spiele. — Da kam es denn, daß er sogar eines Tages dem Vater, der ihm sein überlautes Singen mit den Worten verwies: „denkst du denn gar nicht mehr an deine Mutter?" mit herzzerschneidender Naivetät erwiderte: „Ich habe jetzt soviel zu thun! Auch ist sie ja schon vierzehn Tage begraben, aber ich denke doch noch jeden Abend im Bette an sie!"

Wochen gingen hin. — Eine anmutige junge Schwester der Toten kam ins Haus und mit ihr ein Sonnenstrahl für alle. — Sie waltete lieblich in der Weise der Verstorbenen, und Max behauptete schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes, das Butterbrot, das sie ihm zubereitet, schmecke beinah so gut wie das aus den Händen der

Mama. — Auch die Stirn des vereinsamten Mannes erhellte sich, er fing wieder an, für das äußere Leben Empfänglichkeit zu zeigen. Man unternahm gemeinsame Spaziergänge, scherzte und lachte wieder bei Tische, der Nähtisch der Mutter stand nicht mehr verlassen, die junge Tante saß in dem Sessel am Fenster. Sie nähte Puppenkleider für Meta und haschte sich mit Max im Garten.

Da fing plötzlich die Kleine an, still und ernsthaft zu werden, ihre Wangen wurden bleich, die Augen verloren den Strahl von Frohsinn, die Lippen das Lächeln. Gegen die Tante zeigte sie sich spröde und kalt. Nie nahm sie irgend eine Speise aus ihrer Hand an, die ihr sonst die Mutter gereicht, und die Puppenkleider, die sie von ihr bekam, zog sie den Puppen nie an. — Allmählich stellten sich schleichende Abendfieber ein, und der Hausarzt zeigte bald eine besorgte Miene. Man pflegte und hütete das Kind mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit; die Jahreszeit war warm und schön — allein die Krankheit der Kleinen wich weder, noch nahm sie einen bestimmten Charakter an. — Meta klagte jedoch nie, nahm willig, was man ihr verordnete, blieb allezeit geduldig und freundlich, und bestand nur mit eigensinniger Heftigkeit darauf, trotz ihrer Schwäche, sich allein an- und auszukleiden.

Eines Morgens wurde sie beim Anlegen des Kleidchens von einer leichten Ohnmacht befallen. Die Tante sprang ihr bei und entdeckte, als sie die Kleine zu beleben versuchte, auf ihrer Brust ein kleines Päckchen, bestehend aus einem Tuch und ein Paar Frauenhandschuhen; ersteres

entsann sie sich, an dem Halse der Verstorbenen gesehen zu haben. Sie ließ den Fund an seiner Stelle, verriet aber tiefgerührt ihre Entdeckung dem Vater. — Man kam nun auf die Vermutung, daß Meta vielleicht an heimlicher Sehnsucht nach der toten Mutter leide. Nach einer gemeinschaftlichen Beratung mit dem Hausarzt ward eine Reise angeordnet und sofort angetreten. — Man fuhr den Rhein hinauf nach Bingen, um sich dort für den Rest des Sommers niederzulassen.

Die Kleine betrachtete die neuen Umgebungen mit achtsamen Augen, erschien heiterer, aber die Fieber wichen nicht, und Antlitz und Gestalt verfielen allmählich. Das zarte Leben schien zu erlöschen wie ein Licht, dem das nährende Öl mangelt. — An einem schönen Augustabend saß der Vater mit dem Töchterchen an dem offenen Fenster des Gartenhauses und hielt die leichte Last auf seinen Knieen. Beide schauten schweigend hinaus in die schöne Welt. — Vom Garten her klang das Jubeln des Knaben herauf, der seine junge Tante mit Rosenblättern warf. — Der Rheinstrom schimmerte zwischen den Bäumen und rauschte fröhlich. Sein Spiegel schien mit Goldfunken bestreut, Schiffe zogen von ferne vorüber, kleine Nachen gaukelten hin und her, glückliche Menschen saßen darin und sangen:

„Trag' mich, Schifflein, leise, leise,
Ruhig fort in eb'ner Weise." —

„Ist es hier nicht schöner denn daheim?" fragte da der Vater und küßte die Stirn seines Kindes. „War die Mama auch einmal hier?" lautete die leise Gegenfrage. —

Er zuckte zusammen — es war das erste Mal, daß Meta von der Toten redete. „Sie war mit mir auf der Hochzeitsreise hier, als sie mir kaum eine Woche erst angehörte," antwortete er. Das Kind schwieg eine lange Weile, endlich richtete sie sich auf, wendete ihr Gesicht mit dem Ausdruck rührender Angst zu dem Vater hin und flüsterte: „Ich muß dich doch etwas fragen, ich kann's nicht länger aushalten, aber traurig darfst du nicht darüber sein! Versprich mir das im voraus!" — Er nickte beklommen und faßte ihre heiße Hand. „Wenn ich nun hier sterben müßte," fragte sie dann, „und die Engel trügen mich von hier aus in den Himmel, würde ich dann die Mama auch gleich finden? Es ist doch so gar weit von hier bis daheim, wo die Mama zum lieben Gott hinaufgestiegen. Was sollte ich aber im Himmel thun, wenn ich sie nicht gleich fände!" —

Der Vater beruhigte nun sein Kind, so gut er es in der ersten Erschütterung vermochte. — Sie wurde auch sichtlich heiterer nach ihrer kleinen Beichte und seiner zärtlichen Erwiderung, und schlief in der folgenden Nacht ruhiger denn seit langer Zeit. Von nun an war sie nur noch Zärtlichkeit und Sorge für ihre Lieben, und dazwischen bat sie zuweilen unendlich lieblich: „Weint nur nicht, wenn ich gestorben bin, ihr wißt ja, zu wem ich gehe!"

Noch einige Wochen zuckte das reine Flämmchen dieses Lebens hin und her — dann erlosch es sanft. Der letzte Laut des sterbenden Kindes war der Ruf „Mama",

aber mit dem Ausdruck einer so grenzenlosen Sehnsucht und Freude zugleich, daß selbst das gebeugte Vaterherz die kleine fliehende Seele nicht hätte zurückhalten mögen, die auf der Erde wie im Himmel nun einmal nichts anderes suchte als: die Mutter, und die doch erst dann die fröhliche Pilgerfahrt in den Himmel antrat, als es — — keine Wunden mehr zu verbinden — keine Trauer zu verscheuchen mehr gab.

So in der ersten Jugend und Lieblichkeit sinkt zuweilen ein Geschöpf ins Grab an jener seltsamen Krankheit des weiblichen Geschlechts, die so manches Opfer fordert und deren Namen man doch niemals in den Sterbelisten findet: an einem gebrochenen Herzen, — an der heißen, verzehrenden Sehnsucht nach dem toten Mütterlein. Ein unendlich wehmütiges Bild hat auch Robert Prutz von solchem Hangen, Bangen und Streben eines verlassenen Kindes gemalt.

„Es irrt ein Mägdlein ganz allein
Auf ödem Pfade durch den Hain.
Es klagt und weint die Äuglein rot;
Seine Mutter, sagen sie, ist tot.
Und jammernd ruft es durch den Wald,
Daß laut das Echo wiederhallt:
„Wo bist du, Mutter? sage mir!"
Und horch! das Echo tönet: hier!

Das Mägdlein lauscht, ihm wird so bang,
Weiß nicht, woher die Stimme klang,
Schaut in das Thal, schaut in die Höh',
Fährt auf wie ein gescheuchtes Reh,

Und läuft durch Dorn und Busch und Grund,
Das Kleid zerreißt, der Fuß ist wund: —
Sie aber jammert durch den Wald,
Daß laut das Echo wiederhallt:
„Wo bist du, Mutter? sage mir!“
Und wieder tönt das Echo: hier!

Sie kam an eines Seees Rand,
Geschmückt mit Blumen allerhand,
Mit Rosen und mit Rosmarin,
Mit Trauerweiden dicht und grün.
Dem Kinde deucht die Flut so blau,
Als ob's in Mutteraugen schau,
Die Welle rauscht so sanft, so weich,
Dem Wiegenlied der Mutter gleich:
„Wo bist du, Mutter, sage mir!“
Und aus den Wassern tönt es: hier!

Da schwillt vor Ungeduld ihr Herz,
Und heitern Auges, ohne Schmerz,
Rasch in die Flut stürzt sie hinein:
„Nun hab' ich dich, lieb' Mütterlein!““

Es ist nichts Seltenes, daß eine Schwester einem Bruder nachstirbt oder nach seinem Verlust tödlich erkrankt, und doch erscheint das kleine Mädchen am Totenbette am ruhigsten. Sie vergißt über dem Kummer und der Trauer ihrer Umgebung ihren eigenen Schmerz, und erst später, wenn alle anderen sich mit ihrem Leid gleichsam abgefunden, sucht sie das ihrige hervor.

Ein Schwesterchen, dem die ältere dreijährige Gefährtin gestorben, suchte, obgleich sie selbst kaum reden und allein gehen konnte, die Verschwundene unter bangen Klagelauten in allen Winkeln, ruhelos und unabläſſig, bis sie

endlich einen kleinen Schuh entdeckte, den ihr Liebling getragen, und von diesem Augenblick an wurde sie wieder heiter und ruhig. Sie überhäufte ihn mit stürmischen Liebkosungen, und ließ ihn Tag und Nacht kaum einen Augenblick von sich. So oft sie aber die Mutter weinen oder den Vater traurig sah, holte sie ihr Kleinod, den roten Schuh, herbei, legte ihn der Mutter in den Schoß, oder dem Vater in die Hand, schmiegte sich an ihre Kniee, und mit einem glückseligen Lächeln zu ihnen aufblickend, schien sie sagen zu wollen: „Nun könnt ihr doch nicht mehr weinen!“

Andere bedeutsame, aber minder ernste Ereignisse im Leben des kleinen Mädchens sind die ersten Strickanfänge, die erste eingefädelte Nähnadel und der erste, selbst eingeschlagene Saum. Welches weibliche Wesen erinnert sich nicht mit Lächeln jener ernsten Lehrstunden in der Kunst, einen endlosen Faden mit Hilfe einiger langen Nadeln zu zahllosen winzigen Maschen zu schürzen, aus denen mit der Zeit, je nach Bedürfnis, sich ein Strumpfband, Wiegenband, Band für die Botanisirbüchse des Bruders und endlich das Meisterstück: der wohlgebildete Strumpf, entwickelte.

O, über die Himmelsgeduld der lehrenden Mutter, die nimmer müde ward, den kleinen ungeschickten Fingern das Schlingen der Maschen zu zeigen, und immer wieder von neuem die Nadel lehrte, wie sie es zu machen habe, den Kopf schnell aus jener Schlinge zu ziehen, die man ihr übergeworfen, um dann wieder flink in eine andere zu

schlüpfen und das Spiel von neuem zu beginnen. Welche Seufzer stößt die Lernende aus, — wie ungeduldig rückt sie hin und her, — die Sonne scheint auch gar zu schön, und die Brüder spielen im Garten Federball! — Auch verstohlene Thränen fließen — wer hat aber auch in aller Welt das Stricken erdacht?! Das muß wirklich eine recht böse Person gewesen sein! „O, nein, eine sehr nützliche und gesegnete," sagt da die alte Großmutter im Lehnstuhl, die mit ihren fleißigen Händen schon seit Jahren die flinken Füßchen ihrer Enkelkinder versorgt. — „Und was werden die Brüder staunen, wenn du ihnen Socken strickst!" lächelte nun die Mutter. „Das kann dir ja keiner von ihnen nachthun!" Das war das rechte Wort! Neuer Mut kommt über die Lernende! Die Strickübungen werden mit erhöhtem Eifer möglichst geheim betrieben, bis man endlich, ohne von drei Maschen zwei fallen zu lassen, sich auf einen Stuhl neben die Mutter setzt, mit dem Strickzeug, just zur Zeit, in der die Brüder aus der Schule kommen. Man macht dann natürlich ein gewaltig ernsthaftes Gesicht, thut als ob das Stricken etwas ganz Alltägliches, das man allenfalls im Schlafe vollbringen könne, und erwartet, innerlich nicht wenig erregt, den Erfolg der kühnen Schaustellung.

Stumme und laute Bewunderung ist freilich anfänglich der Lohn, dann aber folgen gar bald Aufmerksamkeiten anderer Art, die aber nicht zu den angenehmen gehören, wie z. B. tückisches Nadelausziehen, Garnloswickeln und dergleichen mehr. Doch alle derartigen Leiden ver-


Eug. Klimsch
H.GÜNTHER.SC.

sinken endlich in dem ungeheuren Jubel über die erste wirklich fertige Socke, wie Regentropfen im Meer versinken. Welch ein Triumph, wenn dies wunderliche Gewächs mit Hilfe von gütigen Feenhänden, die abends immer an der Ferse und Spitze halfen, glücklich zustande gebracht ist. Das ganze Haus feiert ein Fest, und der Vater und Hausherr selber spielt die Rolle eines Opferlamms dabei, denn er läßt eben seine Füße geduldig in jene zweifelhaft geformten Etuis einfangen. Ich glaube, keine weibliche Arbeit hat so viele laute und erstickte Seufzer gekostet, als das leidige Strickenlernen, und manches wilde, fröhliche Mädchen hat weniger jenen berüchtigten „schwarzen Mann“ gefürchtet und den „Nix in der Grube“, als das Geklapper der Stricknadeln. Selbst das Geburtstagsgeschenk eines dickgeschwollenen „Wunderknäuels“, in das die Hände der Mutter oder Großmutter allerlei niedliche Gegenstände gewickelt, wird meist doch nur mit einem matten Lächeln empfangen. Zum Glück lassen sich diese verborgenen Schätze heben und ans Licht ziehen, ohne daß man sich allzusehr dabei müht.

„Es ist eben auch da nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen!“

denkt die kleine Schelmin, und bohrt mit dem Fingerchen so eifrig und lange in das „Wunderknäuel“, bis auf einmal etwas „ganz von selbst“ herausfällt!! Das Beste dürfte also doch immer sein, nur ein einziges Ding auf des Knäuels tiefunterstem Grunde einzuwickeln, denn das=

selbe ganz abzuwickeln, wird doch nur in den seltensten Fällen gewagt. —

Der Trieb zur Thätigkeit zeigt sich übrigens in den meisten Fällen schon sehr früh bei dem kleinen Mädchen, er kann aber nicht zeitig genug geregelt und eingedämmt werden, sonst führt der Hang, sich zu beschäftigen, zu jener leeren Geschäftigkeit, die tausenderlei unternimmt, ohne eines wirklich zu vollenden. Nur ein Mädchen, das von klein auf daran gewöhnt wurde, eine bestimmte Zeit zu den Füßen der Mutter strickend oder nähend zu sitzen, und erst freigelassen wurde, wenn es seine kleine Aufgabe vollendet, wird später als Hausfrau, oder Vorsteherin eines Haushaltes überhaupt, das ganze Räderwerk der Wirtschaftsmaschine in geregeltem Gange zu erhalten wissen, jedem sein richtiges Maß von Arbeit zuzuerteilen verstehen und sich selbst nicht den kleinsten Teil davon zurückbehalten.

Thätig sein mit Freuden und nicht mit Seufzen, das ist die wahre, echte, segenbringende Thätigkeit, — und der Grund dazu wird allezeit in der Kinderstube gelegt. — Ein Mädchen, das von der Mutter angehalten wurde, jedes Puppenkleid zierlich und accurat zu nähen, wird gewiß späterhin keinen schiefen Saum an ein Kinderhemdchen legen, noch einen Knopf mit einem schwarzen Faden annähen, der einen weißen verlangt oder umgekehrt. Das englische Sprichwort sagt: „Das Kind ist des Mannes Vater". Dürfen wir nicht mit gleichem Rechte behaupten, „das kleine Mädchen ist die Mutter der Frau?" wie

mancher Grund einer unglücklichen Ehe wurzelt in der frühesten Jugendzeit. Und wie oft hört man von den Lippen junger Frauen und Mütter das herzerquickende Wort: „Ich danke es einzig nur der Mutter, daß ich so glücklich bin, daß mir alles so leicht wird, was ich mir so schwer dachte. Was ich früher in der Kinderstube unter ihren Augen spielte, führe ich jetzt im Ernste auf, und was die Mutter mir damals verbot, gilt noch heute."

Ein vielgeschmähtes charakteristisches Zeichen des weiblichen Geschlechts, das ebenfalls sehr zeitig und bestimmt hervortritt, ist jene lebhafte Lust, sich zu schmücken; der Gefallen an allem Glänzenden, Hellen, Schönen und der damit fast immer verbundene Sinn für das Reinliche, Saubere, Zierliche. Dieser Doppelsinn äußert sich anfangs nur in dem Erschrecken über jeden Schmutzfleck oder Riß, in dem Kummer über eine losgegangene Haarflechte, die man sich noch nicht allein wieder befestigen und einflechten kann, und in der Trauer um eine verlorene Bandschleife. Es liegt in dieser Zeit in den Händen der Mutter oder sonstigen Erzieherin, das Kind zu einer eitlen Modepuppe heranzubilden, oder zu jenem echten Weibe, das sich schmückt, auch wenn niemand es in seinem Schmucke sieht, und das in seinem frischen Wesen dem Manne auch in demselben Kleide immer neu und reizend zu bleiben weiß, wie der Frühling, den wir ja auch bewundern und lieben, obgleich er jahraus, jahrein doch immer dasselbe grüne Kleid trägt und nur hier und da am Ausputz allerlei ändert.

Es ist eine Notwendigkeit, dünkt mich, in dem kleinen Mädchen den Sinn für harmonische Farben=zusammenstellung zu wecken und zu pflegen, und ihr bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß ein weibliches Wesen auf seine äußere Erscheinung etwas halten müsse, nicht allein, um im edlen Sinne des Wortes zu gefallen, sondern auch, um auf andere wiederum zu wirken. Das gute Beispiel thut allezeit mehr, als Bücher voll goldener Lehren: Mutter und Erzieherin dürfen dem Kinde nie in nach=lässiger Toilette erscheinen. Es muß gar nicht ahnen, daß es zerdrückte Morgenhauben, niedergetretene Schuhe, un=saubere Handschuhe und dergleichen gebe. —

Die feine Kennerin der weiblichen Natur, Madame Necker=Saussure sagt so richtig:

„Das Verlangen, sich kleidsam anzuziehen, ist so un=überwindlich bei einem weiblichen Wesen, daß die Mutter sich hüten muß, einen solchen natürlichen Trieb zu unter=drücken, er geht Hand in Hand mit der Scheu vor dem Lächerlichen, Auffallenden, die mit der Sittsamkeit ver=wandt ist. Man lege also einigen Wert darauf, daß die Tochter auf ihren Anzug halte und wenn die Mode weder unschicklich, noch ungereimt ist, so lasse man sie derselben folgen; je weniger sie sich in ihrem Anzuge von allen übrigen unterscheidet, je weniger wird sie an denselben denken." — Nur meine ich, könne eine Mutter nicht früh genug dahin wirken, daß ihr Kind nicht die Menschen nach den Kleidern, die sie tragen, unterscheide, — die Wichtigkeit und Bedeutung all der verschiedenen äußeren

Dinge, — Schmuck, Sammet und Seide, müßte vor den Augen und dem Ohr des Kindes immer der Bedeutung des Benehmens der Menschen untergeordnet werden. Man müßte dem aufmerksamen, beobachtenden kleinen Mädchen von der schlicht gekleideten Frau, dem einfachen Manne irgend eine hübsche Geschichte erzählen von ihrem Thun und Wirken, irgend etwas an ihrem Sein und Wesen warm loben, damit es eine andere Schönheit und Liebenswürdigkeit ahnen und würdigen lerne als die äußerliche. —

Aber dagegen nimmer das Mädchen lehren, sich um „anderer Leute“ willen besser anzuziehen. Wie es vor den Augen der Eltern einhergehen darf, so muß es auch vor Fremden erscheinen können, es sei denn, daß eine besondere Beschäftigung oder ein Fest eine Änderung des gewöhnlichen Anzugs als eine Notwendigkeit erscheinen ließe. — Das unselige, so häufig gehörte: „ich putze dich, wenn die Tante, der Onkel, die Pate oder der Vetter kommen“, hat größeres Unheil für spätere Zeiten gestiftet, als man glaubt.

Es giebt leider Frauen, die sich durch mehrere Zimmer zu retten versuchen „in ängstlicher Flucht“, wenn ein Fremder in den Vormittagsstunden zufällig einzutreten versucht, und Jungfrauen, die höchstens mit dem Kopf durch die Thürritze zu schauen vermögen, wenn man an der Hausklingel schellt, oder einen nicht besonders melodischen Schrei ausstoßen, wenn der ältere Bruder einmal unangemeldet mit einem Freunde nachmittags im Wohnzimmer erscheint, die dagegen reizend geschmückt abends

im Kreise der Freunde die Wirtinnen spielen. Ich wette, alle diese scheuen Rehe durften einstmals im dunkeln Kinderzimmer zwischen unachtsamen Wärterinnen und unsaubern Dienstboten ungehindert thun und treiben, was sie Lust hatten, und pflegten sich nur andern Augen zu zeigen, wenn sie vom Kopf bis zum Fuß umgewandelt worden. Wenn man überhaupt Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, in wie vielen Familien auf Ruhe, Selbständigkeit und trauliches Familienleben verzichtet wird, und das alles nur, um als geputztes Schauspiel vor der Menge zu erscheinen, so fühlt man sein Herz schwer werden. In den meisten Fällen dürfte es zweifellos sein, daß der Keim zu solchem Unheil schon in frühester Jugend gelegt wurde und ein altes gutes Sprüchlein sagt: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Viele Kleider sind ein gefährliches Geschenk für kleine Mädchen, das weiß jede vernünftige Mutter, denn je weniger Anzüge, desto mehr wird die Kleine sie schonen, aber auf einen zierlichen Schnitt selbst des allereinfachsten Stoffes halte man durchaus, damit das Kind nicht den Anzug nach dem Werte des Stoffes, sondern nur nach der Art, wie er getragen wird, beurteilen lerne. Ein neues Kleidchen wird nun einmal trotz Erziehungspredigten und Büchern, solange die Welt stehen bleibt, etwas Entzückendes sein für das Mädchenherz, — — wer möchte dies leugnen? — Selbst jene kleinen allerliebsten Wildfänge, die mit ihren Brüdern um die Wette springen und klettern, und auf möglichst unbemerkte Weise aus dem

Garten oder dem Hofe wieder ins Haus zu schlüpfen suchen, um der wohlverdienten Schelte über Risse, Löcher, Schmutzflecken und verwilderten Locken zu entgehen, sind nur solange gleichgültig gegen Anzug und Ansehen, als keine fremden Augen prüfend auf ihnen ruhen. Beim ersten staunenden Blick erwachen Scham und Schönheitssinn, und die wirren Locken werden geglättet, die Mängel versteckt, so gut es eben gehen will. —

Und in den nachfolgenden Mondgeschichten des feinen Herzenkenners Andersen tritt die kleine Evatochter in eben dieser ihrer Freude an der bunten Hülle in so bezaubernder Natürlichkeit und Klarheit vor unsere Augen, und dies Bildchen paßt mit wenigen Abänderungen so genau auf die große Evatochter, daß selbiges eigentlich jedem Buche über weibliche geistige Erziehung als Titelblättchen beigegeben zu werden verdiente mit dem Motto: „So bin ich nun einmal!“

Hört, was der Mond erzählte. „Ich habe den Kadetten Offizier werden und sich zum erstenmal in seine prächtige Uniform kleiden gesehen, und des Fürsten junge Braut in ihrem Prachtanzuge; aber nie habe ich eine Seligkeit erblickt, ähnlich der eines vierjährigen Mädchens, welches ich heute abend beobachtete. Sie hatte ein neues blaues Kleid erhalten und einen neuen rosaen Hut; der Staat war eben angelegt und alle riefen nach Licht, denn des Mondes Strahlen, die durch das Fenster drangen, waren nicht hell genug; ganz andere Lichter mußten angebrannt werden. Da stand das kleine Mädchen, steif wie

eine Puppe, die Arme ängstlich von dem Kleide ab ausstreckend, die Finger weit auseinander gespreizt. O welche Seligkeit strahlte aus ihren Augen, aus ihrem ganzen Gesichte! „Morgen sollst du in dem Kleide ausgehen," sagte die Mutter, und die Kleine blickte das Kleid an und lächelte selig. „Mutter, Mutter," rief sie dann, „was werden wohl die kleinen Hündchen denken, wenn sie mich in diesem Staate erblicken?!"

Ändert nur den letzten Satz, — und die Geschichte paßt auch auf Siebzehnjährige — Achtzehnjährige und noch höher hinauf sogar.

Das Leben des kleinen Mädchens wird somit von drei Interessen erfüllt, von der Puppe, von dem Anzug, und von den Büchern, in denen „hübsche Geschichten und Bilder" zu finden.

Es gilt für kein gutes Zeichen, wenn ein Mädchen die Puppe so gar früh bei Seite schiebt, — die Erfahrung lehrt, daß gerade die warmherzigsten und liebenswürdigsten Frauen und Mütter aus jenen Kindern geworden, die am längsten an der Puppe gehangen. „Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel," sagt unser Schiller, — die Arme, die einst die Puppe zärtlich und sorgsam umfaßten, halten später ein Kind. — Ein Mädchen, das ohne Versuche, dem Übel abzuhelfen, mit einer schmutzigen, in zerrissene Kleider gehüllten Puppe spielt, wird wahrscheinlich dermaleinst ihre Kinder in ähnlichem Zustande auf den Knieen wiegen, und die Kleine, die ihr Puppenschränkchen nimmer in Ordnung zu halten wußte, dürfte

später ihre Mantille mit ihren Schuhen in denselben Kasten schieben, und ihre Handschuhe zwischen ihren Strümpfen zu suchen haben, — ihren Hut aber im Kleiderschrank ihres Mannes, und ihre Servietten unter den Taschentüchern. — Das Kind ist die Mutter der Frau.

Es ist keine Pedanterie, nach meinem Gefühl, wenn eine Mutter dem Töchterchen nicht erlaubt, ein schiefgeschnittenes Puppenkleidchen zu verarbeiten, oder das Puppenkind ohne ordentliche Unterkleider herumtragen zu lassen. Wie oft wurzeln die Fehler der Unordnung und Unsauberkeit, der Nachlässigkeit und Verschwendung, die nachher die Quelle eigenen und fremden Unheils werden, in — der Puppenstube und — Puppenküche. — Nichts ist eben bei dem Werke der Erziehung zu gering oder des Beachtens nicht wert in jener ersten Entwicklungszeit der jungen Menschenknospe. —

Eine reizend anmutige Geschichte erzählt Rudolf Reichenau vom kleinen Mädchen und seinem natürlichen Gefallen an allem Glänzenden — an dem Schmuck und Tand des Lebens.

„Wer nicht blind ist, dem muß es auffallen, wie die Kleine den bunt uniformierten Vetter auszeichnet, der zum Besuch gekommen ist. Schelmisch blickt sie über die Untertasse, in der sie den Milchkaffee kühl bläst, nach ihm hin. Sie schleicht hinter seinen Stuhl und zupft neckend an den Schößen des Waffenrocks, in der Hoffnung, der Vetter werde urplötzlich rückwärts greifen und sie festzuhalten suchen, wie gestern, als sich ein so lustiges Haschen daraus

entspann. Da dies nicht geschieht, schleppt sie mit Anstrengung einen andern Stuhl herbei, setzt sich dicht neben ihn, legt ihr Köpfchen an, streichelt und umfaßt ihn, thut, als hörte sie gar nicht der Mutter Abmahnung: „Nun quäle den Vetter aber auch nicht beständig!" — und findet den schnurrbärtig rauhen Ton, mit dem dieser sich weitere Maßregeln vorbehält, von entzückender Liebenswürdigkeit; denn ein wenig Derbheit bei den Männern lieben die Damen, die großen wie die kleinen, sie muß nur graziös bleiben, wie in diesem Falle, indem der Vetter sagt: „O, wenn sie mir's zu arg macht, nehme ich sie beim Wickel und werfe sie zur Thür hinaus."

Auf einen Augenblick verjagt, ist sie gleich wieder da, hebt ihr Röckchen halb hoch und hält es vergleichend an seinen Arm.

„Du, wessen Rock ist hübscher?"

„Meiner," sagte der Vetter.

„Nein, meiner, meiner! Aber dein Kragen ist hübscher als Papas," fügt sie tröstend hinzu. „Rote Kragen gefallen mir besser wie schwarze."

Sie macht ihm Mitteilungen über die merkwürdigsten Erlebnisse ihrer jungen Tage, wie sie schon einmal den Nachtwächter pfeifen gehört, und neulich einen toten Maulwurf im Garten gefunden, stellt eine Auswahl der witzigsten Bonmots des Kindermädchens zusammen, die alle so eingeleitet werden: „Einmal sagte ich .... und da sagte die Karoline ....", sie räumt, um ihre Schätze zu zeigen, den Spielzeugschrank mehr als zur Hälfte aus

und präsentiert insbesondere sämtliche Puppen, bis zum Wickelkind, dem „Onkel Vetter", — der aber ruhig dankend die Zumutung der Kußpflicht ablehnt, wogegen er mit Interesse erfährt, daß Freitag über acht Tage der kleinen Puppenmutter Geburtstag sei und daß sie hoffe, der Vetter werde dann noch hier sein, indem sie sicherheitshalber die nicht schwer zu verstehende Andeutung hinzufügt: „Vetterchen, was wirst du mir schenken?"

Rätsel und Schwänke geben dem gemütlichen Plaudern auch einen Reiz für den Verstand.

„Welcher Knecht thut gute Dienste und bekommt doch keinen Lohn?"

Oder: „Lang hängt es an der Wand, man trocknet sich daran die Hand."

„Weißt du, Louis" — die Freundschaft ist schon bis zu dieser kordialen Form der Anrede gediehen — „ich kann höher springen als der Kirchturm."

„Es ist wohl nicht möglich!"

„Ja .... doch .... der Turm kann ja gar nicht springen!" —

„Was wollen wir wetten, du kannst nicht sagen: der Hahn, der Hahn und nicht die Henne."

„Nun sage du mir aber einmal: graue Erbsen," schlägt der Vetter vor und schüttelt, wenn sie zum Sprechen ansetzt, das kleine Kinn mit dem Grübchen so herzhaft, daß nichts herauskommt, als: „grau ... au ... au ..." Es ist zum Totlachen.

Nach Tische gehen Vetter und Bäschen die Diele

entlang, nebeneinander auf und ab, sie mit gefährlich gespreiztem Ausschreiten, denn Schritt muß gehalten werden. Der Vetter zählt: „einundzwanzig, zweiundzwanzig, rechten, linken — Speck und Schinken.“

Dann jagen sie im Zimmer umher, und so groß der Vetter ist, er weiß sich zu tummeln: erst läßt er sie ganz nahe kommen, und dann, wenn man ihn schon zu fassen meint, mit gewandtem Sprunge über Stühle und Sofalehnen, weg ist er wie der Blitz.

Sie machen ein Hallo, daß der Nachmittagschlaf aus dem halben Stadtviertel verscheucht wird.

Nach den lebhaftesten Manövern zu Fuß kommen die Kavallerieübungen daran. Die Kleine wünscht auf dem Knie zu reiten, sie auf dem einen, die Schwester auf dem andern, nach dem Takte des Wechselschrittes: „erst dies, dann das — erst dies, dann das.“

Sodann laufen die beiden jungen Damen, indem der Vetter die Stellung des Kolosses zu Rhodus annimmt, unten durch, wobei des Scherzes Spitze die ist, sich während der Passage den Kopf nicht zwischen den Knieen einklemmen zu lassen.

Auf dem Spaziergange, von der Mutter an der einen Hand gehalten, besteht die treue Verehrerin darauf: „mit der andern fasse ich den Vetter an.“ Ferner gewähren die blanken Uniformknöpfe, außer der Annehmlichkeit, sich darin zu spiegeln, den Vorteil belehrender Experimentalstudien der mit dem Mechanismus des Auf- und Zuknöpfens noch

unbekannten Jungfrau, und hieran schließt sich natürlich das stets erwünschte Zeigen der Uhr.

„Hörst du? das ist das Herzchen der Uhr. Hast du auch ein Herzchen?"

„Ja!"

„Wo denn?"

„Hier in der Brust — fühl einmal!"

Vetter Blankrock, Vetter Blankrock! Wir stehen für nichts. Nun kommt der Abend, und beim „Gute Nacht" beglückt die „rundumküssende" Freundin den auserwählten Freund vor allen andern im ganzen großen Familienkreise mit dem heitersten „Kneif- und Knallkuß", auch „Zündhütchen" genannt, — von der starken Klangwirkung der explodierenden Zärtlichkeit.

Nicht wahr, eine ziemlich weitgehende Vertraulichkeit? Und welchem jungen Manne, zumal welchem jungen Kriegshelden, der soweit gediehen, wäre es zu verdenken, wenn er noch weitergehende, ganz ernstliche Eroberungspläne auf ein so deutlich und thatsächlich ausgesprochenes Entgegenkommen bauen zu dürfen meinte?

Werden sich diese Hoffnungen erfüllen? Die Abschiedsstunde schlägt, der Wagen steht vor der Thür. Zum letztenmal faßt der Vetter sie unter die Achsel, er hat schon die Handschuhe und den Paletot an — sie soll noch einmal, zum letztenmal, die famosen Luftsprünge machen — höher schwang sie noch niemand als der Vetter Lieutenant mit seinen kräftigen Armen — zum letztenmal führt sie, hoch schwebend, ihre lustigen Zappel-Entrechats aus.

Dann setzte er sie nieder und fragt: „Wirst du mich denn auch ein klein wenig lieb behalten?“

Jeder, der etwas von Herzensangelegenheiten versteht, wird begreifen, wie gespannt der Vetter ihrer Antwort entgegensieht. Und wie lautet die Antwort? Die Freundin sagt nicht „nein“ — also

Keine voreiligen Schlüsse! Armer Vetter! Wir haben aber gewarnt, als es noch Zeit zu sein schien. Armer Vetter, dir wäre besser, du erhieltest ein klares, unumwundenes, unzweideutiges „Nein“. Dann weiß man doch, woran man ist. Sie sagt nicht „nein“, sondern sagt mit einer von Trennungsweh auch nicht im mindesten getrübten Heiterkeit:

„Morgen ist Sonntag, da ziehe ich mein neues Kleidchen an — das mit der Joppentaille.“

Reichenaus „In unsern vier Wänden“ gehört in seiner Wahrheit, Poesie und Empfindung in die Bibliothek jeder Mutter.

Die Freude, sich selber und alles, was mit dem kleinen Ich zusammenhängt, zu schmücken, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Dasein des weiblichen Wesens, dieses Interesse überlebt oft alle andern, denn selbst das Vergnügen an den Büchern oder an der erzählten Geschichte weicht in vielen Fällen demselben.

Überhaupt tritt die Lust, selbst zu lesen, meist später an das Mädchen heran, als an den Knaben, und nimmt erst am Ende der Kinderstubenzeit einen leidenschaftlichen Charakter an.

Der Knabe liest von Anfang an gern selbst, überzeugt sich mit eigenen Augen von der Wahrheit, will jedes Wort der Geschichte untersuchen und „Schwarz auf Weiß nach Hause tragen". Das Mädchen hört lieber vorlesen und bettelt bei dem Bruder und bei der älteren Schwester so lange und gewöhnlich auch so reizend, bis sie wirklich ein „ganz kleines Geschichtel" vorlesen, wobei das Puppenkind ausgezogen und in den Schlaf gebracht, oder gar der Strickstrumpf hervorgesucht wird. — Die dankbarsten Zuhörerinnen aber sind jene selig lauschenden Geschöpfchen, deren kleine Hände vor eifrigem Aufhorchen lässig in den Schoß sinken, deren halb geöffnete süße Lippen die Worte von dem Munde des Erzählers zu trinken scheinen, deren Atem stockt bei jenen Stellen, die etwas Wunderbares enthüllen, und in deren Augen sich das ganze Märchen widerspiegelt. Da lohnt sich's, zu erzählen! „Ohne solches Erzählen kann ich mir keine frohe Kinderstube denken." Auch der weise Erzieher Salzmann sagt: Erzählungen, lebendig und darstellend erzählt, üben auf Kinder einen ganz unbeschreiblichen Eindruck; aber man muß mit seiner Seele in der Seele der Kinder sein, sonst kann man so nicht erzählen. — Und dann allein hören wir auch mit unserer ganzen durstigen Seele zu. Ich erinnere mich noch der Dämmerstunden, wo die Erzählungen der Mutter uns das Zimmer mit Zaubergestalten füllten, unter Schauern des Entzückens. Wir lauschten fast atemlos, auf kleinen Bänkchen zu ihren Füßen sitzend, dicht an ihre Kleider gedrängt, und nichts hätte uns von ihrer Seite wegzu-

locken vermocht. — Die Leidenschaft, zuzuhören, taucht in einer andern Zeit und unter andern Umgebungen häufig mit voller Gewalt wieder auf; wenn nämlich das Mädchen eine Frau geworden, fällt ihr leider nur allzuoft jener holde Traum aus der Kindheit wieder ein: wie wunderhübsch war's doch, wenn die Brüder ihr vorlasen!

„Wenn doch mein Mann — — —" Aber ein Ehemann ist nun einmal in den seltensten Fällen ein williger Vorleser, höchstens in dem ersten Ehestandsjahre — und wird gar zu leicht — — — müde, — viel schneller sogar als die Brüder und Schwestern damals. — Es giebt eben nur eine unermüdliche Erzählerin anmutiger Geschichten, die sogar nicht einmal ein Buch braucht und die doch schöner als das schönste Buch zu reden weiß, und das ist: die Mutter. — Wohl jedem Kinde, dem eine Mutter Geschichtchen erzählte, es wird in keiner entgötterten Welt leben, es wird noch an Wunder glauben und die alltäglichsten Dinge von einem rosigen Glanz umleuchtet sehen. Es wird Freude haben am Leben und ein warmes offnes Herz, für die Lust und das Weh anderer. Jenes Goldrändchen, mit dem die Märchen der Mutter alle Gegenstände umziehen, schleift sich nimmer ab, diese Vergoldung allein ist echt.

Wie lieb und schön spricht Bogumil Goltz von jenen Kindermärchen, die uns die Mutter erzählt! Er sagt uns Frauen sonst im allgemeinen nicht viel Gutes nach, — aber um dieser Worte willen verzeiht man ihm gern vieles.

Jene Stelle heißt: „O über die Kindermärchen! —

„„Wer bricht mein Haus? Wer bricht mein Haus?““ ruft die alte Hexenmutter den im Walde verirrten Kindern zu, die auf dem Pfefferkuchendache sitzen und sich's gut schmecken lassen, und das Brüderchen und Schwesterchen antworten mit ihrer Unschuld himmlischem Witz: „„der Wind, der Wind, das himmlische Kind!““ Welcher Professor oder moderne Poet kann heute noch so ein Kardinalmärchen erfinden? — Ein Pfefferkuchendach und auf demselben ein paar im Walde verirrte Kinder, in Hunger und Lust. — Welcher Magisterverstand vermag so in Sinn und Bedürfnis der Kinderphantasie zu erdichten, und dann wieder die mutterwitzige, kindlich schöne, echt idealisierte Antwort: „„der Wind, der Wind, das himmlische Kind!““ Ich habe es nie verstanden und doch in meiner Kinderphantasie so wunderbar überdichtet, so tief empfunden, in Herzensschauern, in Gesichten von Himmel und Erde zugleich, daß ich's gar nicht sagen kann.“

Und dies Geständnis drängt sich einem Manne auf die Lippen, wie muß also das weibliche Herz aufgehen bei der Erinnerung an die Märchen der Mutter, an diese wahre, echte „Lotosblume“ unserer Kindheit, wie Julie Burow so schön sagt. — Wie wahr sind Tiecks Worte über das Märchen, von der Mutter erzählt; „das echte Märchen“ — so lauten sie — „erschließt uns mit seinem Kindertone und dem Spielen mit dem Wunder eine Gegend unseres Gemüts, in welche die übrige Kunst und Poesie nicht hinanreicht.“

Das Märchen läßt sich auch, trotz mancher dagegen

streitenden Ansichten, nicht aus dem Paradiese der Kinderstube vertreiben, — nur mit der letzten Mutter zieht das letzte Märchen aus.

O diese süßen Märchen der Kindheit von den Lippen der Mutter, strömt nicht von ihnen jenes Rosenlicht aus, welches das Eden unserer ersten Jugendzeit so wunderbar verklärt in unserer Erinnerung? Sind eben sie nicht ein echter Zauberwald, dessen grüne Pforte uns wie zur Rettung immer offen steht, wenn uns die wirkliche Welt allzu winterlich anhaucht; sind sie nicht ein Paradies, das wir nimmer verlieren können, das uns alle jene süße Wärme, jenes entzückende Licht, jene duftenden Blumen willig spendet, die uns das Leben verweigerte?

Du armes beraubtes Kind, dem keine Mutter, keine sanfte Stimme je ein Märchen erzählte, dir fehlt etwas, das dir selbst die Engel im Himmel nicht wiedergeben können! Wirst du ein Mann, so wirst du alle Blumen, die vor deinen Augen erblühen, nur mit dem Blick des Forschers betrachten, du wirst dich nimmer an ihrem Dufte erfreuen, an ihrem Glanze erlaben, du wirst nur ihre Staubfäden zählen und ihre Wurzelfasern analysieren. Für dich giebt es keinen Sternenglanz, dein Auge berechnet nur den Weg, den die Lichtstrahlen gehen, ehe sie die dunkle Erde erreichen, und der Raum zwischen ihnen und uns ist für dich wirkliche Finsternis. Für dich giebt es kein Glauben, nur Wissen! — Wirst du aber ein Weib — so trifft dich das Schwerste: du wirst kalt und ungeliebt über die Erde gehen, denn das Mädchenherz, das nicht

glauben, so recht tief und innig glauben lernte an eine geheimnisvolle Wunderwelt — lernt auch nicht lieben, und eine Frauenseele, die nicht zu lieben versteht, ist das ärmste, verlassenste, trostloseste Ding auf Erden, eine ausgestoßene Peri, die nimmer eine Heimat findet. — Gott gönne jedem Kinde jene harmlose Märchenwelt, in die eine Mutterhand es einführt!

Aber nicht allein die Märchen, auch die Lieder und Gebete, die uns die Mutter lehrte, wurzeln in dem Herzen des weiblichen Wesens, man vergißt keines. Wie auch der Strom des Lebens über diese spielend aneinander gereihten Perlen dahinrauschen mag, — es kommt eine Zeit, früher oder später, wo die stolzen Wasser zurückweichen und die versunkenen Schätze wieder sanft glänzend auftauchen. Da fühlt man sich wieder Kind zu den Füßen der Mutter, da hört man die süße — ach längst verhallte Stimme wie in weiter Ferne singen:

„Schlafe, mein Kindchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelchen nun,
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt — —"

Aber das Kind, dem jetzt das Wiegenliedchen Ruhe bringen soll, heißt: — — das Herz. — — Oder jenes lustige Lied taucht auf:

„Tanze, tanze Püppchen,
Was kosten deine Schuh?
Laß du mich immer tanzen,
Du giebst mir nichts dazu!"

Welche Bilder ruft es hervor! — Wir sehen die winzigen Füßchen und die elfenhafte Gestalt des längst gestorbenen Schwesterchens plötzlich dicht vor uns auf- und niedergaukeln, wie sie sich an den Händen der Mutter festhält und lacht. Das rosenrote Röckchen fliegt, die blonden Locken wehen, die Wangen glühen — das milde Antlitz der Mutter ist von Freude wie durchleuchtet. — Wohin sind sie beide gegangen? — — Lustiges Liedchen, wer hätte damals gedacht, daß du einst zu Thränen bringen könntest?!

Auch ein anderes fällt uns ein, das den ersten Rechenunterricht erteilte. Hier ist es:

„Drei einzelne Strümpf',
Zwei dazu sind — fünf,
Wenn ich auch ein'n verliere,
Hab' ich doch noch viere!"

Der kleine Bruder rechnete allezeit das schwierige Exempel viel geschwinder. — Rechenmeister sind wir nun einmal ebenso selten, als wir verstehen, einen Bleistift regelrecht zu spitzen, — welches letztere Bogumil Goltz auch gewissenhaft in das lange Register unserer Fehler und Gebrechen eingereiht hat.

Ach und mehr noch als die Lieder bewahren wir die Gebete, die uns die Lippen der Mutter vorsagten, in unserer Seele. — Wie oft — jahrelang nachher — wenn bitteres Leid über uns gekommen, wenn die Last des Wehs uns unerträglich dünkt, wenn kein anderes Gebet mehr helfen will — blüht urplötzlich solch ein unschuldig

Kindergebet vor uns auf, wie das Vergißmeinnicht auf einem Grabhügel, und schaut uns mit den blauen Augen solange an, bis die lindernden Thränen kommen:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Äuglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruh'n in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

Kranken Herzen sende Ruh',
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel steh'n
Und die stille Welt beseh'n."

Oder:

„Ich leg' mich in mein Bettchen klein,
Leg', lieber Gott, dich mit hinein,
Nimm mich in deinen Vaterarm,
Und deck' mich zu und halt' mich warm."

Und die Bitte:

„Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'!"

Doppelt gesegnet jede Tochter, der eine zärtliche fromme Mutter solchen Talisman mitgab auf die Pilgerfahrt durch das Leben. Nur recht einfach sein, dem Kinde

gegenüber auch in diesen tiefernsten Dingen, keinerlei feierliche Komödie aufführen wollen, damit sich die Kleinen nicht daran gewöhnen, nur Phrasen nachzuplappern. Das kürzeste, schlichteste Gebetchen erfüllt hier am besten seine heilige Mission.

Wie aber auch nur mit der Mutter das Kind, sei es Mädchen oder Knabe, so recht beten kann, das erzählt uns wiederum der Verfasser des lieblichen Buches: „Aus unsern vier Wänden“, Rudolf Reichenau, wunderbar anmutig. Er sagt: Ohne der Mutter Hand zu halten, ohne der Mutter in das Auge zu blicken, wagt sich das Kindergebet nicht heraus aus dem Seelchen, als fürchte es, allein in dem unendlichen Weltenraume des Weges zu fehlen. Selbst der Vater und die geliebteste Wärterin haben nur eine gewisse Vikariatsberechtigung, nicht die vollen verordneten Weihen eines Gebetbeistandes.

Die Mutter macht die Runde von Bett zu Bett, um jedem der Kleinen das fromme Sprüchlein abzuhören.

„Weißt du, Mütterchen,“ sagt das eine, wenn es an die Reihe kommt, „was ich gern einmal möchte?“

„Nun?“

„Ich möchte einmal so schlafen: mit dem Kopfe nach dort (wo jetzt die Füße liegen) und mit den Füßen hierher (wo jetzt der Kopf liegt).“

Diesen bedeutungsvollen Wunsch im Herzen, naht sich der gottesfürchtige kleine Beter dem Altare der Abendandacht.

Mit freundlichem Ernste hört ihn die Mutter an. „So so! Nun sage aber dein Gebetchen!“

Die Hände falten sich, das Gesicht glänzt mild von dem rührenden Ausdruck andächtiger Kindesunschuld.

Ein Engel schwebte über der Stätte, wo eben noch lustige Kobolde sich tummelten. Sollten diese aber ganz und gar verschwunden sein? — Steckt nicht vielleicht der eine oder der andere der ausgelassenen Gäste unter der Bettdecke und wartet nun das Amen ab, um wieder hervorzugucken mit dem triumphierenden Ausruf: „Ätsch, Bertha, du warst die letzte im Bett — du bist Schornsteinfeger. Ich war der erste und bin König!“

Welch ein himmlischer Zauber für jeden fühlenden Menschen in solch einem Schlafkämmerlein waltet, allwo soeben das Abendgebet der Kinder verhallte, schildert der früh verstorbene Dichter Adolf Schults in folgenden innigen Worten:

„Abends, wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leise lausch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob sich's gleiche für und für,
Hör' ich es doch gerne.

Und wenn alles nachgelallt,
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leicht verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn sie dann so lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umstricken —

O dann muß im Kämmerlein
Wohl mein Herz sich regen:
Linde strömt es auf mich ein
Wie ein Abendsegen."

Auch das schöne Volksgedicht „Ein Schlummerlied" verdient einen Platz an dieser Stelle:

Liebchen, laß dich küssen,
Liebchen, gute Nacht!
Wirst nun schlafen müssen,
Hast genug gewacht.
Nun schließ die Äugelein;
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Finstre Traumgestalten,
Bleibt vom Liebchen fern!
Gottes Engel walten
Um die Kindlein gern.
Fallt zu, ihr Äugelein!
Und schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Deine Wangengrübchen
Lächeln immer noch!
Aber schlafen, Liebchen,
Schlafen mußt du doch.
Fallt zu, ihr Äugelein!
Schlaf, Liebchen, schlaf, schlaf ein!

Für jene beraubten kleinen Wesen, denen der Himmel gleich beim Beginn ihres Lebens das Beste und Herrlichste nahm: die Mutter, oder für solche, denen unnatürliche

Verhältnisse kein inniges Zusammenleben mit der Mutter gestatten, hat man Bücher geschrieben voll Gebete, Lieder und Märchen, die das Gesprochene und Erzählte ersetzen sollen. Aber sie verhalten sich zu dem lebendigen Wort, das den Lippen entschwebt, wie die getrockneten Blumen eines Herbariums zu einem frischgepflückten Strauß, auf dessen Blättern noch der Tau des Himmels funkelt. — Die ersten Kinderbücher, die die Litteraturgeschichte namhaft macht, waren freilich nur Katechismus und Gesangbuch. Erst im achtzehnten Jahrhundert tauchten, zuerst in Frankreich, die Kinderschriften und Bildungsbücher auf, welche seitdem in allen Ländern ein so wichtiger Zweig der Litteratur geworden sind. Schon vor etwa neunzig Jahren wurden manche der beliebteren französischen Schriften jener Gattung ins Deutsche übersetzt; zuerst die Bücher von Beaumont, als: Magasin des enfants, Magasin des jeunes Dames, u. s. w. Später manches von Berquin: L'amie des enfants, Bouilly: Conseils à ma fille, Contes à ma fille, viele Schriften der Genlis u. s. w.

Zuerst in Deutschland war es Christ. Felix Weiße, der vom Jahre 1755 — besonders durch seinen Kinderfreund den Sinn für diese Litteratur erweckte. Dann kamen die vortrefflichen Kinder-Bildungs- und Belehrungsbücher von Campe und Salzmann. Darauf folgte bis zu unserer Zeit die unermeßliche Flut von Schriften für die Jugend — gute, mittelmäßige und schlechte!

Wenn man alle diese, oft wahrhaft glänzend ausgestatteten Bücher durchblättert, so sollte man meinen, es

könne gar kein ungezogenes und unmanierliches Kind mehr in Deutschland atmen, so lehrreich und eindringlich und durch prächtige Bilder erläutert, liest man da von dem häßlichen Karl, dem neidischen Gustav, dem artigen Friedrich, dem fleißigen Jettchen, dem aufrichtigen Lieschen und dem mitleidigen Hannchen. — Und doch begegnet man, dem Himmel sei Dank! trotz alledem auf jedem Schritt noch wilden Struwwelpetern, ausgelassenen Zappelphilipps und unermüdlichen Plapperlieschen. Die eigentlichen Kinderunarten treibt eben kein Buch der Welt aus, und eine Erde, nur von Musterkindern bevölkert, wäre herzlich langweilig. Ob aber gewisse Kinderbücher nicht manche Unart erst in die Kinderwelt gebracht, die früher nicht in so auffallender Weise allda zu finden, dürfte einer Untersuchung nicht unwert sein. Die Artigkeit der Kinder, sagt Frau von Olfers in ihrem reizenden „Kinderadvokat", ist ein sehr knappes Wams, in das sie über ein paar Jahre schon nicht mehr hineinpassen.

Zu diesen jetzt so sehr verbreiteten Kinderfehlern gehört z. B. die Verstellung, wenn Fremde da sind, und das sichtliche Bestreben, sich vor andern möglichst vorteilhaft zu zeigen. Die alte Klage der Mütter: „Meine Kinder sind nie so ungezogen, als wenn ich sie gerade recht artig und nett zeigen möchte," wird immer seltener. Die kleinen Damen und Herrchen sind die Anmut und Gefälligkeit selbst, vor den Augen der fremden Onkel und Tanten, — aber — — „wehe, wenn sie losgelassen" nachher in die abgelegene Kinderstube zurückgeschickt werden.

Die meisten Kinderbücher unserer Tage haben es sich eben zur Aufgabe gemacht, alle nur existierenden Unarten auszutreiben, und scheinen es wirklich dahin zu bringen, daß selbige sich in das verborgenste Winkelchen flüchten. Vor den Fremden, Uneingeweihten lassen sie sich nicht mehr sehen, aber in der Kinderstube unter den Augen der Wärterinnen und Erzieherinnen, da halten sie ihr Tänzchen und zeigen sich „losgebunden, frei“ in ihrem vollsten Glanze. — Jene Mütter, die sich lieber in Gesellschaft befinden, als in den Räumen, die von den Kindern bewohnt werden, begreifen selbstverständlich die Klagen nicht, die bei ihnen einlaufen, und geben entrüstet zur Antwort: „Es ist nicht möglich, daß der Karl oder Hans oder Fritz Ihnen Not macht, oder daß Fanny und Klärchen Sie schlagen und ungehorsam sind, — die Kinder benehmen sich ja immer musterhaft, wenn wir sie haben.“

Die Kinderbücher unserer Zeit lassen sich in zwei Teile teilen: in Bücher, die es gut meinen, und in solche, die wirklich gut sind, d. h. in nützlicher Weise und in der richtigen Art auf die Kinderwelt wirken. Leider bilden aber die ersteren die größte Hälfte. — In Bezug auf Grazie und Anmut der Erzählungen für Kinder können wir noch viel von Frankreich lernen; die glänzendste Schriftstellerin für die Kinderwelt ist jetzt die geist- und seelenvolle Schwester Balzacs, Madame Sallande.

Trotz der immer steigenden Flut der deutschen Kinderschriften, trotz der liebenswürdigen Plaudereien eines Pocci, Corrodi, Hoffmann, Fröhlich und anderer, und der nied-

lichen Geschichten einer Thekla von Gumpert, Harrer, Ruhkopf, Großmann und Göhren, eines Nieritz und des Verfassers der einst so vielgelesenen Ostereier, Schmid, sind und bleiben es bis zur Stunde doch noch immer drei Bücher, die sich seit ihrem Erscheinen als die Lieblinge der Kinderwelt behaupten, und die kein Buch der Neuzeit aus den Händen und Herzen der Knaben und Mädchen zu verdrängen imstande war. Diese Lieblinge heißen: „Kinder= und Hausmärchen", gesammelt von Jakob und Wilhelm Grimm, Der Robinson der jüngere des Vater Campe, und die Hey=Speckterschen Fabeln. — Jenen seltsam lockenden, lieben bekannten Ton, den diese drei Bücher in Wort und Bild angeschlagen, hat noch kein Kinderschriftsteller wieder getroffen. Es sind eben Bücher, aus denen etwas zu machen ist für die Kinderphantasie, wie das Kind ja auch am liebsten mit Dingen spielt, die es selber erst zum Spielzeug gemacht hat, — der Knabe mit dem Stock und Papierhut, der nach Belieben Flinte, Speer und Schwert, Helm und Reitmütze vorstellt, und das Mädchen mit der kopflosen Puppe. — Versucht selbst, ob ich wahr geredet, versammelt eine Schar munterer Knaben und Mädchen um euch, gebt ihnen die schönsten Bilderbücher und schiebt irgend eine schmucklose zerlesene Ausgabe jener Genannten dazwischen, — ich wette tausend gegen eins, die verschiedenen kleinen weichen Mädchenhände greifen nach dem Buche, in dem die „herrliche Geschichte" vom Brüderchen und Schwesterchen steht, vom Aschenputtel, vom Rotkäppchen, vom Schneewittchen u. s. w. Und

unter den echten Knaben ist keiner, der seinen Robinson nicht allen Geschichten der Welt von „artigen und unartigen" Buben vorzöge. — Les't dem lustigen Völkchen die niedlichsten Kindergedichte vor, ihr werdet bei keinem derselben die Augen eurer Hörer so hell aufstrahlen, so froh erglühen sehen, als bei der ersten besten Heyschen Fabel mit den köstlichen Bildern. Greift irgend eine heraus, sie schlagen alle an das Kinderherz, wie z. B. diese, die mir da eben einfällt und die Überschrift trägt:

„Kind und Buch".

„Komm' einmal her, du schönes Buch,
Sie sagen immer, du sei'st so klug,
Mein Vater und Mutter, die wollen gerne,
Daß ich von dir was Gutes lerne.
Drum will ich dich halten an mein Ohr,
Nun sag' mir all' deine Sachen vor.

Was ist denn das für ein Eigensinn,
Und siehst du nicht, daß ich eilig bin?
Möchte gern spielen und springen herum,
Und du bleibst immer so stumm und dumm?
Geh, garstiges Buch, du ärgerst mich,
Dort in die Ecke werf' ich dich!"

In diesen Tagen, mit den Frühlingsblumen zugleich, fiel mir ein kleiner Strauß „Kinderlieder" in die Hände, ein fein beschriebenes Blättchen aus der Krankenstube eines warmherzigen Dichters und Kinderfreundes, Dr. Julius Altmann in Berlin, dessen soeben erschienene Lieder und Sprüche „Aus einem Dichterleben" soviel des Schönen, Tiefempfundenen enthalten. (Berlin, W. Moeser.)

Von jenen echten Kinderliedern möchte ich die nachstehenden hier einflechten.

Sonnenstrahl.

„Liegst noch da in guter Ruh',
Bübchen, träumst noch immerzu,
Und der helle Sonnenschein
Strahlt schon in dein Bett hinein?!

Liebes Kind, geschwind, geschwind
Wache auf, sonst wirst du blind,
Sonnenstrahl ist spitz und fein,
Sticht dir aus die Äugelein."

Schaukellied.

„Schwinge, Schaukel, schwinge
Hoch mich auf — hurra!
Schwinge hoch und bringe
Mich den Wipfeln nah.

Möchte stets mich neigen
Lustig ab und auf,
Fliegen, immer fliegen
Bis zur Wolk' hinauf.

In den Himmel schauen
Möcht' ich wohl einmal,
In den goldnen, blauen,
Schönen Himmelssaal."

Zur Zeit machen die reizenden Bilderbücher von Oskar Pletsch ein gerechtes Aufsehen. Er ist der zeichnende Rudolf Reichenau. Seine Kindergestalten sind voll Leben und Wahrheit, und das Herz geht einem auf,

wenn man sein „Kleines Volk“ in seinen Spielen und kleinen Leiden und Freuden belauscht.

Ich finde es von der größten Wichtigkeit, den Kindern von allem Anfang an gut gezeichnete charakteristische Bilder vor Augen zu führen, und überhaupt in jeder Weise den Wunsch, mit Schieferstift und Bleifeder Zeichnenstudien zu treiben, hervorzulocken. Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich unserer ersten Versuche unter der Anleitung der Mutter, auf der Tafel. Wir nannten das natürlich „malen“. — Die Mutter verband nämlich allezeit mit diesem Unterricht die interessantesten Geschichten, die Zeichnungen entstanden spielend. — Sie erzählte von einem Bauer, der sich ein Haus baute, — und fing mit einem kleinen Punkte an, und als die Geschichte fertig war, stand ein langbeiniger Storch mit einem ungeheuren Schnabel zum allgemeinen Jubel auf der Tafel. Häuser wurden gemalt, mit gewaltigen Rauchwolken aus dem Schornstein, Treppen, von der einfachen Hühnerleiter bis zu der breiten Schloßtreppe, Pappelalleeen, tanzende Männer und Frauen, und im höheren Kursus sogar Pferde und Hunde. Dazwischen wurden auch Figuren mit der Schere ausgeschnitten, und mancher Silhouettenschneider verdankt seine Kunst der schlichten lieben Mutterhand. — Karl Fröhlichs reizende Schattenrisse, Oskar Pletschs Bilderbuch und vor allem Karl Vogels „Das erste Schulbuch“ sollten in keiner Kinderstube, oder vielmehr in der Bibliothek keiner Mutter fehlen. —

Das beliebte Ausmalen der Bilderbogen sollte man

nie ohne ernsten Rat und Beistand seinen Lieblingen überlassen, und statt über ein grünes Gesicht und blaue Haare zu lachen, im Gegenteil den Kindern mit aller Gewissenhaftigkeit in der richtigen Wahl der Farben zur Hand gehen. — Wie oft hört man eine Mutter klagen: „Ich weiß meine Kinder nicht still zu erhalten, — sie bringen mich um durch ihr Lärmen.“ — Dieser Seufzer beweist nur, daß der mütterliche Zeichnenunterricht in der Kinderstube noch nicht mit dem gehörigen Ernst betrieben, daß der Farbenkasten noch nicht eingeführt worden. — Die wildesten Knaben sind bei richtiger Anweisung stundenlang an eine Schiefertafel oder an ein Blatt Papier zu bannen, und die Anweisung einer Mutter ist eben immer richtig.

Das Bild eines eifrig malenden Kindes ist obendrein eine so reizende Studie für Vater- und Mutteraugen, daß man nicht versäumen sollte, sich diesen herzerquickenden Anblick möglichst oft zu verschaffen. — Wie sie dasitzen, die kleinen Arbeiter, mit Leib und Seele bei der Sache, ganz in ihre Aufgabe versenkt, mit heißen Wangen und vorgeschobener Unterlippe, ohne aufzublicken. Die wirren Locken fallen über die Stirn, — sie mögen hängen, — die kleine Hand hat keine Zeit, sie wegzustreichen. Aber wer beschreibt den strahlenden Blick der Kinderaugen zur Mutter hinüber, wenn die Arbeit vollendet ist — und welche Mutter vergäße ihn, — er zeigt die Genugthuung des ersten Schaffens, die leuchtende Befriedigung nach vollbrachter Arbeit. — Ach, aller späterer Ruhm bringt uns nicht eine Freude, wie sie uns das erste Lob der Mutter


H.GÜNTHER

oder des Vaters gebracht, wenn wir ihnen unsere erste Arbeit hintrugen, um von den geliebten Lippen zu hören: „Das hast du gut gemacht, — das ist hübsch geworden!“ — Nach meinem Gefühl gehören in die Kinderstube hübsche, den kindlichen Sinn anregende Bilder. Formen und Farben in der täglichen Umgebung müssen das Kinderauge, das viel achtsamer ist, als die großen Leute gemeiniglich glauben, wohlthuend berühren. Nach der gewöhnlichen Meinung ist leider alles gut genug für die Kinderstube. Nicht nur das Ausrangierte, sondern auch das absolut Häßliche, Verbrauchte, findet da noch seine Stelle. „Weil die Kinder doch alles zerstören“, wirft man ein. Das ist aber nicht der Fall, behaupte ich. Lehrt die Mutter sie, was schön ist, achten und schonen, so thun sie es im allgemeinen, besonders die kleinen Mädchen; der Zerstörungstrieb der Kinder ergeht sich meist nur an Dingen, die ihnen direkt oder indirekt von den Erwachsenen als wertlos bezeichnet worden sind, oder — — aus Neugier, um zu sehen, „was darin steckt“. Ein Kind hat ein viel feineres Unterscheidungsgefühl, als wir ihm zutrauen. Ohne Gewissensbisse werden die kleinen Finger das Loch in einem zerrissenen Sofa noch größer reißen, ein mit Tintenflecken beschmutztes Buch noch mehr beschmutzen, — aber schwerlich würde es sich an einem reinen neuen Gegenstande, den man gleichsam unter seinen Schutz stellt, in derartiger Weise vergreifen. —

Georges Sand fragt: „Weshalb scheinen die Italiener schon von Natur Schönheitssinn zu haben? Warum blickt

der Handwerker Veronas, der Krämer Venedigs, der Bauer in der Umgegend Roms mit Genuß auf die schönen Monumente? Warum verstehen sie gute Gemälde, gute Musik, während unsere Klassen, obgleich in übriger Beziehung entwickelter, unsere sorgfältiger erzogenen Bürger das Falsche, das Rohe, das Häßliche sogar in den Künsten lieben, wenn nicht etwa eine bestimmte Erziehung sie umgestimmt hat?" „Es kommt daher," antwortet die geistvolle Frau, „weil wir inmitten des Häßlichen und Rohen leben, — weil unsere Eltern keinen Geschmack haben und weil dieser Stempel nun wieder auf die Kinder sich überträgt. Freilich bleibt es nur die zweite Bildungsregel, daß man Kinder mit angenehmen, edlen und zugleich unterrichtenden Gegenständen umgebe, denn die erste ist die, daß man sie mit vortrefflichen Menschen umgiebt." — Und ich möchte für die Kinder bitten, daß man ihnen ein Gärtchen einrichtet — — und sei's nur ein Rasenfleckchen, — aber wirklich zum Spielen und Jagen, keine abgezirkelten Beete, keine verbotenen Wege, keine kostbaren und seltenen Gewächse. Man schenke ihnen ein Stück blauen Himmels, ein Stück Erde, ein paar alte Bäume und eine Handvoll gewöhnlicher Blumen und das Kind ist glückselig. — — Unser Kindheitsgarten lag in dem alten Leipziger Stadtgraben, seligen Andenkens, — ein Sumpf zog sich vor dem Eingange her, über den eine kleine Brücke führte, — aber auf den trüben Wellen wuchsen weiße und gelbe Wasserblumen, und drinnen im Garten gab es uralte Obstbäume, die immer noch blühten

Jahr um Jahr und immer noch Früchte trugen, — Haselnußgesträuch, Fliedergebüsch, eine Laube von Geisblatt, ein Stückchen Rasen, und allerlei wilde Blumen, — für uns war es ein Paradies. Jedes Kind durfte sein eigenes Gärtchen sich zurecht machen, — niemand verbot uns zu graben und zu pflanzen, — zu laufen, zu klettern, zu springen. — Das war ein Glück über alles für uns. — — O dolce memoria!

Ein rein gestimmtes Klavier würde ich auch für eine Notwendigkeit in der Kinderstube halten, nicht etwa, daß die Kinderfäustchen nach Belieben darauf schlagen dürften, sondern daß sie dann und wann, gleichsam zur Belohnung, mit den kleinen Fingern die einzelnen Tasten berühren und sich am Ton selbst freuen lernten und so allmählich dahin gelangten, die Namen zu unterscheiden. Das A, den Grundton, könnte man ihnen z. B. als die Mutter darstellen, das C als den Vater, die übrigen sind dann die Kinder. — Das Höchste müßte es für ein Kind immer bleiben, wenn die Mama alle die lustigen und lieblichen Kinderlieder, die von Generation zu Generation in denselben Melodieen fortklingen, mit Accorden begleitete, oder ein lustiges Tänzchen spielte. Wie oft hat meine Mutter uns alle um sich an ihrem Klavier versammelt und wir sangen dann glückselig unsere kleinen Lieder mit ihr, — z. B.

„Komm', lieber Mai und mache
Die Bäume wieder grün — —“

oder:

„Seht den Himmel, wie heiter —“

Ich höre sie noch, die Stimmen der Geschwister, und sehe das teure Mutterantlitz, selbst so heiter wie der Himmel. „Ich weiß nicht," ruft Salzmann aus, „soll ich Kinderbälle im Tanzsaal mehr hassen oder Kindertänze in der Wohnstube mehr lieben! Welcher Vater ein altes Klavier oder eine alte Geige oder Flöte hätte, oder eine improvisierende Singstimme, der sollte seine und fremde Kinder zusammenrufen und sie täglich stundenlang nach seinem Orchester hüpfen und wirbeln lassen, paarweise, in Ketten, in Reigen, recht oft einzeln, sie selber mitsingend als Selbstdrehorgeln, und wie sie nur wollen. Im Kinde tanzt noch die Freude, — Leib und Seele leben noch in den Flitterwochen einträchtig und der freudigen Seele hüpfet noch der lustige Körper nach." —

Daß der vielgenannte und bekannte Struwwelpeter einen Eindruck auf die Kinderherzen machen mußte, hat seinen Grund zum Teil in einer Eigentümlichkeit der menschlichen Natur, die auch schon im Kinde sich geltend macht. Es hört mit einem gewissen Behagen von den Fehlern und Unarten anderer und sagt sich dann ganz leise und vergnügt: „Du bist zwar nicht so, aber auf die liebe Nachbarin oder jenen lieben Nachbar, da paßt das ganz genau!" — Und so erkannte denn auch der eine Tintenwilhelm zwar nicht sich selber, wohl aber den andern mit großer Genugthuung in Bild und Beschreibung, und das eine niedliche Plapperlieschen jubelnd das andere und dachte: „Wie froh kann ich sein, daß ich nicht so bin wie diese!" — es ist nichts als eine Wiederholung

jener uralten Geschichte vom Pharisäer und Zöllner, — sie spielt nun einmal bis ans Ende aller Tage, unter den Großen wie unter den Kleinen. Überhaupt wird jeder, der liebevoll darauf achten will, gar bald wahrnehmen, wie die Kinderstube die Welt im Verkleinerungsspiegel zeigt, allwo jenes Schauspiel des Lebens als „lustiges Stück" dargestellt wird, das man nachher im Ernst, in ein Drama verwandelt, draußen aufführt. In seinen keimenden Fehlern und Tugenden ist das Kind der künftige Mensch, der jetzt unter der mild-strengen Zucht der Eltern für die Schule des Lebens vorbereitet werden soll, damit ihm ihr Zwang dermaleinst nicht allzu hart erscheine. — Seht aber selbst zu, ihr treuen Vater- und Mutteraugen, daß dies in rechter Weise geschehe — vertraut eure Lieblinge nicht Fremden an! Ein Tag, den ihr bei euren Kindern verlebt, ist wichtiger, lohnender, segenbringender als oft die lange Sorge der gewissenhaftesten Wächter, die ihr, — bezahlt, damit sie die Seelen eurer Kinder behüten. „Bei der Mutter ist der Platz der Kinder," sagt der Kinderadvokat, „und wäre die erkaufte Pflege die klügste und die beste, es bliebe doch ein Unrecht, ihnen den zu nehmen."

Unsere eigentliche Welt ist und bleibt die Kinderstube wenigstens ganz gewiß. Wir Frauen wechseln im Grunde ja nur den Raum — ziehen langsam aus einem Zimmer ins andere, um uns im glücklichsten Falle doch immer nur — in einer Kinderstube wiederzufinden als: gesegnete Mütter.

Die Welt im kleinen.

„Niemand ist sel'ger als ein Kind! Die Welt
Ist ihm nichts andres als die Liebe, welche
Aus Mutteraugen zu ihm lächelt; Sonne
Und Mond, des Frühlings Kommen und das Gehen
Des Herbstes — rührt es das? Es sieht es kaum;
Ihm steht die Welt, die ihm nur Wonne ist,
Kein Zauberwort, nein, rings so klar, so lieb!
Von Vater und von Mutter sanft umfangen,
Die Händchen in dem Lockenkopf der Schwester,
Besitzt es alles, alles, was es nie mehr
Erlangen konnte, würd' es selbst ein Gott.
Wär' je ein Jüngling thöricht, wär' ein Mädchen
Je leichtgesinnt, wär' unglückselig einer
Zuvor, solange er noch einsam wandelt,
Könnt' er nur eines seiner künft'gen Kinder
Erblicken! Könnte es zum Leichtgesinnten
Gelaufen kommen; könnt' es leis' ihn zupfen:
„Hier bin ich! Bin bald dein!" O könnt' er sehen,
Welch Glück ihm in des Lebens Ferne wohnt,
Er hielte an und suchte sich — die Mutter!
Wär' ein Mensch jemals hart gesinnt, der still
An Kinder denkt? — —"

So singt Leopold Schefer von unserer Welt im kleinen. —

Zweite Abteilung.

Der Flüchtling aus der Kinder- und Schulstube.

O süße Mutter,
Ich kann nicht spinnen,
Ich kann nicht sitzen
Im Stübchen drinnen
Im engen Haus.
Es stockt das Rädchen,
Es reißt das Fädchen,
O süße Mutter,
Ich muß hinaus.

Der Frühling gucket
Hell durch die Scheiben,
Wer kann nun sitzen,
Wer kann nun bleiben
Und fleißig sein?
O, laß mich gehen,
Und laß mich sehen,
Ob ich kann fliegen
Wie Vögelein.

O, laß mich sehen,
O, laß mich lauschen,
Wo Lüftlein wehen,
Wo Bächlein rauschen,
Wo Blümlein blüh'n.
Laß mich sie pflücken,
Und schön mir schmücken
Die braunen Locken
Mit buntem Grün.

Und kommen Knaben
In wilden Haufen,
Wie will ich traben,
Wie will ich laufen,
Nicht stille steh'n;
Will hinter Hecken
Mich hier verstecken,
Bis sie mit Lärmen
Vorübergeh'n.

Bringt aber Blumen
Ein frommer Knabe,
Die ich zum Kranze
Just nötig habe:
Was soll ich thun?
Darf ich wohl nickend
Und freundlich blickend
Zur Seit' ihm ruh'n?

Rückert.

So malt der Dichter den Flüchtling aus der Kinder- und Schulstube, und ein lieblicheres Bild vermag sich die Phantasie nimmer zu schaffen, es ist die anmutigste Farbenskizze zu dem künftigen Prachtbilde des Weibes, dem Schmuck der Schöpfung, der Seele des Hauses. — Wer sähe nicht deutlich und faßbar ein knospenhaft reizendes Geschöpf an der Seite der Mutter knieen, bittend zu ihr aufschauend? Draußen lockt der Frühling mit seinen tausend süßen Stimmen, und drinnen im jungen Herzen werden zahllose Gedanken und wunderliche Fragen wach: — „wer kann nun sitzen — wer kann nun bleiben und fleißig sein?"

In der Wirklichkeit ist aber das Bild doch ein wenig anders. Nicht ganz so reizend, nicht ganz so zärtlich, nicht ganz so unbefangen sind, vermöge unserer heutigen Erziehung und infolge des Zuschnitts unseres Familien- und Gesellschaftslebens, jene jugendlichen Wesen, die, mit sehnsuchtsvollen Blicken und leisen Seufzern, an den Gitterthoren jener verschlossenen Gärten stehen, in welchen die siebzehn- und achtzehnjährigen Rosen blühen. Es ist vielleicht ein Zeichen der Zeit, daß wir einem Alter die geringste Sorgfalt, das oberflächlichste Interesse zuwenden, dem gerade die unausgesetzteste und liebevollste Beachtung so dringend not thut, ja, daß wir dasselbe nur als eine etwas langweilige Übergangsperiode betrachten, die möglichst abzukürzen wir nach Kräften uns bemühen. — Für die in die „Welt" eintretende Tochter haben Vater und Mutter allezeit Augen und Ohren offen, das erwachsene

junge Mädchen umgiebt man mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, hütet und schont sie in jeder Weise, achtet fortwährend auf ihr Äußeres, wie auf ihr Inneres, damit niemand einen Tadel finde an der anmutigen, wohlgepflegten Mädchenblume. Man wählt ihre Lektüre, und braucht nur die Hände auszustrecken und zuzugreifen, so reich ist der Schatz unserer deutschen Litteratur für eine achtzehnjährige Leserin. Nach jeder Richtung hin ist auffallend für die erwachsene junge Damenwelt gesorgt, auf sie richten sich die Blicke von jung und alt, von Männern und Frauen, jeder kommt ihr gleichsam mit einem Blumenstrauß in der Hand entgegen, jeder hat ein freundliches Wort auf den Lippen für sie und fühlt sich beglückt von dem flüchtigsten Schein eines Dankeslächelns. — Für das Mädchen dagegen, das eben die Schwelle der Kindheit überschritt und kaum der Schulstube entfloh, ist so wenig gesorgt, daß man bitter traurig darüber werden könnte. Wenige nur bleiben bei dem schüchternen Kinde stehen, um es mit jenem forschenden Blick der Liebe anzuschauen, der in seiner Wirkung einem Sonnenstrahle gleicht, und selten hat einmal ein Dichter oder eine Dichterin daran gedacht, auch jene dankbaren jungen Wesen zu beschenken, deren ganzes Sein man die Melodie nennen könnte zu jenem Verse:

„O Jugend, o schöne Rosenzeit,
Die Wege, die Stege sind mit Blumen bestreut,
Der Himmel steht offen —
Man sieht die Engelein! —“

In jenem Alter steht wahrlich der Himmel noch offen und die Engel Gottes steigen darin sichtbar auf und nieder — da ist noch nichts in den jungen Seelen als: Glaube, Liebe, Hoffnung, — und das reichste Feld zur herrlichsten Aussaat.

O wunderbares, reiches, geheimnisvolles Leben! Habt doch acht, ihr Mütter, schaut hin:

„Wie alles sich zum ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt“ —

Öffnet doch die Augen, ihr Erzieher und Freunde der Jugend, dies ist die Zeit:

„Wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen.“

Wie sehr jedoch selbst auch die Besseren unter uns gewohnt sind, auf jene für den ernsten Beobachter so interessante Erscheinung des heranwachsenden Kindes halb ungeduldig, halb spöttisch hinzublicken, beweist jener häßliche Name für dieselbe, der selbst häufig Sprachgebrauch geworden in einer gewissen Sphäre der Gesellschaft. Man bezeichnet nämlich im gewöhnlichen Leben, ja ich habe es sogar auch in Büchern gefunden, das Mädchen von zwölf zu sechzehn Jahren mit dem albernen Worte „Backfisch“. Der Name des geistreichen Erfinders dieses sinnlosen Ausdrucks ist mir nicht bekannt.

Das junge Mädchen auf der Schwelle der Kindheit, dem ernsten Leben ahnungsvoll entgegenreisend, hat für jeden tiefer blickenden Menschen etwas Rührendes. Es giebt sich in ihm die zitternde Unbehilflichkeit des Schmetter-

lings kund, der eben die Puppe verlassen, jenes Schmetterlings, über dessen Flügel der erste Luftzug streift. Wohin wird dein Flug gehen, armer Falter? Wirst du deine leuchtenden Schwingen im Sonnenschein ausbreiten, um über Blumenfelder, sanft gewiegt von kosenden Zephyren, dahinzuschweben, oder werden schwere Regentropfen sich lähmend an deine Flügel hängen, und die Hand des Sturmwindes dich erbarmungslos auf die Wellen des Seees schleudern? Wirst du im Kelch einer Lilie süßen Todes sterben, oder in Schmerz und Kälte erstarren? — Armer Falter, wahre dich!

Reizend ist in dem Mädchenalter von zwölf zu fünfzehn Jahren jenes Gemisch der Zaghaftigkeit und keuschen Scheu der werdenden Jungfrau mit der Unbefangenheit des Kindes, jenes wunderliche Durcheinander von Anmut und Wildheit, Freundlichkeit und abstoßendem Wesen, Milde und Herbheit. Dazu kommt eine äußere Ungelenkigkeit, die das heranwachsende Mädchen charakterisiert.

Das graziöseste Kind verwandelt sich häufig in dieser Zeit mehr oder weniger in ein etwas ungeschicktes Wesen, das sehr leicht irgend etwas umstößt, die Arme und Hände oft durchaus nicht recht unterzubringen weiß, und vor Fremden auf dem geradesten Wege stockt und stolpert, oder auch wohl einen zerbrechlichen Gegenstand leicht aus der Hand fallen läßt.

Ich rede hier natürlich von einem unverdorbenen Kinde, nicht aber von jenen leider nicht allzu seltenen Erscheinungen, die, durch eine unselige Treibhauserziehung, durch

unbedachte Mütter oder Lehrer, zu einer verfrühten, verkümmerten Art von Blüte geworden, vermöge ihrer Ziererei, ihrer Eitelkeit, Dreistigkeit und kecken Tournüre jedem wohlorganisierten Wesen, sei es Mann oder Weib, ein Gegenstand des höchsten Mißfallens sein müssen.

Dem Kind gebliebenen Flüchtling aus der Schulstube gegenüber sind die höchste Liebe, Zartheit und Geduld Notwendigkeiten, — Strenge und Neckereien nur in den seltensten Fällen und mit größter Behutsamkeit in diesem Studium geistiger und körperlicher Entwickelung anzuwenden. Der Staub auf dem Flügel des Schmetterlings, der Schmelz auf der Blüte der Aurikel ist nicht feiner als die Empfindsamkeit der jungen Seele in dieser Zeit. Wie eine verschlossene Knospe steht das heranwachsende Mädchen im Kreise der ihrigen, hoffend und harrend auf Sonnenschein. Jeder rauhe Hauch, jedes kühle Lüftchen läßt die Knospenblätter enger und fester sich schließen, während jeder Lichtstrahl, jedes gütige Wort, jeder zärtliche Blick die Knospe dem Erschließen näher bringt. Verletzt eine Mutter durch irgend ein unbedachtes Wort, durch Spott oder kaltes Zurückweisen in dieser Zeit das Kinderherz, so gewinnt sie ihre verlorene Gewalt über dasselbe nie in dem Maße wieder, in dem sie diese Macht zuvor besessen. Sie ist und bleibt zwar für das Kind in den meisten Fällen eine Königin, aber — eine entthronte. — Und welche Trostlosigkeit, ein Kind sich nur äußerlich, nicht aber auch innerlich nahe zu fühlen.

Was ist das Leben, möchten wir klagen, wenn wir

nur räumlich uns nahe stehen und die Seelen einander fremd bleiben? „Hast du Töchter, so wahre ihrer und verwöhne sie nicht,“ lautet der ernste Spruch des Jesus Sirach. Und ich meine, jede rechte Mutter müsse diesen Spruch besonders in dieser Knospenzeit ihres Kindes vor Augen und im Herzen haben. — — Nur in einer Beziehung darf sie „verwöhnt“ werden — — in der Liebe. — Die echte Mutterliebe weiß sich auf das kostbarste zu bewahren: die volle Aufrichtigkeit der Tochter. — Ich weiß, daß es mir allezeit unmöglich gewesen wäre, meiner teuren Mutter auch nur einen Gedanken zu verbergen. Mit welcher Offenheit beichtete ich diesem zärtlichsten Herzen jeden Gedanken, und wie ruhig und fröhlich fühlte ich mich nach jeder solchen Beichte. Die Mutter fand für all mein kleines Leiden, Irren und Fehlen stets das rechte Wort des Trostes, der Milde und Vergebung. — Segen über sie! — —

„Wehe dem Kinde,“ sagt Luise Büchner, „das in seiner Mutter keine Heimat seines jungen Herzens findet. Es ist kaum mit Worten auszudrücken, wie heilig und umfassend der Beruf einer echten Mutter ist. Die ganze Zukunft ist in ihre Hand gegeben! Ein ganzes Geschlecht kann unter ihren Händen erniedrigt oder sittlich neu geboren werden. Wie ein tiefer, niederschmetternder Vorwurf lastet es auf der Seele denkender Frauen, daß ihr Geschlecht so selten den ganzen Umfang seiner Bedeutung begreift, daß es in kurzsichtiger Verblendung so oft die Enge seines Wirkungskreises beklagt, daß heute, wo wir

an der Schwelle einer neuen Zeit stehen, die meisten Frauen in träger Ruhe, in schwindelnden Vergnügungen oder im bloßen Haushaltsschlendrian ein Leben zubringen, das der edelsten Bestrebung geweiht sein sollte."

Ich möchte nicht, daß man den Ausdruck „Haushaltsschlendrian" mißverstände — und hie und da eine Stimme laut würde, die da riefe: „Sie hat Recht — fort mit den langweiligen Haushaltsbeschäftigungen, wir wollen nur unserer und der geistigen Ausbildung unserer Umgebung leben! — Das Kochen, Plätten, Stopfen und Nähen mögen die Hände der Dienerinnen besorgen!" — Wehe, wehe solcher „Umgebung"! — Luise Büchner versteht nach meinem Gefühl unter dem Worte „Haushaltsschlendrian" gerade jene bequeme, geist- und gemütlose Art, alle Anforderungen, die das Alltagsleben bringt, so schnell als möglich von uns abzuschütteln, jenes vor den Augen anderer überall sein wollen, und im Grunde doch nirgends sein, jenes scheue Vermeiden jeder körperlichen wie geistigen Anstrengung, jenes Musterzeichnen, Sticken u. s. w. nach der Schablone. Besonders aber zähle ich dazu den großen Schwarm der Lektüre, welche sich in gedankenarmen, d. h. die Nerven spannenden Romanen kundgiebt; sie verwirren die Phantasie, entreißen uns der klaren Anschauung des Lebens — und sind bei Lichte besehen nichts als ein amüsanter Müßiggang.

Eine liebe geistvolle Freundin, Frau Mathilde Quednow, schrieb mir einmal in Bezug auf diese eben erwähnten Dinge: „Gewöhnen wir uns doch vor allem,

auch die kleinsten Dinge des Lebens einerseits in den großen Gedanken der Pflicht einzufügen, der von Gott übertragenen Aufgabe, in welcher man treu erfunden werden soll auch im Kleinsten, und andererseits auch dem praktischen Leben die Poesie abzugewinnen, die ihm innewohnt, sobald es von der Liebe beseelt wird. Seine Freude finden in seinem Pflichtenkreise, nicht alles Mögliche thun wollen, sondern das gerade für das gegebene Verhältnis und die vorhandene Eigentümlichkeit und Befähigung Nötige und Passende, das sollte jedes Mädchen lernen und in diesem Bewußtsein wird sie auch die Klippe umschiffen, unterzugehen in Kleinigkeiten. Das viele zwecklose Arbeiten macht die Seelen so leer und schlaff und doch zugleich anspruchsvoll, als ob sie etwas Wirkliches leisteten. So das Dilettieren in Künsten und Wissenschaften, wenn für die ersteren kein Talent, für die letzteren gar kein Zweck da ist. Alle geistige Bildung der Frau soll wieder Bildung des Gemüts werden, darf noch weniger als beim Manne totes Wissen bleiben. Daher nicht so viele überflüssige Kenntnisse einpfropfen! Wo ein ungewöhnlicher Trieb dazu vorhanden, wird er sich schon Bahn brechen." —

Als Gegensatz zu dem erwähnten trostlosen Haushaltsschlendrian denke man sich eben jenes gesegnete stille frauenhafte Wirken im Hause, das unsern Schiller zu dem holdseligsten Bilde begeisterte:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,

Und schaffet leise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und sammelt in reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und fügt zu dem Guten den Glanz und den Schimmer,
Und rastet nimmer
Und regt ohne Ende
Die fleißigen Hände."

Am meisten giebt es zu lehren, zu thun, aufzumerken, hinzuhorchen, auszugleichen für die echte Mutter in jener Zeit des „Werdens" der jungen Tochter, in jener Zeit, in der so manches an das Kind herantritt, „was du nicht bist", und so manches sein Verlangen weckt, „was du nicht hast". Eine echte Mutter muß aber alles sein und alles haben wollen für die Tochter. Das Bedürfnis sich anzuschmiegen, gleichsam festzuklammern, ist in diesem Lebensalter so vorherrschend und gewaltig, daß jede Mutter es sich allein zuzuschreiben hat, wenn sie für die junge Ranke nicht der feste Stamm wird, an dem sie sich emporwindet.

Es ist und bleibt etwas unsäglich Bezauberndes um das „Werden" junger Mädchen. Dies üppige Keimen, Blühen und Entfalten in diesen jungen Geschöpfen zu beobachten, ehe die alles gleichmachende, sogenannte gesellschaftliche Erziehung sie mit jenem glänzenden Lack überzieht, der jede Eigentümlichkeit verwischt, ist ganz ent=

zückend. Da ist noch nichts zurechtgelegt und geordnet, da ist ein reizendes Chaos: die schwellenden Knospen künftiger Wünsche und Träume, das junge Grün fröhlicher Hoffnungen, alles liegt so bunt durcheinander, wie in dem Schürzchen eines Kindes, das sich im Walde den Schoß voll Blumen gepflückt.

Leider währt bei den meisten diese für Vater- und Mutteraugen so interessante Periode nur sehr, sehr kurze Zeit. In den meisten unserer Mädchenpensionen sorgt man dafür, daß solcher Frühlingsreichtum in ein anständiges Bouquet zusammengebunden werde, das von allen Seiten präsentiert werden kann, um sich in wechselndem Schimmer zu zeigen. (Freilich giebt es auch hierin Ausnahmen, glänzende Ausnahmen, — ich kenne Pensionen, wo im Schoße der Familie man den jungen Seelen die liebevollste, zarteste Aufmerksamkeit widmet, wo man die Mädchenblume hegt und pflegt und jeder Individualität ihr volles Recht läßt, — jedes Talent weckt und zur schönsten Entfaltung bringt, wo Geistes- und Herzensbildung Hand in Hand gehen: — man frage nur — ich weiß Namen zu nennen.) — Da wird steifer Draht genommen und alles recht fest umwickelt und zusammengeschnürt, und will sich die eine oder die andere Blütenknospe nicht fügen, — nun, so bricht man sie ab, — von dem jungen üppigen Grün muß man ohnedies sehr viel fortwerfen, davon läßt sich nur weniges gebrauchen. Unter solchen ordnenden Händen schwindet dann der köstliche Reichtum gewaltig zusammen, und es wird am Ende nicht

mehr daraus als ein ärmliches geziertes Sträußchen, das sich der erste beste Mann an die Brust steckt, in einem Augenblick flüchtigen Gefallens, um es ein Weilchen herumzutragen, bis es ihm — verwelkt nach kurzer Zeit vor die Füße fällt.

Die heimlichen glühenden Freundschaftsgefühle für eine junge Frau, für ein älteres weibliches Wesen, oder die Schwärmereien für den mild-ernsten Religionslehrer, dessen Beruf ihm das Recht giebt, so nahe als Vater und Mutter selbst an das junge Herz heranzutreten, fallen alle in diese Zeit und nehmen einen um so leidenschaftlicheren Charakter an, je weniger sich die von den Anforderungen des sogenannten Weltlebens in Anspruch genommene Mutter um das Seelenheil des Kindes kümmert. Derartige Gefühle beweisen neben der tiefen Empfänglichkeit der jungen Seele für die höchsten himmlischen Wahrheiten nur die Dankbarkeit des echten weiblichen Herzens für den Gärtner, der die ersten Keime jener Trost- und Sonnenblume pflanzte, die ja bestimmt ist, das ganze Leben des Weibes zu durchleuchten: nämlich die Keime unserer heiligen Religion. Möchte man für diesen Lebensabschnitt ganz besonders die Wahl eines Lehrers treffen, der nach einem Ausspruche des berühmten Schwarz „Herz und Verstand vereint in Anspruch zu nehmen weiß, der weniger auf Anhänglichkeit an Dogmen, als auf Religion im Leben hält, der die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen einzuprägen und die Liebe und das Vertrauen zu einer schirmenden, barmherzigen Macht zu erwecken weiß, und der

endlich, bei den jetzt obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten, Feststellung der Begriffe und Selbständigkeit für den Glauben vorzubereiten sucht.“ —

Es scheint fast, als ob in dieser Zeit des unablässigen Empfanges ein Freundschaftsbündnis eine Art Notwendigkeit sei. In solchen Verhältnissen ist meist auf der Seite der Vertrauten nur zärtliches Wohlgefallen an der sich erschließenden Knospe, auf der andern aber — schrankenlose, rührende Hingabe des ganzen Seins. Das junge Gemüt nimmt auf Treue und Glauben alles an, was die Seele der gereiften Gefährtin ihm bietet, und in diesem unbedingten dankbaren Nehmen liegt für die Gebende ein hoher Reiz. — Sie wird allmählich stolz auf ihren Einfluß, sie strebt dahin, mit allen Kräften ihres Wesens nur Gutes, Schönes zu geben. Wie dauernd ist oft ein solches Verhältnis und wie voll von Poesie! — Seltsam, daß man in Instituten nicht mehr darauf sieht, jugendliche Lehrerinnen zu gewinnen. Fürchtet man, die Zöglinge hätten nicht den gehörigen Respekt vor glatten Stirnen, lächelnden Lippen und frohen Augen? — Ich glaube, das ist ein großer Irrtum. — Lernt es sich nicht tausendmal leichter von denen, die wir lieben, als von denen, die wir fürchten?

Hüpft das junge Mädchen nicht willig und mit frohem Herzen wieder in die enge Schulstube zurück an der Hand einer Lehrerin, die eben draußen mit ihr spielte und deren Lachen so silbern klang wie das ihrer jungen Gefährtinnen? — O, und dies andachtsvolle Lauschen, wenn

eben diese Lehrerin oder Freundin eines Abends vielleicht ihre erste schuldlose Liebesgeschichte erzählt! Diese Thränen auf beiden Seiten! Diese erhöhte Bewunderung! Dieses Anstaunen des schmalen Reifs an dem Finger der linken Hand! Diese heilige Scheu beim Anblick verschiedener getrockneter Blumen und vergelbter Zettel! — Es ist reizend, und voll hoher Poesie, solch ein Freundschaftsband! —

„Weibliche Freundschaft ist zwar seltener als männliche," sagt Jean Paul, „aber dann auch zarter: unsere grenzt nicht so nahe an Liebe — da wir einander nur im Wiederschein der Thaten lieben — als die weibliche, da die Freundin von der Freundin weniger die Beweise als die Äußerungen der Liebe begehrt, und die Liebe fast nur fordert, um eine zu fühlen und zu erwidern."

Solche Bündnisse sind aber nur das Bedürfnis einer wirklich jungen Seele, eines demütigen, reinen, bescheidenen, für das Gute, Edle und Schöne glühenden Herzens. — Tinette Homberg, Verfasserin der Mythologie der Griechen und Römer für Frauen, eine ebenso liebenswürdige als erfahrene Erzieherin, behauptet, daß eben dieser echte Jugendduft, diese Begeisterungsfähigkeit dem größten Teil unserer heutigen jungen Mädchenwelt fehle, vermöge jener dumpfen Treibhausluft, in der sie aufzuwachsen gezwungen wird.

„Sie fehlt mehr als alles andere," ruft sie aus, „wer kann es leugnen, der die heutige Jugend mit wahrhaft pädagogischer Liebe und Aufmerksamkeit beobachtet? Etwas weismachen kann man sich über alles, und so auch hier-


H.GÜNTHER. sc.

über. Man kann es aus verschiedenen Gründen, vielleicht weil es bequemer ist, ein Übel zu ignorieren als es zu heilen; oder weil man sich nicht gewachsen fühlt; oder weil man sich einbildet, die höhere Intelligenz und vielseitigere Regsamkeit der gegenwärtigen Zeit müsse auch als natürliche Folge ihren Einfluß auf die Jugend ausüben, und diese eben dadurch zu höheren Ansprüchen berechtigen — oder was weiß ich alles warum?

Nur das weiß ich bestimmt, daß es nach meiner Ansicht nichts in der ganzen Welt giebt, noch jemals geben kann, wodurch es heilsam oder auch nur erlaubt wäre, die Jugend aus dem untergeordneten Kreise heraustreten zu lassen, auf den sie schon der größere Mangel an Erfahrung, an Charakterentwickelung und an vollbrachten Thaten so natürlicherweise hinweist. Es geht mir immer wie ein Stich durchs Herz, wenn ich solche leider nur zu häufig vorhandenen Produkte dieser verkehrten Jugenderziehung beiderlei Geschlechts an mir vorbeiwandeln sehe! Ich sage: an mir vorbei „wandeln" — und mit vollem Bedacht. Denn wo ist der rasche, lebendige, gleichsam springende Gang, wo die jugendfrische Elasticität der Bewegungen und Glieder, wo der ganze Ausdruck eines noch sprühenden, dem Leben freudig entgegenfunkelnden Feuers beim Knaben geblieben? — Wo beim Mädchen das leichte, unschuldig mutwillige fröhliche Dahinfliegen, das unbefangene kindliche Lachen, das anmutig linkische Wesen, der ganze Ausdruck eines frisch und lebendig hervorquellenden Lebens, das noch nicht durch das entnervende Gift zu frühreifer

Gefühle und Gedanken geschwächt ist? All dies köstliche Geistes- und Seelenleben wird nur zu oft von Grund aus zerstört durch die heutige Erziehung.

Statt jener herrlichen, das Herz wahrhaft erquickenden Erscheinung sehen wir leider oft eine matte, unlustige, kraftlose Jugend vor uns, die von dem durch sie anticipierten Alter nur die demselben verwandten Schwächen und Fehler hat. Denn statt weise ist sie altklug, statt ernst und fest ist sie übellaunig und eigensinnig, statt lebenserfahren ist sie erfahren in geselliger Verschrobenheit und Unaufrichtigkeit, statt eines erlaubten, auf edles Thun und Sein gegründeten Selbstgefühles trägt ihr ganzes Auftreten den Stempel des Eigendünkels und der Selbstzufriedenheit. Und doch ist alles nur leerer Dunst, ohne daß darunter ein wirkliches echtes Leben läge, was gärte und kochte! Es liegt eben nichts darunter, wenigstens nichts Gutes. —

Und diese Jugend besteht aus Knaben von vierzehn bis siebzehn Jahren, aus Mädchen von zwölf zu siebzehn Jahren. Ich sage aus Knaben und Mädchen, denn ich meine, in dem zuletzt bezeichneten Alter sollte man erst anfangen, den erstern als Jüngling, das letztere als Jungfrau zu betrachten und zu behandeln. Wären hiermit Eltern und Erzieher einverstanden und thäten danach, und hätten auch früher in diesem einfach natürlichen und der Sache so angemessenen Sinne gehandelt, als jene noch Kinder waren: o wie bald würde die neu heranwachsende Jugend auch wieder ihren kindlich-natürlichen, wahrhaft

liebenswürdigen, das Herz bezaubernden Charakter haben! Denn ich kann es nicht oft genug wiederholen, die Jugend an sich ist, mit wenigen Ausnahmen, gut, rein und lieb, solange die Alten sie nicht zum Gegenteil, gleichsam mit Gewalt, gemacht haben. Es giebt ja nichts in der ganzen Menschenwelt, was uns an die heilige Sage vom Paradiese so inbrünstig glauben machte, als ein echtes, noch durch eine verkehrte Behandlung von seinem natürlichen Wege abgeleitetes Kind! Und wenn dann dieses Kind in treuer Elternhut natürlich heranwächst zur reinen, fröhlichen, kindlich-demütigen Jungfrau, oder zum unverdorbenen, kräftigen, lebensmutigen, kenntnisreichen und doch bescheidenen Jüngling: — wer könnte vor ihnen stehen und sie betrachten und nicht an ein ursprünglich Göttliches in der Menschennatur glauben und sie lieben mit allen Kräften seiner Seele?" —

Diese wohlmeinende Rede einer Frau, deren ganzes mühevolles Leben der Erziehung des weiblichen Geschlechts geweiht war, und die, vermöge ihres ernsten und heiligen Berufs, tiefe Blicke in die Familien sowohl wie in die Pensionate zu thun Gelegenheit hatte, sie ist so recht eigentlich für die Mutter bestimmt.

Den Mutterhänden und Mutteraugen kann und muß es ja gelingen, jenes Köstlichste und Flüchtigste in ihren Kindern zu bewahren: nämlich den Duft und Schmelz echter Jugend. Ebenso schön als wahr sagt Leopold Schefer:

„Geh' fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie

Und laß dich lieben einzig schöne Jahre;
Denn nur im Traum der Kindheit sind
Sie dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie vieles bald — was du nicht bist.
Und lockt sie mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nötigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine;
Er lebt! Sie leben, andre leben auf
Aus ihm — du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind! —
Geh' fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig schöne Jahre!"

Hierin liegt das ganze Geheimnis der Erziehungskunst junger Mädchen, dünkt mich, — und zugleich das einzig wirksame Rezept zu einem Elixir ewiger Jugend, für die Mütter selbst.

Dem heranwachsenden jungen Mädchen auch geistig eine gute und kräftige Nahrung zu reichen, ist gewiß in jener Zeit, in der ja der Boden von so ungemein großer Empfänglichkeit ist, daß jedes, vom Winde flüchtig hingewehte Samenkorn Wurzel schlägt und emporschießt, von großer Wichtigkeit. Ich halte den Rat von Tinette Hom=

berg: zunächst unsere alten Heldensagen, die Volksbücher (beide allerdings mit besonnener Auswahl), sowie Bruchstücke guter Übersetzungen der griechischen und römischen Klassiker lesen zu lassen, für einen vortrefflichen. Diese Lektüre würde in jedem Falle ein mächtiges Fundament bilden, worauf sich der schönste Bau, gleichviel welcher Stilart, sicher aufführen ließe. Man baue getrost darauf weiter und wähle unter dem Nächstfolgenden seine Bausteine, je nachdem man nach Lust und Laune einen griechischen Tempel, einen gotischen Dom, einen Palast oder eine Alhambra aufzuführen beabsichtigt.

Eine geist- und seelenvolle Mutter wird mit leichter Mühe für die heranwachsende Tochter Bruchstücke herausfinden — oder fühlen, möchte man lieber sagen — aus Goethes Wahrheit und Dichtung, der italienischen Reise, aus Schillerschen Gedichten, aus Jean Pauls Quintus Fixlein und den Flegeljahren, — die der jungen Seele ersprießlich wären. Je nach der Natur des Mädchens oder dem Plane, der sich an ihre Fortbildung knüpft, will ich versuchen, aus unserer reichen Litteratur einige Schriften zu bezeichnen, deren Auswahl jedoch der Mutter oder Erzieherin überlassen bleibt. Nur so wenig Mittelmäßiges wie möglich gebe man der Jugend in die Hand, auch wenn es noch so unschuldig ist, man hebe ihren Sinn in die höchste Region, die feinste geistige Luft, und lehre sie in diesem reinen Element atmen, und man wird jene Begeisterung und köstliche edle Erhebung in dem jungen Herzen wecken, die leider in unsern Tagen so selten mehr zu fin-

den. — Kritisieren, analysieren lernen unsere jungen Mädchen die Werke unserer Dichter; aber die warme Aufnahme, die höhere Begeisterung für das Erhabene, für das Gemüts- und Seelenleben, was erquickend darin sich offenbart, verstehen viele nicht.

Aus dem Gebiete der poetischen Litteratur nenne ich: Uhland, Rückert, Goethe, Schiller, Lenau, Freiligrath, Eichendorff, Geibel, Droste-Hülshoff, Chamisso, Zedlitz, Roquette (Waldmeister), Kinkel (Otto der Schütz), Tegnér (Die Frithjofs-Sage), Anastasius Grün, Schwab, Gottschall, Rodenberg, Stolle, Rittershaus, Träger, Ernst Schulze (Die bezauberte Rose), Herder (Cid), Hertz (König Renés Tochter); ferner die zum Teil ernsten oder frommen Betrachtungen sich widmenden Gedichte von Hammer, Sturm, Spitta, Hessemer, Gerok, Dilia Helena, Lieder einer Verborgenen, und außer diesen giebt es noch manche andere, deren Angabe hier zu weit führen würde. Obige kann ich unbedingt empfehlen.

Aus der großen Zahl der Idyllen und Blumenlesen nenne ich Goethes Hermann und Dorothea, Vossens Luise, Eberhards Hannchen und die Küchlein, das Album für Deutschlands Töchter (mit meisterhaft ausgeführten Illustrationen), Schuberts Buch der Natur, Schleidens Leben der Pflanze, Storms „Immensee“ und „Novellen“, Immermann, Oberhof, Petersen, Prinzessin Ilse, Fouqués „Undine“, Masius, Naturstudien, Gottschall, Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller (mit acht schönen Bildern in Farbendruck), die vortrefflichen Sammlungen von Goetzinger und Wackernagel, Hammer, Leben und Heimat in Gott, Sturm, Stille Andachtsstunden u. s. w., und darf ich nach dem Erfolge schließen mit aller Bescheidenheit auch die „Dichtergrüße“ von Elise Polko, sowie ihr „Aus dem Jahre 1870“, und „Kleine Blüten, kleine Blätter“. Noch sei erwähnt, daß die fünf letztgenannten Bücher mit außerordentlich schönen Illustrationen geschmückt sind.

Von sonstigen Büchern, welche die allgemeine Ausbildung bezwecken, oder ein besonderes Interesse für das weibliche Gemüt haben, bezeichne ich:

Vilmars Geschichte der Litteratur.
Humboldts Briefe an eine Freundin.
Oesers Geschichte der deutschen Poesie.
Dessen Weltgeschichte.
Dessen Briefe an eine Jungfrau über Ästhetik.
Milde, Der Jungfrau Wesen und Wirken.
Nösselt, Weltgeschichte.
Petiscus, Der Olymp oder Mythologie der Griechen u. Römer &c.
Andersens Märchen.
Helm, Backfischchens Leiden und Freuden.
Heimburgs Erzählungen.
Großherzogin Alice von Hessen, Mittheilungen aus ihrem Leben und ihren Briefen.
Friederike Bremer, Ausgewählte Schriften.
v. Putlitz, Was sich der Wald erzählt.
Ottilie Wildermuth, Erzählungen.
Marie Nathusius, Tagebuch eines armen Fräuleins.
Deren Elisabeth.
Werner, Maria, Frau Evchen.
Novellen von Helene (Frau v. Hülsen).
Stifter, Studien und Bunte Steine.
Spieker, Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens.
Theodor Storms „Märchen".
J. Rodenberg, Die Myrte von Killarney.
E. Marlitt, Romane.
Hauff, Lichtenstein.
Beyer, Arja, Sagen aus Indien und Iran.
A. Träger, Tannenreiser.
Das Leben der Königin Luise von Preußen, von Adami.
Schäfer, Litteraturbilder.
Schubert, Erinnerungen an die Herzogin von Orleans.
Gerok, Palmblätter.

Bogatzky, Schatzkästlein.
Lavater, Worte des Herzens.
Olfers, Novellen.
Frauenbrevier für Haus und Welt.
Jean Paul, Immergrün.
Heyden, Wort der Frau.
Brautgeschenk von E*. (Charlotte Moscheles.)
Grube, Historische Charakterbilder.
Dessen Geographische Charakterbilder.
Steinhausen, Irmela.
Auerbach, Edelweiß.
Dessen Barfüßle.
Freytag, Soll und Haben.
Lewes, Goethes Leben.
Palleske, Schillers Leben.
v. Saldern, Margarethenbuch.

Mit Bezug auf meine Abhandlung über Briefe sei auch der eigens für Damen geschriebene Briefsteller von Amalie Schoppe erwähnt.

Von der Litteratur des Auslandes, z. B. Englands, dürften vorzugsweise die Schriften der Kennedy, Mrs. Yonge, Miß Sewell, Grace Aguilar zu empfehlen sein. — Ebenso die reizenden Christmascarols von Dickens, einige der ersten Romane Walter Scotts, Bulwers Pilger am Rhein; die Werke der Amerikaner Cooper und Irving. Eine kleinere Auswahl bietet in dieser Beziehung die Litteratur Frankreichs; die Schriften der Frau von Girar=

---

*) Musikalische Märchen, Aus der Künstlerwelt, Erinnerungen an einen Verschollenen, Eine deutsche Fürstin, Nicolo Paganini, Das Buch vom Gesang, sämtlich von Elise Polko.
Anmerkung des Verlegers.

din sind unbedingt zu empfehlen, sowie Bernardin de Saint Pierres Paul et Virginie, Picciola von Saintine, Lamartines Voyage en Orient, sowie seine Méditations, und mit Auswahl Corneille und Racine. —

Vorstehende Schriften dienen zur Ausbildung des Geistes. Ein weiteres Eingehen auf die reiche und vortreffliche Litteratur, welche sich auf den praktischen Beruf unsers Geschlechts bezieht, möchte über den Zweck dieser Blätter hinausgehen.

Nur nicht zu viel Gereimtes in dieser Zeit: die Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, verhalten sich in ihrer Wirkung, in diesem Alter, zur kräftigen reinen Prosa, wie das Zuckerwerk zum Brote. — Denn wie bequem liest sich ein Gedicht, wie singt und klingt es so anmutig, — und wie läßt sich's dabei so köstlich ins Unbestimmte hinein träumen, — ins Blaue gleichsam verschwimmen. Unser köstlicher frischer Fritz Reuter sagt — ich weiß nicht wo — so treffend:

„Als Luise das Gedicht zum erstenmal las — verstand sie es nicht — als sie es zum zweitenmal las — verstand sie es noch nicht, — und als sie's nun zum drittenmal las, verstand sie es erst recht nicht!"

Solcher Luisen giebt's zahllose — sie sind nie entzückter als von solchen „unverstandenen" Gedichten. — Man läßt sich eben gehen — und hört nur auf den Reim. — Bei der kernigen oder eleganten Prosa dagegen gilt es allezeit aufzumerken, die Gedanken zusammenzuhalten, da muß man die Augen aufthun und scharf

hinschauen, darf weder blinzeln, noch mit halbgeschlossenen Augenlidern vor sich hindämmern.

Hier sind einige Mädchenbriefe aus jener Knospenzeit des weiblichen Lebens, aus denen der Veilchenduft der Unschuld und Seelengrazie emporsteigt.

Briefblätter.

(Helene von Orleans an den Professor Schubert in ihrem vierzehnten Jahre.)

Lieber guter Professor!

Sie sind wirklich viel zu gütig, noch so an mich zu denken und mir ein so liebes Büchlein zu schicken. Ich kann Ihnen nicht genug für die große Freude danken, welche Sie uns allen dadurch machen. Wir lesen alle Abende darin und nun haben wir Sie bis nach Lyon begleitet. Die Beschreibung der Diligence hat nun allen sehr viel Spaß gemacht, aber es war doch recht schade, daß Sie in Ihrem stillen Vorzimmer durch einen so unangenehmen Reisegefährten gestört wurden. Auch hat mir die schöne Geschichte von den beiden guten Kinderchen gar wohl gefallen, die im Schwarzwalde auf eine so merkwürdige Weise gerettet worden sind.

Unser Albrecht hat ja vorigen Sommer eine rechte große Freude gehabt, Sie, lieber Professor, zu sehen.

Er hat mir sehr viel davon geschrieben, so daß ich auch gern mit zur Reisegesellschaft gehört hätte, doch weiß ich nicht, ob ich so viel Mut wie Ihre liebe Frau gehabt hätte.

Diesen Sommer werden wir wohl, wenn der liebe Gott es will, eine Reise nach der Schweiz antreten, um unsern lieben Albrecht zu sehen. Ich hatte mich sehr gefreut, indem ich dachte, daß wir Sie noch in Erlangen sehen würden, nun soll es aber einmal nicht so sein. Gott gebe, daß diese Freude für ein anderes Mal verspart ist.

Mama wird Ihnen vielleicht schon von meinem jetzigen Lehrer, Herrn Rennecke, geschrieben haben, welcher gar zu gut ist, ich habe

ihn recht lieb und seine Stunden machen mir sehr viel Freude. Er kennt Sie schon, denn wir haben ihm viel von Ihnen erzählt und er wünscht auch sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Dürfte ich Sie bitten, mein lieber guter Professor, mich Ihrer lieben Frau sowie Ihren Töchtern recht herzlich zu empfehlen und noch zuweilen mit Liebe zu gedenken

Ihrer Sie herzlich liebenden

Ludwigslust, den 26. März 1827. **Helene.**

(Dieselbe an denselben im siebzehnten Jahre.)

Lieber innig verehrter Herr Professor!

Schon längst hatte ich den Wunsch, mich Ihnen schriftlich zu nahen, um dem Bedürfnisse des Dankes Folge zu leisten, das Ihre interessanten Bücher in meiner Seele weckten.

Doch immer hielt mich der Gedanke, ich könnte mich unbescheiden aufdrängen und Ihnen eine kostbare Zeit rauben, von diesem lieben Geschäft zurück, und ich sandte im stillen, beim Lesen Ihrer Schriften, einen herzlichen Dank in die Ferne. Da sich aber mir jetzt eine günstige Gelegenheit darbietet, so benutze ich sie mit Freuden, um mich in Ihr Andenken zurückzurufen und Sie zu bitten, eine kleine Arbeit, welche sich unter dem Schutze meiner Mutter zu Ihnen wagt und Sie an unsere Ostsee erinnern möchte, freundlich aufzunehmen.

Unser guter Herr Rennecke wird nun wohl München erreicht haben, und seinen lange gehegten Wunsch, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, erfüllt sehen.

Ihre Werke, deren ich einige unter seiner Leitung gelesen habe, und unser öfteres Erzählen von Ihnen war der Anfang einer Bekanntschaft, die er jetzt das Glück hat, zu verwirklichen und deren Teilnehmerin ich unbeschreiblich gern wäre. Ich muß mich aber seiner Rückkehr getrösten und freue mich sehr auf alles, was er uns vom Prof. erzählen wird.

Die Urwelt und die Fixsterne las ich im vorigen Jahre und freute mich über den Himmel und seine Lichter, wunderte mich über die unbegreiflichen Berechnungen der Gelehrten und schaute Ihnen nach in die alte Erde.

Dieses Jahr aber öffnete sich meinem Blick eine ganz neue, eine lebende Welt in Ihrer Geschichte der Seele, welche einen großen Reiz für mich hat. Leider konnte ich das schöne Buch nicht mit Herrn Rennecke bis zum Schluß bringen, da seine Abreise dazwischen trat: ich beendigte es aber mit meiner lieben Mama, welche meine Verstandesaugen den zu hohen Stellen öffnete und sie zu meiner Tiefe herabzog, wenn meine Einfalt sie nicht erreichen konnte.

Aber es wäre zu unbescheiden, lieber Professor, wenn ich Sie länger von wichtigen Geschäften abhielte, ich eile daher zum Schluß mit der Erneuerung meiner Bitte um ein gütiges Andenken für Ihre **Helene.**

(Brief einer Siebzehnjährigen.)

Liebe Marie!

Es ist etwas entsetzlich Trauriges, das ich Dir zu sagen habe — unsere liebe Freundin, die arme Klara, ist tot.

Am vorigen Sonnabend ist sie gestorben. Ich habe soviel geweint, daß ich kaum noch sehen kann. Verzeihe deshalb die schlechte Schrift und zeige den Brief niemandem. Gerade an ihrem siebzehnten Geburtstage ist sie in den Himmel gegangen. Denn daß sie in den wirklichen Himmel kommt, daran kann kein Mensch zweifeln. Sie war eigentlich schon in ihrer langen Krankheit ein Engel. Wie geduldig hat sie gelitten, ein Muster für uns alle. Wie schäme ich mich oft in Gedanken an sie, daß ich immer so ungeduldig war, wenn ich einmal Kopfweh hatte oder Zahnschmerzen; was ist das gegen die Qual, keinen Atem zu haben, wie die arme, süße Klara. Und der böse Husten und die Schmerzen in dem kranken Halse! Und sie hat nie geklagt, nur manchmal sagte sie ganz leise: „Ich kann's nicht länger aushalten!“ Aber sie hielt es doch aus.

Die Leute haben immer geglaubt, sie habe in ihrer langen Krankheit nie gewußt, daß sie sterben müsse, weil sie nie von dem Tode gesprochen hat. Und denke Dir, wie schrecklich, einige fromme Leute meinten, daß der eigene Vater es der Tochter sagen und mit ihr davon reden müsse, daß sie nie wieder gesund werden könne, weil er ein Pfarrer sei, der doch sein Kind nicht unvorbereitet

sterben lassen dürfe. Boten über Boten haben sie ihm ins Haus geschickt und ihn mahnen lassen. Und als der arme Vater sich immer und immer wieder sträubte, seiner Tochter Sterbelieder vorzulesen, da murrten die Abscheulichen ganz laut und sagten, nun könne man sehen, was für ein schlechter Christ ihr Pfarrer sei, — an anderen Sterbebetten könne er Buße predigen, und das eigene Kind lasse er in seinen Sünden dahin fahren. Weil sie ihn nun gar so quälten, entschloß er sich endlich wirklich mit ihr zu reden wie ein Priester mit dem Scheidenden. Das hat mir nämlich alles Wort für Wort Klaras ältester Bruder erzählt. Aber wie er sie so sitzen sah im Sonnenschein, am offenen Fenster nach dem Garten zu, den Tod im Gesicht und doch noch so freundlich, und neben ihr das Malergerät, sie malte ja, bis sie nicht mehr die Palette halten konnte vor Schwäche, da hatte er doch nicht das Herz ihr zu sagen, daß sie sterben müsse, er küßte sie nur wieder und wieder, und konnte vor Thränen nicht reden. Sie aber sah ihn ahnungsvoll an und sagte dann ganz leise: „Es ist so schön hier bei euch!" — Und als er sie nach einer Weile fragte: „Hast du irgend etwas auf dem Herzen, mein Kind, dein Vater und Priester steht vor dir, dem du alles sagen kannst," da antwortete sie fest: „Nein!" Und nun redeten sie von allerlei anderen Dingen miteinander, und so hat er auch erst in ihren letzten Augenblicken die Sterbegebete zu lesen angefangen, aber zu Ende brachte er sie da nicht vor Weinen, das hat dann die arme Mutter gethan, die am Sterbebette stärker war als der Vater. Unsere Klara hat auch während der Krankheit keine frommen Bücher gelesen, nur ihre Abend- und Morgenandacht. Wir haben ihr allerlei Heiteres und Freundliches gebracht von Stifter, und Reisebeschreibungen und Geschichten aus dem Leben großer Männer und bedeutender Frauen. In den letzten Tagen las sie freilich gar nicht mehr, und wollte auch nicht lesen hören, und nur leise durften wir zu ihr reden, aber Blumen mußte sie um sich haben, alle Morgen brachte ich ihr einen frischen Strauß. Wenn sie dann die Blumen in ihre heißen Hände nahm, und an ihr Gesicht drückte und dazu lächelte, meinte ich immer, sie müsse wieder gesund werden, sie könne nicht sterben. Sie sah auch dann wieder wunderschön aus, obgleich das

Gesichtchen so schmal geworden war und die Lippen so blaß. Aber ihre Augen und das Rot auf ihren Wangen, das hättest Du sehen sollen! Wenn sie mich zuweilen so recht tief ansah, dann war's mir, als hätte ich zu ihr sagen müssen: „Klara, nimm mich doch mit, wohin du gehst!"

Am Abend vor ihrem Tode, als ich ihr gute Nacht sagte und sie recht zärtlich und leise küßte, sagte sie nicht wie gewöhnlich „gute Nacht", sondern kehrte ihr Gesicht nach der Wand, und ich hörte, daß sie weinte. Wir waren ganz allein in der Stube. Siehst Du, liebe Marie, da konnte ich mich nicht länger halten, ich vergaß alles und warf mich über sie hin und rief schluchzend: „Ich lasse dich nicht fort, du darfst nicht sterben, du wirst nicht sterben, ach, Klärchen, bleibe bei uns!" —

„Still, still," sagte sie darauf und trocknete sich die Thränen von den Wangen, „daß es die Eltern nicht hören! Meinst du, ich ginge gern von euch fort?!" Dann schlang sie ihre Arme matt um meinen Hals und zog meinen Kopf an ihr Ohr und flüsterte: „Dir will ich's sagen, sonst aber keinem: ich fürchte mich so vor dem Sterben, und freue mich doch sehr auf den Himmel. Und ich würde mich nicht fürchten, wenn nur eines mit mir gehen könnte, 's ist mir nur um das Alleinsein! Ich bin noch nie einen Tag von den Meinigen fortgewesen. Es ist so schrecklich zu denken, daß sie alle, alle mich so verlassen, und der Tod mich an die Hand nehmen und durch das dunkle Thal führen darf, und keiner wehrt es ihm! -- Daß auch keiner mich ein Stücklein Weges begleiten wird, und daß ich's doch niemand sagen möchte, wie ich mich davor fürchte — das hat mich oft so schwer gedrückt!"

— „Aber hast du denn die Engel vergessen?" fragte ich sie da. „Weißt du nicht, daß die uns entgegen kommen und uns die Flügel anheften, die uns in den Himmel tragen?" —

„Die Engel? Meinst du gewiß, daß die Engel kämen, auch wenn so ein armes Ding stirbt, wie ich bin?"

„Gewiß! Und denke doch auch an deine gestorbene Schwester, die ist gewiß dann bei dir!"

Sie atmete tief auf. „Du hast recht," sagte sie nach einer Weile — „es ist mir schon besser — nun ich das denken kann,

fürchte ich mich nicht mehr so sehr. Martha hat ja auch den Weg allein gehen müssen und sie war doch nur ein Kind! — Ich hätte freilich noch gern gelebt — bis zur Hochzeit meines Bruders wenigstens, wir sollten ja Brautführerinnen sein! — Wie viele schöne Dinge giebt es doch zu erleben hier auf der Erde! — Weißt du, Hedwig, wie wir uns immer ausmalten, was für Brautkleider wir tragen wollten? Und dann, wie wir unsere Kinder lieb haben wollten, und wir meinten, daß sie bei uns nie so unartig sein würden, wie bei anderen Leuten. — Sieh, das alles werde ich nun nicht erleben!" —

„Dafür wirst du auch nicht erleben, daß dir eine Tochter stirbt, Klärchen, wie das deine Mutter schon einmal erlebt hat!" — antwortete ich ihr.

Da sah sie mich groß und erschreckt an. „Das ist wahr — — — ach, meine arme Mutter! O, wie gut ist Gott, daß er mich solchen Schmerz nicht fühlen läßt. Hedwig, denke dir, ein Kind sterben sehen zu müssen und nicht mitgehen zu können!"

Als sie kaum diese Worte gesprochen hatte, trat die Mutter herein. Klara winkte mir mit den Augen, daß ich nichts verraten sollte, gab mir dann die Hand und sagte: „Gute Nacht, und tausend Dank für deinen lieben Besuch, meine Hedwig! Auf Wiedersehen." Als ich meinen Hut und Shawl nahm, hörte ich, wie sie die Mutter zu sich rief, und sah, wie sie dieselbe zärtlich umarmte, aber ohne dabei zu reden.

Am andern Tage, als ich kam, war sie eben gestorben und alles vorbei. —

Ach, Marie, ich habe nie gedacht, daß man so traurig sein kann, als ich es jetzt bin. —

Sie ist sanft eingeschlafen, ohne harten Kampf, und hat noch alle grüßen lassen, die sie liebte. Gesprochen hat sie nur noch die Worte: „Du arme, arme Mutter," sonst nichts. — Den andern Tag lag sie wie ein Engelsbild von Wachs unter Blumen, und nie werde ich vergessen, wie schön sie aussah. Ach, liebste Marie, sie hat sich gewiß nicht mehr gefürchtet, denn in ihrem lieben Gesicht lag nur Friede und Freude. Die Schüler sangen an ihrem Grabe das herrliche Lied:

„Auferſteh'n, ja auferſteh'n
Wirſt du, mein Staub, nach kurzer Ruh."

Ich ſchicke Dir hier einige Blümchen aus ihrem Sarge. Wir wollen ſie nie vergeſſen, unſere Klara, und ich denke, ſie wird uns dann ſicher entgegen kommen, wenn wir auch einmal jenen dunklen Weg gehen müſſen, vor dem ſie ſich eine kleine Weile fürchtete. Lebe wohl und ſchreibe bald einen recht langen, langen Brief

Deiner tiefbetrübten **Hedwig G.**

(Aus dem Briefe einer Sechzehnjährigen.)

„— — — Da habe ich zufällig etwas Neues, ganz Reizendes gefunden, das Du auch leſen mußt. Das Buch heißt: „Studien von Adalbert Stifter". Er hat ſich mir recht ins Herz geſchrieben, dieſer Stifter, und bei Dir wird er ſich wohl auch einſchmuggeln. Der Buchhändler hat das Buch der Tante geſchickt, es lag unaufgeſchnitten auf dem Büchertiſch, und da ſchlug ich es auf und las auch gleich beim erſten Blick eine Stelle, welche mich dermaßen aufregte, daß ich zum Onkel hinlief mit der Bitte: „Kaufe mir das Buch!" Er that es, und nun las ich und fand viel Liebes und Herrliches, aber die eine Stelle, liebſte Margaret, blieb doch die ſchönſte, ſie feſſelte mich am meiſten und Du ſollſt ſie gleich hören. Sie kommt in einer Geſchichte vor: Die Feldblumen. Lies nur recht aufmerkſam, was folgt: „Außerordentlich ſchwärmeriſche Menſchen, Genies und Narren ſollten gar nicht heiraten, aber die erſte Liebe äußerſt heiß, juſt bis zum erſten Kuſſe treiben und dann auf- und davongehen. Der Narr nämlich, und das Genie, und der beſagte ſchwärmeriſche Menſch tragen ſo ein Himmelsbild der Geliebten für alle künftigen Zeiten davon und es wird immer himmliſcher, je länger es der Phantaſie vermählt iſt, denn bei dieſer iſt es unendlich gut aufgehoben. (Wie ſchön iſt das, nicht wahr, aber höre nur weiter!) Die Unglückliche aber, der er ſo entflieht, iſt eben nicht unglücklich, denn ſolche herrliche Menſchen, wie der Flüchtling, werden meiſt ſpottſchlechte Ehegemahle, weil ſie über vierzig Jahre immer noch den erſten Kuß und die erſte Liebe von ihrer Frau verlangen, und die dazu gehörige Glut und Schwärmerei, und weil er ihr durch die Flucht nicht ſo zu-

wider wird, wie er als Ehemann mit seinen Launen und Überschwenglichkeiten würde, sondern sie sieht auch durch alle Zukunft in ihm den liebenswürdigen, schönen, geistvollen, starken, göttergleichen Mann, der sie gewiß beseligt hätte, wenn er nur nicht früher fortgegangen wäre. Und ist eine solche Phantasie nicht besser und beglückender, als wenn sie beide im Schweiße ihres Angesichts an dem Joche der Ehe tragen und den verhaßten Wechselbalg der erloschenen Liebe langsam und ärgerlich dem Grabe hätten entgegenschleifen müssen?"

— Nun? — Was sagst Du dazu? Giebt das nicht viel zu denken und zu singen?

— Aber recht hat Stifter gewiß, das sagt mir eine innere Stimme. Als ich jene Stelle zum zweitenmal las, da war mir's, als gehöre ich selber zu jenen „närrischen" Menschen, von denen er redet. Wunderhübsch kann ich mir's denken, jemanden so recht über alle Maßen zu lieben, z. B. bis zum ersten Kusse, wie Stifter sagt, und dann auf- und davonzugehen, oder den jemand fortzuschicken und nun — — einen alten, aber sehr edlen Mann zu heiraten, und unter seinem Schutze gleichsam das ganze Leben lang an jene köstliche Liebe zu denken, die doch nimmer so köstlich geblieben wäre, wenn man sie fortgesetzt hätte. Ich beschäftige mich sehr ernstlich mit dieser Idee und bitte Dich, mir doch gleich zu schreiben, was Du darüber denkst. — Lebe wohl, liebe Seele, es ist vier Uhr geworden und ich muß in die Singstunde. Schnell muß ich Dir noch sagen, daß ich, seit ich aus der Pension gekommen bin, doch noch keine Locken à l'anglaise trage, sondern nach vielen Proben den alten lockigen Scheitel. Die langen Locken wollten trotz aller Mittel nicht halten, und die Frisur à la Valois gefiel dem Onkel nicht. Lebe wohl, laß Dich tausendmal küssen und schreibe umgehend Deiner **Valerie H.**

Nachschrift.

Wenn ich von einem alten Manne spreche, so meine ich damit etwa einen alten General, die haben alle etwas recht Stattliches. Pfeifen darf er freilich nicht rauchen. Es muß so schön sein, mit einem halbgebrochenen Herzen wie ein Engel der Barmherzigkeit neben solcher ehrwürdigen Gestalt einherzugehen, sie zu stützen, zu

führen und zu pflegen. Ich sah diesen Sommer in Pyrmont solch ein ungleiches Paar. Diese junge hübsche Frau trug gewiß auch eine schöne aufgegebene Liebe mit sich herum. Der General hatte an die dreißig Wunden, erzählten sich die Leute, die seine Frau tagtäglich eigenhändig verbinde. Dreißig Wunden finde ich etwas zu viel, und das Verbinden besorgt ein geschickter Bedienter doch gewiß besser als unsereins. Die Beine brauchten meinem General auch nicht abgeschossen zu sein, wie jenem in Pyrmont, ein Arm höchstens.

(Brief einer Fünfzehnjährigen.)

Verehrte liebste Frau Polko!

Viel tausend Dank für den poetischen Neujahrsgruß, Ihre Gedichtsammlung, den ich als teures Andenken betrachten werde, ebenso wird Ihr liebes Briefchen zu meinen Heiligtümern zählen. Ich möchte Ihnen am liebsten dies alles mündlich sagen dürfen, es würde dann besser klingen, aber ich weiß ja zu meiner Beruhigung, Sie verstehen mit Ihrem warmen Herzen den Brief einer Fünfzehnjährigen zu deuten. Wenn ich in diesem Sommer bei Ihnen sein werde, will ich Sie so recht von Herzen lieb dafür haben. — Mama und Onkel lassen tausendmal grüßen und für Ihr reizendes Bild danken. O wie ähnlich und treu es ist! Mama freut sich auf das verheißene neue Buch, und ich nicht minder, denn Mama teilt alles Gute und Schöne mit mir. Mit Dank, Gruß und Kuß Ihre **Hedwig v. M.**

Das eben erwachsene Mädchen läßt sich wirklich dem Vogel vergleichen, der, zum erstenmal dem Nest entschlüpft, sich imstande fühlt, wenn auch noch unsicher umherzuflattern. Die rechte Mutter gönnt dem Kinde nun noch eine ruhige Zeit der innern und äußern Entwicklung, macht ihre Tochter nicht mit Gewalt mit fünfzehn oder sechzehn Jahren zur jungen Dame, lebt mit und neben ihrem Vögelchen und hütet es innerlich und äußerlich wie ihren besten Schatz.

Die Konfirmation oder der erste Beichtgang schließt diesen Abschnitt des weiblichen Lebens.

Wie schön ist diese Zeit, festlich wie ein Sonntagsmorgen im Frühling! Wie rein ist das junge gläubige Herz — der Himmel spiegelt sich in der Seele wieder — alles blau mit Gold. — Nie fühlt man sich seinem Gott und seinem Jesus näher, nie vernimmt man deutlicher das Flügelrauschen der Engel. — Nur fromme Gedanken, heilige Vorsätze blühen wie Blumen auf. — Die Mutter hat ja ihr Kind von frühester Jugend an vorbereitet für jene wunderbar feierliche Zeit, — sie hat die Religiosität, den Sinn für das Unsichtbare, Ewige in der Tochter geweckt und genährt durch die Bilder und Geschichten aus heiligen Büchern, — der Vater hat manch ernstes tiefes Wort zu ihr gesprochen. — Mit Schauern der Andacht naht sich jetzt das junge Geschöpf dem Altar und faltet an der Schwelle eines neuen Lebens die zarten Hände, um aus dem Munde des geweihten Priesters unvergeßliche Worte zu vernehmen, Worte der Ermahnung und Liebe.

„Es ist noch nie vergeblich gewesen,“ sagt der mildblickende Diener des Herrn, „wenn eine Jungfrau sittig und züchtig ihren Wandel geführt hat, geschmückt mit Demut, mit fröhlichem, aber reinem Sinn, fleißig zu guten Werken, voll Selbstverleugnung, und bereit zu manchem Opfer der Pflicht; es ist noch nie vergeblich gewesen, wenn ein Weib in der Furcht des Herrn gewandelt und in Glauben und Hoffnung und Liebe gewirkt und geduldet hat. Nie vergeblich! Immer ist das Zeugnis des eigenen Gewissens — die Achtung der Besseren, die Gnade Gottes und einst ein ewig selig Leben solcher Arbeit Gnadenlohn gewesen.“ —

(Konfirmationsrede von Pastor **Flügge** zu Hannover.)

Und es ist wie ein Abglanz jener verheißenen Gnade, der auf dem jungen unschuldigen Antlitz liegt und die jungfräuliche Gestalt umfließt, die am ersten Beichttage aus der Kirche tritt.

Dritte Abteilung.

Eintritt in die Welt!

Das junge Mädchen unserer Tage.

„Du bist wie eine Blume,
So schön, so hold, so rein,
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold." —

Dieser tiefpoetische Gedanke Heines müßte in jeder Seele aufsteigen, beim Anblick eines echten jungen Mädchens, jener halberschlossenen Rosenknospe im Garten der Menschheit; aber ach — wie selten kommt die Erinnerung an dies reizende Gedicht über uns. Wie selten tritt uns in Wirklichkeit eine jener köstlich frischen, holdseligen Erscheinungen entgegen, auf deren ganzem Wesen gleichsam noch der erste Tau wie auf den Blättern der Blume im Morgenlicht zittert, vor deren frohen klaren Augen die Welt noch nicht entgöttert liegt. Unsere heutige Erziehung sorgt meist dafür, daß jene zauberischen Ideale, die in dieser goldenen

Zeit erst lebendig werden sollten, schon aus dem jungen Herzen verschwunden sind. —

Professor von Sybel sagt so treffend in seiner geistvollen Broschüre über die Emancipation der Frauen: „Ist die Schule absolviert, so giebt es für das jetzt zur Jungfrau entwickelte Mädchen naturgemäß nur eine Hochschule, nur einen Professor an derselben, das Elternhaus und die Mutter. Gerade in diesen Jahren der Mündigkeit und zugleich den letzten vor der vielleicht nahe bevorstehenden Heirat konzentriert sich ihr Bildungsgang ganz und gar in dem Leben des Hauses. — Früher hat sie die Wohlthaten desselben passiv genossen; jetzt soll sie, um ihrer Zukunft gerecht zu werden, unter den Augen der Mutter durch thätiges Wirken an der Leitung des Hausstandes, an der Erziehung jüngerer Geschwister, der Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen teilnehmen. Alles kommt darauf an, daß sie Stimmungen, Bedürfnisse und Mittel des häuslichen Daseins zu vollster Aneignung sich vergegenwärtige, um hier unter dem Dache der Eltern für die Bestellung des eignen Herdes tüchtig zu werden.

Verkehrteres weiß ich also nicht zu denken, als die leider noch so häufige Gewohnheit, gerade in diesem Lebensabschnitte die Tochter aus dem Elternhause zu entfernen, ohne einen andern Grund, als daß sie in irgend einer namhaften auswärtigen Pension den letzten Schliff der Bildung, die letzte Politur der Weltläufigkeit erlange. Sie hört dort noch diese oder jene Vorlesung von höherer Eleganz und lebt übrigens in einer Gemeinschaft, welche

gerade mit Haus und Familie nicht die mindeste Ähnlichkeit hat, sondern eine sonst unerhörte Verbindung von Salon, Kloster und Akademie darstellt. — Für die allgemeine Vorbereitung der künftigen Hausfrau bringt die Einrichtung keinen Vorteil, sondern nur eine Störung. Von dem Beginn einer fachmäßigen Ausbildung für irgend einen speziellen Nahrungsberuf ist entfernt nicht die Rede. — Glücklicherweise sind unsere jungen Mädchen meist von so trefflichem Seelen- und Herzensstoffe, daß sie selbst dieses Abenteuer ohne erheblichen Schaden zu bestehen pflegen." —

Wir leben erschreckend rasch in unseren Tagen und werden früher alt als unsere Eltern und Voreltern, und Gestalten voll von jener ewigen Jugend, wie die einer Frau Rat Goethe, einer Karoline Perthes, Sophie von La Roche, Karoline Richter u. a., werden leider allmählich aussterben. — Sonst war das Leben der jungen Tochter des Hauses ein ewiges „Kommen und Gehen, Dienen und Tragen", sie ging der Mutter an die Hand in all jenen Arbeiten, deren sich damals keine auch noch so begüterte Hausfrau schämte, weil sie dieselben ja auch von ihrer Mutter hatte verrichten sehen. Die ältere Schwester mußte das kleine Geschwistervölkchen leiblich und geistig versorgen; wie die abgelegten Kleider für die jüngeren zurecht gemacht wurden, so erbte auch das, was die erwachsene Tochter gelernt, fort und ging auf die kleineren über.

Es gab vor vierzig bis fünfzig Jahren der Lotten viele, die da verdienten, von einem Werther belauscht zu werden, und wie wenige dürften heute in jenes entzückende

Bild hineinpassen, das uns Goethes Hand von dieser anmutigsten aller Frauengestalten gemalt.

Der Gesichtskreis jener Mädchenwelt war damals ein äußerst beschränkter, es war als wohnten die Töchter in engen Straßen, und nur oben aus dem Fensterlein eines Dachstübchens konnten sie verstohlen einer freien Aussicht genießen. Am Tage verlief nämlich ihr Leben in den Pflichten und Sorgen für das Haus und die Geschwister, einförmig und streng geregelt, und nur in den Abendstunden wurde zuweilen halb verstohlen ein Buch in die Hand genommen, oder ein gefühlvolles Lied auf der Guitarre begleitet, oder gar ein Menuett auf dem Spinett gespielt, wenn's hoch kam. Da mochten freilich mancherlei Gedanken und Träumereien über das junge Herz kommen von einer unbekannten schönen Welt — — weit, weit da draußen, und mancher Sehnsuchtsseufzer die Brust heben — — — aber viel Zeit gab es nicht zum Sichverlieren, Thätigkeit macht müde, und der Schlummer ließ abends nie zu lange auf sich warten. Zuweilen, beim Pflegen und Begießen der Blumen, welchem Geschäft man gewissermaßen zur Erholung oblag, und insbesondere beim Anschauen des Myrtenbaumes, der damals in keiner wohleingerichteten Mädchenschule fehlen durfte, wurde auch wohl ganz heimlich, daß es ums Himmels willen niemand gewahre, ein Verschen gemacht wie folgendes:

„Meine liebe, süße Myrte,
Wachse ja recht groß —
Wenn du wirst beraubt der Bürde
Und der Äste los,

Myrte, o so freue dich,
Denn du wirst gepflückt für mich.
Wirst du dann mein lieber Baum,
Still gebrochen von den Meinen,
Bleibt dir wohl ein Ästchen kaum
Unter Seufzen, unter Weinen:
Sieh', so schweb' ich schon nach oben,
Allem Erdenleid enthoben.
Doch wenn zitternd ich dich breche
Und die Freud' ist um mich laut —
Ich beglückt kein Wörtchen spreche:
Myrte, o dann bin ich Braut!
Drum, mein Bäumchen, dehne dich,
Denn du wirst gepflückt für mich!"

Dergleichen schuldlos-liebliche, echt mädchenhafte Ergüsse wurden heilig aufbewahrt in seidenen Täschchen, die reich mit schnäbelnden Tauben und Rosen und Vergißmeinnicht bestickt waren und auf denen mit Goldfäden der Namenszug der Besitzerin zu lesen.

Meist öffnete sich dieser Heiligenschrein einzig und allein den Blicken jenes Mannes, dem sich das reine Wesen zu eigen gab mit ganzer Seele zum ehelichen Bunde, noch öfter aber blieb er verschlossen bis nach dem Tode der Inhaberin, oder bis die erwachsene Tochter an irgend einem Familienfeste die Mutter in vergelbten Blättern lesend überraschte, und solange lieblich schmeichelte und bat, bis sie das beschriebene Papier in den Händen hielt. Und während die jungen Augen, halb neugierig, halb entzückt, darüber hinfliegen und die hübschen Lippen mit bewegter Stimme laut lesen, überhaucht ein feines Rot das alternde Antlitz der Mutter, — sie ist in diesem Augen-

blicke wieder die Achtzehnjährige, die vor langer, langer Zeit so träumte!

Die Myrte blüht wieder, sie sieht sich im Geiste auf dem Wege zum Kirchlein, Glockenläuten schlägt an ihr Ohr, Blumen sind auf den Weg gestreut, die Eltern stehen mit weinenden Augen am Altare, das junge Brautpaar erwartend, die Geschwister und Dienstleute laut schluchzend hinter ihnen und — — neben ihr, etwas steif, etwas ernsthaft, etwas bleich mit den äußersten Fingerspitzen nur die ihrigen berührend, schreitet er, in dessen blauen, treuen Augen ihr jene Welt entgegenschimmert, von der sie zuweilen ganz heimlich und verstohlen geträumt. — —

Wie aber verläuft das Tagesleben eines erwachsenen Mädchens heutiger Zeit, das Dasein einer Tochter jener höheren Mittelstände, denen man damals das Sprüchlein ins Gesangbuch schrieb: „Bete und arbeite". — Hier eine kleine Federzeichnung, die mit wenigen Abänderungen auf gar manches junge Leben passen wird. —

Man steht auf — nicht allzufrüh, auch nicht allzugern, die Stunde bleibe verschwiegen, — macht flüchtig, bisweilen allzuflüchtig Toilette, besonders wenn Papa und der ältere Bruder nicht mit frühstücken, und begiebt sich ins Familienzimmer, um den Kaffee und Thee zu bereiten. Zuweilen ist aber ersterer nicht allein schon bereitet, sondern sogar auch verzehrt, — und der Herr des Hauses bereits ausgeflogen, wenn das Töchterchen nämlich allzulange auf sich warten ließ. — Man ist nicht sehr unzufrieden mit

solch einer Verringerung der Tagesgeschäfte, ist niemals sehr aufgelegt zum Plaudern am Frühstückstisch, den Augen kann man keine allzugroße Lebhaftigkeit vorwerfen, selbst ein schwärmerisches Dichtergemüt würde schwerlich darauf verfallen, diese Morgenblicke mit Sonnenstrahlen zu vergleichen. Alle Bewegungen sind ein wenig langsam, voll matter Grazie. Gestern währte die Soirée beim Hofrat aber auch bis nach Mitternacht, — und man kann nun einmal das frühe Aufstehen durchaus nicht vertragen, soviel Mühe man sich auch schon gegeben deshalb. Freilich ist es nicht zu leugnen, daß es Familien giebt, wo schon früh um sechs Uhr die Mädchen munter arbeiten, lachen und plaudern, man möchte sie beneiden — — man ist aber nun einmal aus anderem Stoff gewebt, — es ist eine Unmöglichkeit, gegen die Natur ankämpfen zu wollen. Und die gütige Mama sagte auch gestern noch: „schlafe dich nur aus!“ — Es wäre ja ungehorsam gewesen, heute gerade früh auf dem Platze zu sein! Und Mama fragt trotzdem noch lächelnd: „bist du schon da?“ — Da schlägt man denn etwas beschämt die Arme um den Nacken der Vielgeliebten, — küßt die treusten Augen der Welt und — plaudert und erzählt vom gestrigen Feste. — Nach dem Frühstück geht man an die gewohnte Arbeit, man reinigt die Tassen, summt dabei allerlei gestern gehörte Melodieen, und nimmt dann einen niedlichen Federbüschel und ein feines Staubtüchlein zur Hand, um in den verschiedenen Zimmern umherzuwandern und daselbst jene zahl- und namenlosen Zierlichkeiten, die der heutige Geschmack für

unentbehrlich hält in einer eleganten Einrichtung, vom Staube zu befreien.

Es ist dies zwar eine im Grunde harte Arbeit, — aber man ist ein „häuslich" erzogenes junges Mädchen und gehorsam seinen Eltern. Man hat auch allerlei schöne Bücher vom Papa geschenkt bekommen, wie z. B. „Die Frauen und ihr Beruf", das „Frauenbrevier", das „Leben des Weibes" von Seinecke, — und hat darin viel und möglichst aufmerksam gelesen, besonders jene Kapitel über die „Erziehung fürs Haus". Überall stand geschrieben, daß der Tempel der häuslichen Zufriedenheit auf den Säulen der Arbeitsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit ruhe, und daß der alte Homer schon jene Frau gepriesen, die

„Am Herde sitzt —
Im Glanze des Feuers
Drehend der Wolle Gespinst."

— Das war freilich noch mühsamer als abstäuben! — Man ging bei diesem Gedanken mit doppeltem Eifer ans Werk. Aber als man an dem Büchertische angekommen, mußte man doch zur „Erholung" und „Belehrung" schnell ein wenig in einem oder dem andern Buche blättern. — Ja — da stand es groß gedruckt ein „Frauenbrevier", — und eine Elisabeth v. Stägemann war es, die es gesagt:

„Sorgsamkeit selbst in der kleinsten Pflichterfüllung in diesem nächsten Kreise zwingt den Mann zur Hochschätzung der weiblichen Thätigkeit, und ein System von häuslicher Ordnung, das sich mit Grazie und wie von

unsichtbaren Händen in sich selbst getragen fühlt, stimmt die Leidenschaft des Mannes zur Harmonie einer dauernden Neigung, flößt selbst einem unwirschen Stolze nach und nach eine leise tiefe Bewunderung ein. Deshalb thut dem weiblichen Wesen von früh auf eine sorgsame Übung not, um innerhalb der Häuslichkeit sich eine besonnene Fertigkeit zu verschaffen, der es später ohne Anstrengung gelingen könne, das Familienleben im ruhigen Verlauf zu erhalten. Hier liegt der schönste Beruf echter Weiblichkeit." —

— Sie wird wohl recht haben die kluge Frau. — Man nimmt die unterbrochene Arbeit zwar mit einem kleinen Seufzer, aber zugleich mit erneutem Eifer auf. — Die Blumen kommen nun an die Reihe. — Gar zu aufmerksam wollen sie freilich behandelt sein, sie verwelken immer gleich, wenn man sie ein paar Tage lang nicht begießt, und verlieren die Blätter, sobald man sie nur ein wenig ins Dunkle stellt. — Auch an den großen Spiegeln giebt's mancherlei nachzusehen und zu reiben, — es ist merkwürdig, wie leicht sich das Glas selbst von dem flüchtigsten Hauch trübt!

— Und dann — diese Gedankenkette, die sich an einen Blick in den Spiegel hängt, — und ohne hineinzusehen kann doch kein Mensch eine solche Glasfläche putzen! Zuerst: „ach, wenn mich alle, die mich gestern gesehen, in solchem „„Aufzuge““ sähen — wie komisch wäre das!" Man lächelt über diesen Einfall und findet sich in diesem Lächeln und dem Morgenhäubchen mit den losen Flechten,


H. GUNTHER SC.

die nirgend Platz zu haben scheinen, und der weiten Bluse mit dem großen Kragen doch auch nicht übel. — Aber freilich — gestern Abend im Maiglöckchenkranz und dem rosaen Taffetkleide, das war doch etwas ganz anderes! — Niemand trug eine zierlichere Toilette! — Wie sagte doch gleich der Lieutenant von A. — „Gnädigstes Fräulein, Sie sind ein Maitag im Winter, — auf Ehre!“ — Und der Assessor B. redete etwas von „himmlischem Geläute für erstarrte Herzen“. — Man lächelt wieder unwillkürlich in den Spiegel hinein, in der Erinnerung an all diesen „Unsinn“, und findet sich schließlich genau ebenso hübsch, als am Abend vorher im rosaen Taffetkleide. Nach dieser beruhigenden Entdeckung steigt man, einen Walzer trällernd, in die untergeordneten Regionen der Küche und Speisekammer, wechselt einige bedeutungsvolle Worte mit der Köchin, giebt mit weiser Miene allerlei Dinge heraus, die von derselben gefordert werden, schließt Kisten und Kasten, läßt freilich in der Zerstreuung sehr oft die Schlüssel stecken, und hat somit den ersten Teil des Tagewerkes „abgearbeitet“. —

Hierauf zieht sich die erwachsene Tochter in ihr eigenes Zimmer zurück, allwo indes das Stubenmädchen das anmutige Chaos gelichtet — um — „Briefe zu schreiben und dann Toilette zu machen“. — Sie nimmt liniiertes Briefpapier mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens, wählt das dazu gehörige Couvert, legt Siegellack und ein Petschaft mit bedeutungsvollem Motto zurück, und beginnt nach verschiedenen Federproben etwa folgendermaßen:

„Teuerste, ewig geliebte Alma!

Inmitten der dringendsten häuslichen Geschäfte stehle ich mir mit Mühe und Not ein Stündchen Zeit, um mit Dir zu plaudern, treue Vertraute meines Herzens" u. s. w.

— Wenn man ein halbes Stündchen höchstens geschrieben, fühlt man aber, daß man „seiner Gesundheit halber" eine kleine Pause machen müsse, man erinnert sich einiger schrecklicher Geschichten von Nervenanfällen nach unausgesetzter geistiger Thätigkeit, und schiebt deshalb den kaum zum dritten Teil vollendeten Brief in die elegante Mappe, die man sorgfältig verschließt, und deren kleinen Schlüssel man an einem schwarzen Schnürchen dann allezeit auf dem Herzen trägt. Alma muß sich also gedulden! — Inzwischen ist freilich das Feuer ausgegangen, man versucht zwar seufzend eine Rettung des Ofens, denkt aber noch zur rechten Zeit an seine hübschen Hände und zierlichen Nägel — und friert lieber ein wenig. Man hat ja nicht umsonst die Romane der Gräfin Hahn-Hahn gelesen, freilich mit einer Freundin ganz verstohlen, — sie lehren, daß rote Hände zu den größten Makeln eines Weibes gehören. — Unter diesen Überlegungen ist der halbe Vormittag verstrichen, und nachdem man ein wenig zum zweiten Frühstück genascht und mit den Vögeln gespielt, die man „beinah" zu besorgen vergessen über jenen Brief an Alma — zieht man sich in das Schlafzimmer zurück, woselbst das wichtigste Geschäft des Tages beginnt. Das Haar wird mit der größten Sorgsamkeit, oft unter Beihilfe der Dienerin, eingeflochten oder gelockt, nachdem

man zuvor in größter Schnelligkeit — denn man möchte Mama doch nicht warten lassen, noch einige andere Frisuren probiert hat, die man gestern an dieser oder jener Dame zu bemerken Gelegenheit hatte. Zu mancher derartigen Neuerung hätte man wohl Lust, wenn der spottsüchtige Bruder nicht wäre, und der Papa, der immer ärgerlich wird, wenn man die Frisur ändert.

Die Toilette erleidet viel feine Nuancierungen, je nach der Art des im Laufe des Tages zu erwartenden Besuchs, und währt, ganz knapp gerechnet, eine volle Stunde. — Nachher, wenn man vor der Mama Revue passiert und bei dieser Gelegenheit noch einige unerwartete Aufträge erhalten, durchzieht man wie ein glänzendes Meteor nochmals Küche und Speisekammer, um endlich sich in das Musikzimmer zu flüchten und daselbst zu „üben". Eine gute Weile werfen hübsche Hände die Noten durcheinander — was suchen sie wohl? — Etwa Bachs wohltemperiertes Klavier, oder seine herrlichen ernsten Präludien und Fugen, oder irgend ein strenges Musikstück, eine tüchtige Sonate, eine Mozartsche Phantasie? — Ach nein — man wird wahrscheinlich in nächster Woche bei der Frau von S. musizieren, und da möchte man doch gar zu gern mit einigen eleganten „Salonpiecen" brillieren, mit einem in die Ohren fallenden Klingklang, der nicht viel Mühe macht beim Erlernen, und doch über die Maßen schwierig klingt für die Hörer. — Alle andere Musik wird in die „langweilige" Klavierstunde verbannt. — Vielleicht unterbricht ein angenehmer Besuch die Übungszeit, — es ist so hübsch,

sich am Piano überraschen zu lassen! — Kommt niemand, so wird gespielt und gesungen, bis der Papa heimkehrt. — Nach Tisch erst darf man, mit dem Buch in der Hand, mit gutem Gewissen endlich ein wenig ruhen.

Wie köstlich liest es sich so! — Ach wer doch einmal einen ganzen langen Tag in solcher Weise im Sessel lesen könnte! Aber die böse dritte Stunde kommt einmal wie allemal herangeschlichen, und der Papa will von keiner andern Hand den Nachmittagskaffee bereitet wissen, als von der Hand des Töchterchens, und ist er genommen, der schwarze Trank, dann beginnt die „Arbeit“ von neuem. Man setzt sich ins Wohnzimmer zur Mama, nimmt eine feine weiße oder bunte Stickerei zur Hand, und thut, als schaffe man gewaltig viel. Zuweilen liest Mama vor, das ist freilich sehr anmutig. — Kommt endlich die sechste Stunde, allwo die kleinern Geschwister aus der Kinderstube oder Schulstube in das Wohnzimmer stürmen dürfen, und somit die Ruhestunde für das Mädchen oder für die Gouvernante schlägt, so verschwindet häufig das älteste Töchterchen und besucht eines jener vielen Kränzchen, die man arrangiert, um möglichst schlecht unter sich französisch und englisch zu sprechen. Zuweilen empfängt man auch abends Besuch im Hause, — und endlich geht doch selten eine Woche vorüber, wo man nicht wenigstens zwei größere Gesellschaften besucht. — Meist erst gegen Mitternacht legt man den hübschen Kopf auf das weiche Kissen, ermattet von des Tages Last und Hitze, und heimlich diejenigen beneidend, die — noch mehr tanzen und ausgehen dürfen. —

„Wie unfreundlich und ungerecht ist es doch, solche Schilderungen drucken zu lassen“, denkt hier vielleicht eine oder die andere allerliebste Leserin, und fühlt sich versucht, der „Frau Elise“, deren Hand vorstehende Skizze entworfen, allen Ernstes ein wenig böse zu sein. — „Das paßt auf mich nicht!“ sagt sie sich. — „Ich stehe nur manchmal etwas spät auf, in der Regel aber mit den Brüdern, die doch um sieben Uhr schon mit ihrem Butterbrot (und es ist keine Kleinigkeit, das für sie zu streichen) auf dem Schulweg sein müssen! Jedenfalls habe ich mehr zu thun als am Morgen, wie jene vornehme kleine Dame, die Tassen zu spülen und den Staub abzuwischen, und ich thue auch alles gern, nur zuweilen nicht, wenn ich abends vorher vielleicht ein wenig lange im „Kränzchen“ geblieben und ein bißchen müde bin, weil wir untereinander tanzten. — Wir Schwestern haben die Woche, und das ist ein ernsthaftes Ding, da kann man nicht die Hände schonen, wenn man für ein ganzes Haus zu kochen hat. — Und Gesellschaften bei Hofräten, Präsidenten und Generalen haben wir nie besucht, bei uns in unserm kleinen Städtchen giebt es dergleichen nicht, das paßt also auch nicht, und mit einem Lieutenant tanzte ich in meinem ganzen Leben noch kein einzig Mal. — Freilich kommen wir am Geburtstag der Tante Direktor, und bei den Singabenden beim Herrn Kantor auch manchmal nach Mitternacht erst nach Hause, und was ein Ball ist, weiß ich auch, denn wir haben ein Kasino!! Aber so arg wie jenes Dämchen treiben wir's nun und nimmermehr! — Und gar eine

Kammerjungfer?! — Ich wüßte gar nicht, was ich mit ihr anfangen sollte, denn an meine Stube und Kommode dürfte sie mir doch nicht rühren! — Lieber will ich sie dann und wann ein ganz klein wenig unordentlich sehen, als fremden Händen meine Sachen anvertrauen. — Und meinen Vogel füttere ich pünktlich und meinen Myrtenstock begieße ich ganz ordentlich, sie sind beide frisch und munter unter meiner Pflege. — Die Geschichte mit den verlegten Schlüsseln ist freilich nicht ganz abzuleugnen, dergleichen passiert oft, ich will mir aber nächstens ein Schlüsselkörbchen kaufen! — Hätte ich soviel Zeit, wie jene kleine Vornehme, zum Klavierspielen, wollte ich mich gewiß tüchtig üben, — so aber lassen einen die Geschwister gar nicht dazu kommen, weiß Gott, was sie immer gerade dann haben wollen, wenn man sich eben ans Klavier oder — mit einem Buche in die Ecke setzt. — Und man kann ihnen doch nicht böse werden, so oft sie auch stören, — man hat sie nun einmal gar zu lieb, die kleinen Dinger, und verzieht sie, glaube ich, ein bißchen. Die vielen abgerissenen Knöpfe und Schürzenbänder und die Strümpfe, durch die sich die kleinen Zehen drängen! — Das Lesen — — ja wer das immer könnte, wenn ihn die Lust dazu anwandelte, — da würde manche schnell gelehrt werden! Ich zum Beispiel möchte freilich viel mehr lesen, als es die Mutter erlaubt. Es quält mich immer sehr, wenn ich nicht weiß, wie eine Geschichte ausgeht und da schleppe ich das Buch zuweilen in der Tasche mit mir herum und nasche — wenn ich vielleicht lieber die Wäsche zählen

sollte. — Nun, und am Abend vor dem Einschlafen — — da denke ich freilich — — ich will's nur gestehen — auch wohl dann und wann: „Käme doch morgen eine Einladung zu Registrators, oder Direktors, oder gäbe der Kaufmann N. N. einmal einen Ball!" — — Das ist aber auch mein ganzes Sündenregister, es ist, meine ich, doch noch nicht halb so schlimm, als das jenes Dämchens, dessen Verzeichnis Frau Elise drucken ließ, um die Leute glauben zu machen, wir seien alle so.

Trotz dieses kleinen und — richtigen Einwurfs kann ich aber nicht umhin zu behaupten, daß meine Skizze mit geringen Abweichungen den Tageslauf manches jungen Mädchens schildert, und zahllose zärtliche Billets und Briefe beweisen mir, daß ich das Rechte traf. Goethes reizendes:

„Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln — —
O liebe Hand! so göttergleich,
Die Hütte wird durch dich zum Himmelreich!"

paßt wirklich nicht mehr auf viele Mädchen und — viele Hände. — Es giebt allerdings in unsern Tagen auch noch wahrhaft häuslich erzogene, thätige junge Mädchen, aber wir begegnen solchen reizenden Ausnahmen eben leider nicht zu oft in dem unruhigen Scheinleben der jetzigen Zeit. — Die Umrisse meiner kleinen Zeichnung erscheinen vielleicht ein wenig scharf, hie und da mag auch der Zuschnitt des

Familienlebens ein etwas anderer, einfacherer sein, dann und wann mögen „bedeutende“ und unvermeidliche häusliche Ereignisse, wie „große Wäsche“, die Zeit des Einmachens u. s. w. eine erhöhte Thätigkeit notwendig machen oder die kleinen Geschwister einige Aufmerksamkeit beanspruchen, — im allgemeinen ist jedoch das Bildchen nicht so grell. — In Gutzkows Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1854, finden wir folgende Stelle: „Niemand fordert etwas von ihr, der erwachsenen Tochter des Hauses, niemand macht Ansprüche an sie. Wer wollte sie auch stören, wenn sie ihre Tonleitern übt! Fragt man sie nach dem Zwecke aller ihrer Anstrengungen? Es ist der Salon, die Gesellschaft, die Möglichkeit, einen Gatten zu gewinnen, der einer höheren Sphäre angehört. Es finden sich dann Augen, die auf sie mit Liebe sehen. — Diese Augen sind bestochen. — Sie sehen blendenden Schein, gemachte Gefühle, Salonbildung. Die Arme! — Unter zwanzig Ehen beruht in unserer Zeit vielleicht nur eine auf einer besseren Basis.“ — Das klingt noch viel härter — und enthält doch leider viel Wahres. —

Das junge Mädchen ist in dieser ihrer Lebenszeit den Händen der Eltern gewissermaßen entschlüpft, ohne doch in andere Hände übergegangen zu sein — die Ranke löste sich vom Eichenstamme und fand noch keinen andern Baum, an dem sie sich emporwinden könnte, und Windstöße aus allen Himmelsgegenden lassen die Stützebedürftige hin und her schwanken. —

Nie sind Väter oder Mütter nachsichtiger gegen ihre

Töchter, als wenn das Rosenknöspchen beginnt, der Gegenstand der Huldigungen für verschiedene Käfer, Schmetterlinge und Falter zu werden. — „Mag sie ihre Jugend genießen, der Ernst des Lebens kommt noch früh genug“, lautet der Wahlspruch und gewissermaßen die Entschuldigung der Mutter. — Gewiß kommt er, aber er kommt, wenn das verwöhnte, allzugeliebte, in jeder Weise geschonte Töchterchen plötzlich als junge Frau einem eigenen Hause vorstehen soll, und nun weder aus noch ein weiß, und sich und den Gatten quält. „Die jungen Mädchen in den bemittelten Häusern,“ klagt die liebenswürdige und kluge Ratgeberin der Frauen, Luise Büchner, „vergessen, daß sie ihren Eltern und Geschwistern dieselben Handreichungen schuldig sind, die sie später als Frauen zu üben haben, daß sie auch jetzt schon mitarbeiten sollen an der Zufriedenheit und dem Wohlstand des Hauses.“ —

— Wann wäre denn die eigentliche und rechte Zeit, in der die Tochter sich praktisch vorbereiten lerne für ihren künftigen heiligen Beruf? Oder, wenn sie dies Ziel nie erreicht, sie für eine Zukunft tüchtig zu machen, die allein von ihrer Energie, Bescheidenheit, Pflichttreue und Opferfähigkeit abhängt? — — Bis zum sechzehnten Jahre doch nur in sehr beschränkter Weise, denn bis zu diesem Alter gehört sie noch mit vollem Recht den verschiedenen Lehrern und Lehrerinnen. — „Jetzt endlich soll sie ihre höhere Bildung empfangen, jetzt soll sie in die Welt eintreten und sich ihres Lebens freuen“, heißt es dann. — Die echte höhere Bildung ist aber doch allein die, welche das weib-

liche Wesen fähig macht, ihre künftige Stellung zu begreifen, in das geistige Leben des Mannes sich hineinzuleben, und die einstige Erziehung eigener oder fremder Kinder sicher und klar zu leiten, sich überhaupt in jede Lebenslage zu finden. Wer vom weiblichen Beruf redet, muß dabei auch die Unverheirateten im Auge behalten, deren Zahl in unserer Zeit so bedeutend ist. — „Das Wohnhaus des wirklichen Lebens ist kein Tempel," sagt Schwarz, „gegen einen Festtag giebt es sechs Wochentage. Eine weibliche Bildung, wie sehr sie das Edle der Natur hervorhebe, entspricht doch nie ganz der Natur, wenn sie nicht alle Verhältnisse, wie sie wirklich sind, in der Familie und unter den anderen Menschen in sich begreift. — Nur das kann als die wahrhaft natürliche Bildung gelten, was hierzu vorbereitet und gewöhnt." — Mit dem achtzehnten Jahre müßte also jede Tochter die schöne Bedeutung des alten Wortes „Haus" fassen lernen, jenes alten Wortes, bei dessen trautem Klange einem das Herz aufgeht — — statt dessen lehrt man sie, wenn die anderen „Künste", die sie treibt, noch Zeit übrig lassen, höchstens ein wenig die „Haushaltung" führen. Anstatt das erwachsene Mädchen zum Ministerpräsidenten zu machen, giebt man ihr einen ganz kleinen Nebenposten, allwo Arbeit und Verdienst kaum der Rede wert. Die Mutter soll hier ihr Töchterchen nicht schonen und gleichsam unter eine Glasglocke stellen, ihr alle Arbeit leicht machen und die schwere Arbeit und die unangenehme ausschließlich für sich behalten. Sie muß von ihrem Kinde bedient werden, nicht das Kind

von ihr. — Hat sie sich doch lange genug gemüht und gesorgt um ihre Tochter Tag und Nacht, — sie darf die fleißigen Hände einmal ruhen und ihr Kind an ihrer Stelle schaffen lassen. — Mädchen müssen überhaupt nicht nur lernen, sie müssen es an sich erfahren, daß das Haus ewig der Grundton ihres Daseins ist und alles andere zufällige Ausschmückungen, erfreulich, wenn sie vorhanden, aber nicht notwendig zum Glücklichsein. „Die beständige Sucht nach Zerstreuung und Abwechselung läßt gar kein innerliches Leben, gar keinen festgeschlossenen Charakter mehr aufkommen,“ klagte die schon erwähnte liebenswürdige Freundin. „Sich freuen an den kleinen Pflichten, den kleinen Freuden des Hauses, das macht das Glück einer Frau aus, das läßt die Atmosphäre, in der sie lebt, eine wohlthuende werden. Denn den Mädchen diesen häuslichen Sinn beizubringen, bedarf es freilich häuslicher Mütter! — Verträgt sich denn die Übergabe jener eigentlichen Sorge für das „Haus“, für Vater, Mutter und Geschwister, nicht mit einem geselligen Leben? — Aber unsere Mütter und Großmütter hatten doch vollauf genug Zeit dazu. — Und wie heiter und glückselig waren sie bei ihren bescheidenen Ballfesten, wie tanzten und lachten sie und freuten sich ihres Lebens. — Ob aber unsere heutigen „réunions“ und Bälle wohl den jungen Mädchen Gelegenheit geben, sich wahrhaft ihres Lebens zu freuen, möchte ich bezweifeln. — Es kommen einem bisweilen wunderliche Gedanken in jenen größeren Gesellschaften, die, nach gewöhnlichen Begriffen, jene „Welt“ bedeuten, in

die man die erwachsenen Töchter einzuführen für so unumgänglich nötig hält. — Schon die Garderobezimmer liefern dem ruhigen Beobachter Stoff zu den seltsamsten Betrachtungen.

In treffender Weise hat der bekannte Reisende Kohl eine Skizze von jenem komischen Drängen und Treiben der Mädchen und Frauen in den Vorgemächern der Gesellschaftsräume entworfen. „Ich stand zuweilen,“ sagt er, „einige Augenblicke in dem Vorzimmer vor einem Gesellschaftssalon still, um die Gesichter der Menschen zu beobachten, die hier ihre Mäntel und Kapoten ablegten und die sich in den für ihre Bequemlichkeit dort aufgehängten Spiegeln zu betrachten pflegen, und noch einige schließliche Korrekturen an ihrer Toilette zu machen und die kleinen Rockfalten, Lockenverschiebungen und Kollierverdrehungen zu rektifizieren. — Wie eifrig sind sie dabei! Welch ernstes Gesicht machen sie dazu! Wie hastig zupfen sie die Kleider zurecht! Fast mit zitternden Händchen legen sie die Perlen auf dem schönen Nacken in Ordnung und fahren mit dem bebenden Finger an dem äußersten Rande der Locken hin, um irgend ein widerspenstiges Haar in Reihe und Glied zu bringen. Es scheint fast, als sei ihre ganze Seele von einer ängstlichen Spannung ergriffen. Die Worte, die sie einander zulispeln, stoßen sie rasch und heftig hervor: „Ach Himmel, meine Handschuh!“ — „Halt' einmal, Annette, deine Schnalle sitzt etwas schief!“ — „Ich bitte, Luise, laß sehen, dein linker Ohrring hat sich verhängt!“ — Eine Wolke von sorgender Erwartung scheint auf den schönen

Stirnen zu liegen — die Tochter hält sich nahe zur Mutter. —

Führt jene Thür zu einer Folterkammer? Oder sitzen dort vielleicht Professoren, welche diese Damen in irgend einer Wissenschaft examinieren wollen? Sind es vielleicht gar die Glaubensforscher der heiligen Hermandad? — Nein! Denn siehe, „ein Lichtmeer von Heiterkeit und Schönheit bricht strahlend hervor.“ — —

Wir wollen doch auch einen Augenblick in die wirklichen Salons eintreten — nachdem wir den Vorbereitungen zur Einführung in dieselben zugesehen. —

In dem strahlenden Lichtmeer, das uns zu blenden versucht, unterscheidet das Auge allmählich schwimmende Wolken von Seide und Flor im wirren Durcheinander, graue Regenwolken, gelbliche Hagel- und Sturmwolken, und duftige Rosenwölkchen, wie sie ein Morgen- und Abendhimmel an schönen Sommertagen zeigt.

Aus jenen letzten Wolken schauen Blumengesichter, — oft von entzückender Lieblichkeit und Frische. Auf allen Stirnen Sonnenschein, auf allen Lippen Lächeln. Zwischen den Wolken verstreut schwarzgekleidete oder goldschimmernde Wesen mit zierlichen Bärten und tadellosen Handschuhen. Man begrüßt sich, man wechselt einige Worte, man nimmt den Thee, man beobachtet verstohlen diese oder jenen, — man redet wieder und hört reden — — die ewige Unterhaltung über Theater, Konzert und einige Erscheinungen der neuesten Litteratur, — man müht sich ganz anders zu sein als daheim, — man zeigt sich so wenig wie mög-

lich, wie man wirklich ist — man verbirgt, als seien die Zeiten der heiligen Feme wieder auferstanden, auf das ängstlichste seine eigentliche Meinung über diesen oder jenen Gegenstand, man bespricht mit Eifer entweder die trivialsten oder die geringfügigsten Dinge, man thut, als unterhalte man sich über die Maßen vortrefflich, und hat doch noch so unendlich viel Zeit übrig, daß man — fast sämtliche Damentoiletten bis in die kleinen Einzelheiten studieren kann. Nur die jüngsten Neulinge zeigen noch, daß sie sich wirklich freuen, und — wirklich langweilen. Die andern atmen zwar, wie von einem schweren Druck befreit, auf, wenn der Wagen gemeldet wird, haben aber doch noch soviel Liebenswürdigkeit für die Wirte des Hauses, auf deren „schon so zeitig?“ „bedaure unendlich“ zu lispeln. —

Auf dem Heimwege ist man auffallend still, — und legt endlich mit einem Gefühl das Haupt aufs Kissen, ähnlich jenem Unbehagen, das man empfindet, wenn man einen traurigen Traum geträumt, auf dessen Einzelheiten man sich nicht mehr zu besinnen vermag.

— Ungleich reicher ist die Freudenausbeute für ein junges Wesen im Ballsaal. Beim Tanz allein dürfen die Wangen glühen, die Augen strahlen, die Lippen lächeln, ohne daß tadelnde Stimmen laut werden. —

Tanz! Tanz! Du anmutiges Wort, du harmlose Freude! Dein Laut erhellt jedes jugendliche Angesicht, und läßt frohe Herzen höher schlagen. Lachende Bilder, umflossen von hüpfenden Klangwellen, steigen auf und zeigen

uns bald einen kerzengeschmückten Saal, dessen üppige Blumenketten und frische Kränze des eisigen Winters zu spotten scheinen, bald eine mondbeglänzte Linde, leise rauschend in lauer Sommernacht, und unter ihr, auf dem Rasen, ländlicher Reigen, verschlungene Hände, glückselige Augen. — Und zaubert nicht selbst auf Wangen und Stirnen, die das ernste Leben und die harte Hand der Zeit gezeichnet und mit Furchen bezogen, die Erinnerung an die schuldlose Lust ein kurzes Frührot, einen flüchtigen Sonnenschimmer? —

Hört die Worte Goethes:

„Ein leichter Sinn erhebt sich von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht stille stehn;
An Worte Statt sind liebliche Gebärden,
Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie lustig ist's, sich um sich selbst zu drehn!
Mit leichtem Anstand wechseln sie die Glieder,
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder."

Die Tänze unserer Tage bieten leider wenig Gelegenheit, „liebliche Gebärden" zu zeigen, man rast und hüpft daher im schnellsten Tempo; die sogenannten Anstandstänze, in denen unsere Eltern und Voreltern ihre Grazie entfalteten, sind aus der Mode gekommen, das Tanzen ist keine Kunst mehr, nur eine Fertigkeit, die mechanisch erworben wird. Als Maskenscherz wird die Allemande und Menuett noch zuweilen vorgeführt, und dann eben sieht man ein, daß unter fünfzig Paaren der modernen Tänzer kaum ein Paar sich finden dürfte, das eine graziöse Ver=

beugung mit Anmut und Sicherheit auszuführen vermöchte. — Charaktervoll und reizend sind nur noch die Nationaltänze der Polen, Spanier und Italiener. —

Zu allen Zeiten hat ein gesundes, glückliches Mädchen gern getanzt, und wird zu allen Zeiten gern tanzen. Und ich gestehe, daß ich kaum ein Vergnügen kenne, was so alle Lebenslust weckt und schwere Gedanken verscheucht, wie das Vergnügen des Tanzes. — Läßt doch Goethe seine Lotte so anmutig sagen: „Wenn die Leidenschaft für den Tanz ein Fehler ist, so gestehe ich gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Contretanz vortrommele, so ist alles wieder gut.“ —

Wie viele werden diesen reizenden, echt mädchenhaften Ausspruch unterschreiben. Es ist ein bezaubernder Anblick, ein junges Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren — denn früher gehört keine Tochter in den Ballsaal — so recht in voller Herzensfreude tanzen zu sehen, und zwar in jener Weise, in der Werther die schöne Lotte tanzen sah. —

„Tanzen muß man sie sehen! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper ist eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles so wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblick gewiß schwindet alles andere vor ihr.“ —

Wer sähe nicht das weiße, luftige Gewand sich an eine schöne Gestalt schmiegen bei dieser Schilderung, — und Rosen leuchteten in glänzenden Locken, Rosen, deren

Schimmer verdunkelt wird durch die Rosen der Wangen — wer sähe nicht die bunte Schärpe flattern, und wem käme nicht jenes tändelnde reizende Liedchen Goethes dazu in den Sinn:

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leichter Hand,
Gute junge Frühlingsgötter,
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst noch eine Rose jung u. s. w." — —

Doch nicht immer sind es frohe Gedanken, die dem ernsteren Beobachter kommen beim Anblick eines Ballsaales voll tanzender rosiger Mädchen. — Die Harmlosigkeit ist selten geworden in unserer Zeit, wie die echte, frische Freude. Der Gedanke an den überwältigenden Eindruck des geschmückten, zu Hause schon vielfach bewunderten Ichs thront auf manchen Stirnen, und die bösen Geisterchen der Selbstgenügsamkeit und Mißgunst schauen nicht selten aus den hübschesten Augen.

Wie viele sind überhaupt unter der Menge, denen eine Ahnung innewohnt, daß der Reigen „Ach wie so bald" verhallen wird, — daß es noch höhere Freuden giebt für das echte Weib, denn das Fliegen und Neigen, Schweben und Beugen. „Trunken vom Glanze des Balles schweben sie dahin," sagt Luise Büchner so schön, —

„Blumen im Haar, im weißen flatternden Gewande, aber wohl selten birgt sich darunter das starke Herz, die hochbeschwingte Seele, deren die Frau doch so sehr nothwendig bedarf.

„Wie lieblich rauschen einige Jahre dahin, leichtbeschuht und voll Glanz, aber die Scene muß sich ändern, das wirkliche Leben klopft an die Pforten. Wie viele dann wird es zum Kampfe mit sich bereit finden? Wie viele sind dann seinen gerechten Ansprüchen gewachsen? Ob die Ehe oder das Los des Unverheirateten diese heiteren Gestalten erwartet, nur die unter ihnen werden ihren höhern Lebenszweck erfüllen, deren Erziehung ihnen die Mittel dazu an die Hand gegeben. Aber diejenige Erziehung kann weder Ernst noch Tüchtigkeit verleihen, der es selber daran fehlt. Wer den Lebensweg der meisten weiblichen Naturen verfolgt, wird finden, daß ihnen mit richtiger Bildung alles gegeben wäre, während ihnen ohne dieselbe alles genommen ist.

„O ihr rosigen Kinder, euren Frohsinn und eure Heiterkeit möchten wir um keinen Preis der Welt euch rauben, ihr sollt Rosen ins Haar flechten und das weiße Gewand tragen, aber darunter die Rüstung der Pallas Athene.“ —

Die Ballsäle sind es aber nicht allein, in denen die jugendlichen Wesen sich ihres Lebens freuen können, — die schönsten und eigentlichen Pflanzstätten der echten Freude sind die Familienfeste mit all ihrem poetischen Beiwerk von Blumen und Kränzen, Gesängen und Fest-

gedichten, Lachen und Rührung. — Dort blüht jene lieblichste Blume des häuslichen Lebens: die wahre und rechte jugendliche Heiterkeit. —

Wie reizend steht doch diese Freude am Dasein, diese wirkliche der Seele entströmende Heiterkeit jeder Mädchengestalt, — leider ist sie in unserer Zeit nicht mehr überall zu Hause! Frohe Mädchenaugen sind die wahren Sonnenstrahlen fürs Haus, sie dringen in alle Winkel und überall wird's hell, und wäre das Vater- und Mutterherz noch so sorgenvoll. —

Und sind nicht strahlende Blicke, ein leichter Schritt, ein harmloser Scherz unwiderstehlichere Eroberer, als das schwere Geschütz eines schmachtenden Augenaufschlags und tiefer Seufzer? Fällt nicht ein einziges melodisches Lachen lieblicher ins Ohr, als zehn kunstvolle Arien und mindestens zwölf hochdramatische Lieder, der Klavierpiecen gar nicht einmal zu gedenken?

Drei wirksame Rezepte giebt es aber, diesen anmutigen Schmuck unserer jugendlichen Gestalten vollständig wieder zu erwerben, sie heißen: Sorge für das Haus, Blumenpflege und — Musik. —

„Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.“ (Schiller.)

Musikalisch muß eigentlich jedes echte Mädchen sein, d. h. nicht etwa allein mit den Fingern oder der Kehle, sondern vielmehr mit Ohr und Herz. Die mechanische Fertigkeit allein bekundet niemals den wirklichen Musiksinn; wie gar manche spielen und singen „kunstgerecht“

nach gewöhnlichen Begriffen, und sind doch weit davon entfernt, „musikalisch“ zu sein. Wir haben den schönen Ausdruck: Sie hat eine musikalische Seele, — und das sollte man jedem Mädchen nachsagen. — Es ist darum ein eigen, aber kostbar Ding.

Nicht jene Finger verraten sie, die in kunstgerechten Läufern und Trillern auf den Tasten eines Klaviers oder den Saiten einer Harfe auf- und abwirbeln, auch nicht jene Kehle, die sich in schwierigen Passagen und Fiorituren ergeht, ein achtsames Auge und Ohr erkennt sie an ganz anderen Zeichen.

Die Art, wie eine vielleicht ganz reizlose Stimme ein altes Lied nachsummt, der Ausdruck des Gesichts, der Blick, das Lächeln während eines Beethovenschen Adagios oder einer Mozartschen Ouverture, oder eines Schubertschen Liedes, — dies allein verrät dem Forscher das Dasein jenes geheimnisvollen Etwas, das wir „musikalische Seele“ zu nennen pflegen. Die Hüllen, in denen solche gefangen sitzen, sind oft so rührend unscheinbar, die Finger so ungeschickt, die Stimme klingt schwach und verschleiert, das Notenlesen ist eine harte Arbeit — zuweilen sogar eine Unmöglichkeit, — aber tief drinnen da tönt es fort und fort gar wunderbar.

Für solche Seelen ist die ganze Natur eine rauschende prachtvolle Symphonie, und jedes lebende Wesen spielt ein Instrument darin und die Singvögel sind die ersten Violinen. Wer weiß, welche Stellen jene „musikalischen Seelen“ dermaleinst im Himmel einnehmen! Sie werden

vielleicht Harfenspieler droben und begleiten den Gesang der Seraphim, und mancher, den man auf Erden einen „Meister" nannte in der Kunst der Musik, muß als unterster Schüler von ihnen lernen. — —

Unser Jean Paul, jene große, echt musikalische Seele, ruft aus: „O Tonkunst, du schlägst die zerlaufenden Wellen des Meeres der Ewigkeit an das Herz der dunkeln Menschen, die am Ufer stehen und sich hinüber sehnen! Bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem?" —

Und dem Herzen jener edlen fürstlichen Frau, Helene von Orleans, die vom Himmel dazu bestimmt schien, sich nur mit Rosen der Freude zu schmücken, und der dennoch das Erdenleben eine Dornenkrone brachte — entströmten in dunkeln Leidenstagen jene innigen Verse:

„Wer einsam steht im bunten Lebenskreise
Und was das Leben teuer macht, verlor,
Wie bebt sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus ferner Jugendzeit sein lauschend Ohr.
Willkommne Töne! Eures Hauches Fächeln
Weckt eine schlummernde Gedankenwelt,
Verweinte Augen lernen wieder lächeln,
Die düstre Stirn ist plötzlich aufgehellt.

Der Zephyr, der in reichen Blütendüften
Des Orients sich hin und her gewiegt,
Verbreitet Balsamhauch noch in den Lüften,
Wenn schon die Blume welk am Boden liegt.
So lebt, ist auch der Traum des Glücks entschwunden,
Erinnerung im Hauche der Musik.
Ein kleines Lied aus jenen bessern Stunden
Bringt uns die alte Seligkeit zurück.

Musik! du mächtige, vor dir entscheidet
Der armen Sprache ausdrucksvollstes Wort,
Warum auch sagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in dir die ganze Seele fort.
Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit,
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele tausend Herzen hoch erfreut." —

Musik ist dem echten Hause nötig, wie die Orgel der Kirche, nur müssen unsere jungen Mädchen den Glauben aufgeben, daß eben nur Beethoven — oder mindestens Chopin gespielt werden müsse, wenn es überhaupt der Mühe wert, Musik zu machen. —

Mit Karl von Raumer möchte ich eindringlich warnen und bitten, man hüte sich, in allen Fächern der Kunst die Übungen in großartigerer Weise zu betreiben, als die Anlage dazu berechtigt. Dem Talent aber werde sofort der gute Lehrer.

Es ist lächerlich und traurig zugleich, zu sehen und zu hören, welche Mittelmäßigkeiten sich zu den Konservatorien drängen, zur Marter der Lehrer und zum Schaden des Rufes der Musikanstalten, und wie dergleichen selbstbewußte Erscheinungen sich nach einem kurzen Kursus für berechtigt halten, als Lehrer oder Lehrerinnen, Sänger oder Sängerinnen aufzutreten. —

Zu jeder Art der Musik gehört sicher ein bestimmtes Lebensalter. Beethoven hat nun einmal für keine Achtzehnjährigen komponiert, und gar viele Lieder von Schubert kann keine so singen, wie sie gedacht worden, über deren


H. GÜNTHER SC.
Eug Klimsch

Herz noch kein Sturm gegangen, deren Seele noch niemals in des Lebens höchster Seligkeit und höchstem Leide gezittert. Der feine, edle Philipp Emanuel Bach, der ewig junge Mozart, der sonnig-heitere, formenvollendete Vater Haydn, der vornehme, graziöse Mendelssohn, Hiller, auch Schumann in der ersten Periode seines gewaltigen Schaffens, sind allein erreichbar für jenes Blütenalter, sowie alle diesen Meistern verwandten Geister älterer und neuerer Zeit. — Später erst wage man sich mit vollem heiligen Ernst an die Ausführung Beethovenscher Kompositionen.

Wer den todestraurigen, bis in die feinste Faser hinein leidenschaftlichen Chopin so spielen will, wie er es verdient, der muß sich ihm innerlich verwandt fühlen, der muß selbst Todestrauer und unsagbares Glück empfunden haben wie er. Nirgend ist Technik allein so ausdruckslos wie bei Chopin.

Eine tiefere Wahrheit, gerade in bezug auf ihn, hat selten jemand ausgesprochen, als Louis Ehlert in seinem poesiereichen Buche „Briefe über Musik an eine Freundin". —

„Chopin hat das Unglück gehabt," schreibt er, „so populär zu werden, daß es keinen Salon giebt, in welchem er nicht verfälscht oder mißverstanden würde. Der frivole Hang, sich diese geistreichen Weisen aufs willkürlichste auszulegen, in die eigentümliche Welt des Dichters mit den persönlichsten Gelüsten einzukehren, hat zu jener die Sinne und das Gemüt beleidigenden Art des Chopinspiels geführt, dessen Charakter sich am besten durch eine Mischung von Possenhaftigkeit und Unzartheit bezeichnen ließe. An

die Stelle des Anmutigen wird das Gefallsüchtige gesetzt, das Dreiste an die Stelle des Übermütigen, das Empfindungsvolle weichlich und das Geniale barock vorgetragen. Nur wer die Thräne und das Erröten kennt, — nur wer sein Herz bis in die Fingerspitzen schlagen fühlt, vermag Chopin zu spielen. — Scheitern unsere größten Virtuosen an der Aufgabe, so können Sie sich vorstellen, was die Dilettanten daraus machen." — —

„Es schwinden jeden Kummers Falten
Solang' des Liedes Zauber walten." (Schiller.)

Eine ähnliche Warnung möchte ich in betreff der Schubertschen Lieder aussprechen.

Ich habe von hübschen, oft bezaubernden jungen Stimmen die meisten Mendelssohnschen, Taubertschen, Mozartschen, Weberschen, Kückenschen Lieder allerliebst, zuweilen reizend, innig und graziös singen gehört, seltener ein Lied von Franz, noch seltener eines von Schumann und — am allerseltensten oder nie eines von Schubert oder Beethoven. —

Für das süße Suleikalied:

„Ach um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide." — — (Mendelssohn.)

sind die rosigen Lippen der Achtzehnjährigen geschaffen, während es sich wunderlich anhört aus demselben Munde:

„Ich grolle nicht und wenn das Herz auch bricht — —
Ewig verlornes Lieb — ich grolle nicht." — — (Schumann.)

oder:

„Gefrorne Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab." (Schubert.)

oder gar jenes dämonische:

„Mich hat das unglücksel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen" — — u. s. w. (Schubert.)

Nie auch nur zehn Takte singen, in deren Stimmung wir uns nicht hinein zu versetzen vermögen, — und nie vergessen, daß wir dann den Hörer ebenfalls nicht in jene Stimmung zu zaubern imstande sind, die das Lied notwendig bedingt, das wir eben vortragen. Sanfte Trauer, jubelnde Freude, „Hangen und Bangen", schalkhaft liebliches Necken, süßes Klagen und Schwärmen, — ist das nicht ein hinlänglich großes Repertoire? — Nur derjenige, dessen Herz tiefes Leiden traf, weiß, wie es in der Seele eines Leidenden aussieht.

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."
(Schubert.)

Nur wer das Geliebteste verlor, kann die Verzweiflung solchen Verlustes ermessen. — —

„Es blicket die Verlass'ne um sich her,
Die Welt ist leer" — — (Schumann.)

Und wer nicht weiß, „wie die Liebe thut", der darf auch nimmer singen:

„Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr." — —

das unser Beethoven unserm Goethe so glühend nachgefühlt und nachgesungen. —

Wie kein Maler die wahre Färbung eines südlichen

Himmels zu treffen vermag, der seine Herrlichkeit nicht mit eigenen Augen geschaut, so auch in der Musik. — Auch hier gilt das Wort: Lieber Kleines, aber Wahres, als Großes — Unempfundenes, Verpfuschtes. — Und welch eine entzückende Auswahl jenes „Kleinen" findet sich in den leider noch immer nicht genug bekannten Volksliedern der verschiedenen Nationen, und nichts ist dankbarer als der Vortrag solchen Liedchens. — Aus voller Überzeugung möchte ich an dieser Stelle, in einer Zeit der unnatürlich gesteigerten Anforderungen an die Hausmusik, auf eine echte, weihevolle Hausmusik hinweisen, nämlich auf die Lieder des Professor Tottmann in Leipzig. Ebenso sangbar und bequem für die Frauenstimme sind sie einfach in der Begleitung, feinfühlig in der Wahl der Texte und vom edelsten Geiste getragen. Jede Mutter müßte sie ihrer singenden Tochter auf das Notenpult legen.

Die Kunst der Malerei wird von den jungen Mädchen unserer Tage, mit nur wenigen Ausnahmen, ganz dilettantenhaft betrieben, und es wäre auch eigentlich einer jeden zu raten, die nicht von einem wahrhaft bedeutenden Talent gewaltsam auf andere Bahnen getrieben wird, sich nur der Blumenmalerei zu widmen, da hierin verhältnismäßig in kürzester Zeit doch die bedeutendsten Resultate erzielt werden können, und diese Art der Malerei recht eigentlich das Genre der Frau ist und bleiben wird.

Alle Weichheit und Grazie der weiblichen Seele offenbart sich oft in gemalten Blumen und Blättern, — es ist

zuweilen, als ob sich alle jene Poesie, die ein Alltagsleben zur Flucht zwang, in den kleinen Pinsel zu verstecken liebe. Besser als ein Brief sagt nicht selten ein winziges bemaltes Blättchen, wie's in dem jungen Herzen aussieht. — Es werden da oft Gedichte in Farben lebendig, wie man sie schöner nicht träumen kann, und die rührendste Geschichte eines gebrochenen Herzens liest sich aus einem gemalten Blumenstrauß heraus. Ich habe süße, wahrhafte Blumenmärchen gesehen, die von Händen gemalt worden, die nicht geschont und wohlgepflegt aussahen, und Albumblätter, die deutlicher als Wort und Blick sagten: „Ich bin glücklich!" — —

„Die mittelalterliche Kunst der Initialen-Zeichnung ist in unsern Tagen mit großem Eifer wieder aufgenommen worden, und hier sind es vorzugsweise Frauenhände, die in diesem Fache Ausgezeichnetes leisten. Namen wie:

Hermine Stilke,
Angelika von Worringen,
Alwine Schrödter

u. s. w. sind glänzende Beweise für den Beruf der Frau zu eben dieser Arbeit. — Diese phantasievollen Verzierungen und Arabesken, dieses liebevolle Versenken in die Aufgabe der Ausschmückung und Illustration goldener Sprüche und Verse ist so recht unser eigentliches Feld. —

Als eine der liebenswürdigsten und aufmerksamsten Helferinnen in dem Haus-Atelier eines jungen Mädchens möchte ich Marie Remys Vorlagen bezeichnen, reizende Blumengruppen und einzelne Blüten und Früchte für jede

Art der Malerei. Ihr Album aus Italien unter dem sinnigen Titel: „Kennst du das Land" ist eine poesievolle Reisebeschreibung ohne Worte. Auch die Blätter der Gräfin Reichenbach werden als lehrreich und graziös sehr gerühmt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein junges Mädchen, an dessen Sein das Haus und die Welt Ansprüche machen, sich nicht mit Erfolg dem Studium der Malerei, jener Kunst, die, wie Schiller sagt, die „Sinne so lieblich zu betrügen weiß", — zu widmen vermag. Keine Kunst verlangt nämlich so gebieterisch ein ganzes Leben, als die Kunst der Malerei. — In der Kunstgeschichte sind es vorzüglich die Blumen-, Portrait-, Tier- und Miniatur-Malerinnen, die sich glänzend hervorgethan, bedeutende Erscheinungen in der Landschaftsmalerei stehen sehr vereinzelt da. — Wir haben eben geistig wie leiblich Augen für das Detail, — den Blick für das Große, Ganze, das Erfassen und Wiedergeben desselben hat nur der Mann. — Und wie reich ist trotz alledem unser Feld. Wir dürfen den Blumen ins Herz sehen, das Tier beobachten in seiner Lebensfülle und Kraft, — und eine Rosa Bonheur werden, dürfen versuchen das menschliche Antlitz zu studieren, um, wie Schiller mahnt, „das Interessante herauszufinden — das Zufällige vom Notwendigen zu scheiden, das Kleine nur andeuten und das Große ausführen. Groß aber ist nichts als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen."

Und doch möchte man in unserer Zeit zugleich recht eindringlich davor warnen, nie ohne ein wahrhaft glänzendes

Talent die dornenvolle Laufbahn einer Malerin einzuschlagen. Man kann ganz allerliebste Bildchen auf Tassen und Teller malen, und sehr graziöse Albumblätter schaffen für die nachsichtigen Augen der Eltern und Freunde, sehr anmutig und ziemlich richtig nach der Natur zeichnen, ohne deshalb auch nur mit einem Fingerspitzchen zu jenen Auserwählten zu gehören, die berufen werden, die dornige Rosenkrone der Künstlerschaft zu tragen. — Von Mittelmäßigkeiten wimmelt es in allen Zweigen auf der Erde, — — wer also Lust und Liebe, Auge und Hand hat zu zeichnen und zu malen, der pflege getrost dies anmutige Talent, aber — bleibe damit — — fein zu Hause, und verlange nimmer, diese kleineren Kunstfertigkeiten unter dem Titel „Kunstwerke“ auf den großen Markt zu tragen. —

„Es geht in der Kunst wie in der Liebe — und es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß beide um ihrer selbst willen lieben — oder sie ganz aufgeben,“ — sagt Goethe. — Musik, Malerei und Dichtkunst sollen ihre Strahlen in das Leben des Weibes werfen. Und doch hat Rosette Niederer recht, wenn sie behauptet: „Kaum giebt es eine gefährlichere Klippe als die Talentbildung. Schwäche, Beschränktheit und Eitelkeit treiben ein arges Spiel dabei und geben ihr eine durchaus falsche Richtung, so daß Bescheidenheit, Häuslichkeit und reine Weiblichkeit oft ihren Untergang dabei finden.“ —

Es ist auffallend, wie selten und in welch geringem Grade bei der Frauenwelt der Sinn für Architektur und Plastik entwickelt erscheint, eher noch der für die Malerei, —

und wie ahnungslos sie meist vor den verschlossenen Pforten höchster Herrlichkeit stehen. —

„Aber wie sollen wir, die Bewohnerinnen kleiner Städte, unsere Töchter mit den Werken der Architektur und Plastik bekannt machen,“ hört man sagen, „wir haben weder großartige Bauten, noch Antikensammlungen, noch Museen.“

Zum Glück braucht man eben nicht in großen Städten zu leben, um nicht wenigstens einen Vorschmack jener Wunderwelt zu gewinnen und die bedeutendsten jener unvergänglichen Schöpfungen kennen zu lernen, die schon Jahrhunderte gläubig angestaunt und an denen sich fernere Jahrhunderte erquicken werden. — Die Photographie hat uns die Bekanntschaft mit all jenen Schätzen der Kunst in hohem Grade erleichtert. —

In meiner Bibliothek habe ich zwei vortreffliche Freunde, die mich sicher geführt haben — Kuglers Kunstgeschichte, Lübkes Handbuch und seine Denkmäler der Kunst, die jetzt sogar in einer sehr billigen Ausgabe erschienen sind. — Man studiere sie mit Ernst und Eifer und die Seele wird ahnen:

„Hier ist ein Wunder — glaubet nur.“

Mit diesen Führern werden wir nicht minder vorbereitet in jede Galerie treten, vor jedes Meisterwerk antiker und moderner Plastik, als der gewissenhafte Reisende, der daheim seinen Förster, Bädeker oder Berlepsch aufmerksam studiert und somit beglückt schauen und genießen.

Wie oft findet man die Bewohnerinnen großer Städte

unwissender in jeder Beziehung auf die Kunst, als die Kleinstädterinnen, —

„dumpfen Sinnes und verdrossen“

wandeln sie umher. Es fehlt ihnen Verständnis und Interesse zugleich für die heiligen Offenbarungen der Kunst — sie gehen ungerührt vorüber an den prächtigsten Domen und kühnsten Bauwerken, sowie an jenen Schatzkammern der Skulptur und Malerei, um — — an dem nächsten Modewarenmagazin staunend und entzückt stehen zu bleiben. —

Äußerte doch eine ältere Dame, eine geborene Berlinerin der höheren Stände, mit der größten Selbstzufriedenheit, daß sie und ihre Töchter nur einmal in einer Reihe von Jahren das Museum durchwandert, von dem Kupferstichkabinett, sowie von der Existenz der verschiedenen berühmten Privatsammlungen wußte sie nichts, und danach befragt, meinte sie geringschätzend: dergleichen sei doch nur für die neugierigen Fremden da! —

Ebenso sprach sich in „bevorzugten“ großstädtischen Kreisen eine sogenannte „gebildete“ junge Dame mit lebhaftestem Entzücken über die wahrhaft „junonische“ Schönheit eines Mannes aus. —

Die Vorliebe junger Mädchen für einzelne Dichter richtet sich aber gar zu oft nur nach dem Geschmack einer Freundin, die durch irgend einen äußeren oder inneren Vorzug in dem hübschen Kreise Königin geworden, — der ganz niedliche Bienenschwarm fliegt dieser Gebieterin nach und setzt sich mit ihr ebenso gut auf eine Distel wie auf eine Rose. Bei solchen Gelegenheiten tritt die innere Un=

selbständigkeit unserer heutigen Mädchenwelt recht klar zu Tage, und liefert den Beweis, wie nötig eine feste Leitung und Stütze der jungen Pflanze ist und bleiben wird, mit wenigen Ausnahmen, bis das Leben oder — der geliebte Mann dem schwankenden Rohr Stütze giebt. — All jener leidenschaftliche Enthusiasmus, der so oft für dieses oder jenes Dichterwerk zur Schau getragen wird, ist nur sehr selten aus eigener innerster Empfindung hervorgegangen, meist eben nur andern nachgefühlt und oft selbst — nachgeplaudert. —

Die wirkliche Begeisterung für den schaffenden Dichtergenius hat etwas Rührendes, verbirgt sich aber meist vor den Blicken der Welt, wie das Veilchen sich verbirgt, wenn die Mittagssonne ihre sengenden Strahlen schickt.

— Ob wohl die Dichter ahnen, wie tief und mächtig solch stiller Kultus eines Frauenherzens, wie rein und warm die Gefühle, die man als Gaben niederlegt auf den Opferaltar, den man ihnen errichtet? In schwärmerischen Gemütern ist die Liebe und Verehrung für das Werk meist eins mit der Liebe und Verehrung für den, der es geschaffen, und diese Empfindung verklärt auch die äußere Dichtererscheinung in den Augen jener Enthusiastinnen.

Wie oft sieht man in den niedlichen Boudoirs phantasievoller Frauen eine ganze Walhalla von Miniaturbüsten und schlechten Portraits verschiedener Lieblinge, aber alle bekränzt und geschmückt wie Heiligenbilder, und die Besitzerin wandelt glückselig auf und ab zwischen ihnen, in jedem dieser Köpfe ein „echtes Dichterantlitz“ sehend. Wie-

viel feurige Dankesworte und schwungvolle Reden hören diese stummen Zeugen einer Begeisterung, die sie durch ihre eigenen Schöpfungen entzündet! — Und tritt einmal einer von ihnen wirklich lebend und atmend seiner Verehrerin in den Weg, — welch ein Ereignis! Es ist groß und bedeutungsvoll genug, auf Jahre hinaus die Phantasie zu beschäftigen. Und hat vielleicht jener heimlich Bewunderte kaum drei Worte geredet, und hat er sich auch möglichst wenig als „Poet" gezeigt, — sein Erscheinen bleibt doch ewig eine „Begegnung voller Zauber und Poesie", und er war doch „in jedem Zoll ein Dichter". — —

Wichtig ist und bleibt in Beziehung auf die geistige Fortbildung unserer jungen Mädchen die Frage: Sollen sie viel lesen? — Hätte ich eine Tochter, so würde ich ihr nicht viel zu lesen geben, wohl aber häufig mit ihr lesen. Es ist sehr bequem zu sagen: „Lies doch dies oder jenes Buch" — mütterlich ist es aber oft nicht. Liest das junge Mädchen allein, so nascht sie, liest man mit ihr, so wird sie gezwungen, Nahrung zu sich zu nehmen. Sogenannte Lektüre, eine kleine Novelle, Gedichte mag sie allein durchfliegen, jedes bedeutende Buch aber nur mit der Mutter, — vor allem werde sie durch dieselbe mit unsern Klassikern feierlichst bekannt gemacht. —

Auch das Talent des Vorlesens wird viel zu wenig gepflegt und entwickelt in unsern Kindern, meiner Ansicht nach, — man sollte sie doch von früh an daran gewöhnen, laut zu lesen und sich selber — — geduldig zuzuhören. Anmutig und mit Verständnis fremde Gedanken und Em=

pfindungen wiederzugeben und andern lebendig darzustellen, ist so wenig leicht, wie z. B. das diskrete Accompagnieren, und beides ist doch in gleichem Maße bezaubernd. Man hört leider sehr selten gut vorlesen, und daran sind nicht allein die Schulen, sondern hauptsächlich die Mütter schuld. —

„Du liest so langweilig" — hört man oft die Mutter der erwachsenen Tochter gegenüber klagen, „laß mich lieber selber lesen." —

„Wie soll aber die Tochter imstande sein, plötzlich eine Novelle oder einen Roman in fesselnder Weise vorzulesen, sofern nicht eine außergewöhnliche Begabung vorliegt, — wenn sie nicht schon als kleines Mädchen anfangen durfte, der Mama Geschichten und Gedichte vorzutragen."

„Was unseren Mädchen not thut, das ist gründliche Kenntnis der Weltgeschichte und ihrer Muttersprache, der Geographie, der allgemeinen Naturgesetze und der klassischen Litteratur des Vaterlandes," — sagt Luise Büchner.

„Und wie sehr würde ein Vater der Mutter das Fortbildungsgeschäft erleichtern, wenn er nur zehn Minuten täglich dazu anwenden wollte, eine Tochter in ihrem Widerstreben zu ermutigen, ihr Bücher zu empfehlen, sie darüber, nachdem sie dieselben gelesen, ein bißchen auszufragen, und das, was ihr das völlige Verständnis derselben erschweren könnte, zu beseitigen," ruft Madame Necker-Saussure aus. —

Einem jeden jungen Mädchen unserer Tage, das auf höhere Bildung Anspruch zu machen sich für berechtigt hält, müssen die berühmteren Namen sowohl der deutschen wie

der ausländischen Litteratur bekannt geworden sein, und jede Mutter hat dafür zu sorgen, daß ihr Kind die Hauptwerke unserer größten Dichter wenigstens zum Teil kennt. —

Keiner der großen Geister, der deutschen oder einer fremden Nation, hat unter jenen Schätzen von Perlen und Edelsteinen, deren Erben eine dankbare Nachwelt geworden, nicht auch solche hinterlassen, an deren leichter, anmutiger Fassung selbst das Auge eines jungen Mädchens Gefallen finden müßte. —

Es ist wunderbar, daß wir noch so vielen gebildeten und liebenswürdigen Frauen begegnen, denen der strahlendste aller Dichter, Shakespeare, eine völlig verschlossene Welt geblieben, und die es für eine Art von Verbrechen halten würden, wenn man ihnen zumutete, ihn der Tochter in die Hände zu geben.

Das letztere möchte ich auch nicht gutheißen, aber nicht aus sittlichen Bedenken, sondern weil ein junges Mädchen sehr selten wirklich zu lesen versteht. —

Und was ist es denn, was jene überempfindsamen Seelen zurückscheucht von den erhabenen Werken dieses Heros? Die grellen Lokalfarben, die derben Kraftausdrücke, — häßliche kleine, zurückgebliebene Schlacken aus einer rohen Zeit, — — bleibt aber darum das Gold nicht dasselbe Gold, wenn man es auch aus dem Staube aufhebt? Ich kenne Frauen, die das herrlichste Liebesgedicht aller Zeiten: „Romeo und Julia", verdammen und verwerfen, und zwar einzig und allein wegen der Gestalt der Amme und ihres Geschwätzes. Aus demselben Grunde

müßten wir uns empört von gar manchem hochgepriesenen Meisterwerk der alten und neueren Malerschule abwenden, denn der gemalten Gestalten, die dem geistigen Bilde der Amme gleichen, giebt es unzählige. Wer den Shakespeare nicht vertragen kann, der bleibe nur auch den Meisterwerken der antiken Plastik fern, — denn der eine wie die anderen zeigen nichts als — den wirklichen, wahren Menschen, wie er war, ist und bleiben wird vom Anbeginn der Welt bis ans Ende aller Tage. —

Über die erwähnten derben Stellen hinwegzukommen, kann doch keiner gebildeten Mutter schwer fallen, und zudem vergessen wir heutzutage jenes Sprichwort: „Dem Reinen ist alles rein" gerade bei Dingen, bei denen wir es nicht vergessen sollten, und erinnern uns desselben gewöhnlich zur Unzeit, z. B. beim Erscheinen eines neuen französischen Romans, den manche kluge und gewissenhafte Mutter der Tochter „der Übung wegen" getrost überläßt. —

Außer der reichen herrlichen Litteratur unseres Vaterlandes, von der Nibelungensage an bis hinauf zu den Schöpfungen der neuesten Zeit, aus deren Labyrinth so manche tüchtige Litteraturgeschichte (Vilmar, Kurz, Kletke, Koberstein u. s. w.) der denkenden und wählenden Mutter zu Ariadnefaden werden müßte, bietet England köstliche Gaben dar. — Der Geist der englischen Litteratur bis auf unsere Tage ist durchaus edel, keusch, kräftig und lebendig, — und selbst die Romane durchdringt immer jene „leuchtende Idee von der echten Würde der Frau".

„In ihren religiösen Werken," sagt die Necker, „ist

Lehre und Moral unzertrennlich verbunden; ihre Kinderschriften sind natürlich, anspruchslos, wahrhaft kindlich, lehrreich für alle Stufen der Kinderjahre; mit einem Worte, die Kenntnis dieser Sprache kann den Frauen jedes Alters eine Quelle des Genusses für Verstand und Gemüt werden."

Die Tauchnitz-Edition bringt soviel Gutes, — von berauschendem Zauber sind die Romane der Schriftstellerin Ouida, eines höchst eigenartigen Talents.

— Während nun die Mutter hier, fast ohne zu prüfen, der Tochter ein englisches Buch anvertrauen kann, muß sie sorgsam wählen, sondern und sichten in betreff der französischen Lektüre. —

Die neuere Zeit ist reicher an gefahrlosem Material als die neueste, und die Aufregung, in die ein junges Herz durch die Lektüre der leidenschaftlichen „Delphine" oder der „Corinna" der Staël versetzt wird, ungleich harmloser als jenes Herzklopfen, das ein Roman von Sue, Dumas oder Houssaye verursacht. —

Die französische Litteratur ist einem farbenglänzenden Strauß fremder, berauschend duftender Blüten zu vergleichen: hie und da, zwischen üppigen Blättern heraus, schaut uns eine Rosenknospe an, ein Veilchen, eine Maiblume, — aber sie erscheinen uns verwandelt in dieser exotischen Umgebung, — nicht mehr unsere lieben alten Bekannten. Unter den Purpurblüten der George Sandschen Romane verstecken sich kleine, fleckenlose Feldlilien, Dorfgeschichten von entzückender Reinheit, unter den Gedichten des Victor Hugo finden wir neben flammenden, seltsam

gestalteten Blumen die einfachsten Frühlingskinder, — und Lamartines Schöpfungen gleichen wilden Rosen im Walde. — — Durch den Tropengarten der französischen Litteratur wüßte ich keinen sichereren Wegweiser zu empfehlen als Julian Schmidt in seiner französischen Litteraturgeschichte. —

Die italienische Sprache wird leider zu selten unsern jungen Mädchen gelehrt, — obgleich man ihr Erlernen für den Gesang fast eine Notwendigkeit nennen dürfte, wie überhaupt für das Studium der Musik. „Das Italienische," meint Madame Necker, „diese Musik in Worten, dieser Wohllaut, der der Poesie soviel Reiz verleiht, weckt bei den jungen Mädchen das Gefühl für den Wohlklang." Italiens Litteratur der älteren und neueren Zeit ist warm und leuchtend wie Italiens Sonne selber. — Mit wie leichter Mühe vermöchten wir uns ein Stückchen jenes ewig blauen Himmels, nach dem wir so oft seufzen, über unsere Häupter zu ziehen, — — eine einzige Stanze Tassos in der Ursprache gelesen, — ein Sonett Petrarcas — einige Verse Ariosts — und der Glanz und Duft jenes gesegneten Landes umweht uns:

„Wo die Citronen blühen."

Im allgemeinen möchte man die zur Mode gewordene, fast ausschließlich gedankenlose Beschäftigung junger Mädchen mit ausländischen Sprachen, die ja meist nur auf Kosten der Muttersprache unternommen wird, eher einen Hemmschuh der wirklichen Entfaltung ihres geistigen Lebens nennen, als ein Förderungmittel desselben, denn nur dann

wird das Sprachstudium zum kräftigen Hebel geistiger Bildung, wenn es zur wirklichen Kenntnis des Baues und Geistes der Sprache führt, und durch sie zur Kenntnis der Litteratur des fremden Landes. —

Über den Unterricht des weiblichen Geschlechts, sofern er die Erlernung der Sprachen betrifft, möchte ich ein Wort Sybels anführen. —

„Der höhere Unterricht der weiblichen Jugend hat zunächst dieselbe Aufgabe, wie die Gymnasien und Realschulen für die Knaben: die formale Bildung, d. h. die Übung und Stärkung sämtlicher Geisteskräfte. Wie die Aufgabe, so sind im wesentlichen die Mittel für beide Geschlechter dieselben. Wer richtig sprechen lernt, lernt dadurch korrektes Denken; Entwickelung des Stils ist Schulung des Geistes, Erlernung fremder Sprachen Bereicherung desselben. Dies gilt für Mädchen wie für Knaben; es ist nirgend ein Grund abzusehen in der Betonung dieser Hauptsache: im Ernste und der Gründlichkeit des Sprach- und Stil-Unterrichts irgend einen Unterschied zwischen den Geschlechtern zu machen." —

„Fremde Sprachen lernen zwar viele," sagt die liebenswürdige Rosette Niederer, „aber leider nur das Geschwätz, nicht die Lehre derselben, die Zungen und nicht die Geistesfertigkeit, der Vernunft den lebendigen Ausdruck zu verschaffen." —

Wenn das Plaudern in fremden Zungen nur erlernt wird, um es reisenden Ausländern bequem zu machen, indem man ihnen, dienstbaren Geistern gleich, in ihrer

Sprache aufwartet, so ist dies — eine Schande. — Dem Ausländer fällt solches, den Deutschen gegenüber, nimmer ein, er hält seine Muttersprache hoch genug, um von einem jeden gebildeten Menschen, der sein Land besucht, zu verlangen, daß er sie zu reden verstehe. — Wir aber thun, so scheint es leider oft genug, als hätten wir uns unserer herrlichen deutschen Sprache zu schämen. — O daß doch das wunderschöne Schenkendorfsche Gedicht jeder Seele zu allen Zeiten gegenwärtig wäre:

„Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut,
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, großes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich wie der Mutter Mund."

Nur eine fleißige, gründliche Lektüre der Nationallitteratur begünstigt auch, meiner Ansicht nach, die Originalität des mündlichen wie des schriftlichen Ausdrucks, ja des Denkens überhaupt, indem ein Klassiker vor anderen zum Lieblingsautor und unwillkürlich zum Muster des sprechenden und geschriebenen Gedankens wird. Lazarus i. L. d. S. bemerkt sehr richtig: „Man findet zuweilen Damen, die weder französisch noch englisch sprechen, in ihren Briefen aber, ohne es zu wissen, treu und doch ganz frei im Lessingschen Stil schreiben, weil er in ihren besten Jahren der Entwickelung ihr Lieblingsschriftsteller war." —

Notwendiger aber als das Schreiben im edlen Stil ist das gute, gebildete Reden. Es giebt nichts, was mehr gewinnt, mehr entzückt, als eine edle Sprache aus weiblichem Munde, und wiederum nichts, was so unerbittlich jeden Liebreiz, jede äußere Schönheit vernichtet, als ein plattes Wort, ein unreiner Dialekt, eine rohe Redeweise. Und sei die Erscheinung eines Mädchens engelhaft, ihre Haltung und Bewegung tadellos graziös, öffnet sie ihre Lippen, um in abscheulicher Mundart unsere herrlich deutsche Sprache zu verunstalten, so fliehen alle Grazien, — die vorher Bewunderte steht verlassen, denn kein wahrhaft gebildeter Mann verzeiht einer Frau einen Sprachfehler. —

Wohl hört man die Redensart: „Aus hübschem Munde klingt alles hübsch“, sie ist aber eben nichts weiter als eine jener gesellschaftlichen Unwahrheiten, wie sie zu tausend Malen ausgesprochen und angehört werden. Derselbe Mann, der sie einer allerliebsten Sprachverderberin zuflüstert, würde sich gewaltig schämen, wenn seine eigene Braut oder gar Frau dergleichen „Niedlichkeiten“ andern zu Gehör brächte. Ein schönes Organ ist eine Himmelsgabe, ein unverdientes Geschenk, — eine gebildete Sprache ist ein Vorzug, den wir uns selbst zu erringen vermögen, sie ist eine nicht hoch genug anzuschlagende Mitgift, die wir unsern Kindern auf die Lebensreise geben können.

Ist es auch schwer, in einzelnen Fällen sogar unmöglich, uns gänzlich von einem Anflug jenes Landesdialektes, den wir von Kindheit auf hörten, zu befreien, so müssen wir es doch als unsere Pflicht betrachten, nicht nur jedwede Silbe, sondern auch jeden Buchstaben deutlich auszusprechen, keinerlei Abkürzungen und Verunstaltungen uns zu gestatten, und achtsam auf uns zu sein, während wir reden. Eleganz der mündlichen Redeweise ist seltener geworden wie ein eleganter Stil. — Rosenkranz behauptet: Weil bei uns die Ausdehnung des Schreibens und Lesens so gar groß geworden sei, habe die Kunst, deutlich und angenehm zu reden, notwendig zurücktreten müssen. — Das ist eine traurige Wahrnehmung. — Gesprochene Sprachfehler machen doch einen viel unangenehmeren Eindruck denn geschriebene, zudem werden letztere meist nur von zwei Augen gesehen, dagegen erstere von

vielen Ohren vernommen und bekrittelt. — Man kann geistvoll sein und unorthographisch schreiben, man kann treffliche Gedanken, hohe Wahrheiten in einem abscheulichen Jargon aussprechen, und in beiden Fällen verzeiht man die Form um des Inhalts willen, aber niemals mit Freuden, sondern allezeit nur mit Seufzen. Und dann immer noch viel, viel eher einem Manne als einem weiblichen Wesen. Die echte, wahrhafte Bildung kennt eben keine Sprachfehler, weder geschriebene noch gesprochene. Raumer rät als die beste Stilübung ein fleißiges Übersetzen aus dem Französischen und Englischen in gutes Deutsch, und Madame Necker sagt ebenfalls, daß eine schriftliche sorgfältige, aber freie Übersetzung aus andern Sprachen in die Muttersprache, bei denen es die Mutter oder Erzieherin recht genau nimmt, damit jeder Ausdruck, jede Wendung klar und anmutig werde, eine ausgezeichnete Übung für den guten Stil in der Muttersprache sei. —

Es ist doch wunderbar, wie häufig wir noch in unserer Zeit, wo doch auf Mädchenbildung ein so entschiedenes Gewicht gelegt wird, mangelhaften Briefen aus hübschen Händen begegnen, wie wenig Sorgfalt darauf verwandt wird, daß unsere Kinder ihre Gedanken und Empfindungen zierlich, anmutig und hauptsächlich richtig in Briefform aussprechen lernen. — Die üblichen Schul- oder Institutsbriefe über irgend ein vorgeschriebenes Thema thun es nicht. Die Eleganz und Grazie im Briefschreiben ist ein angeborenes Talent wie die körperliche Grazie und echte Vornehmheit des Wesens, aber gewisse Formen und ge-

fällige Wendungen lassen sich erlernen, und müssen erlernt werden. Man gebe also den weniger Begabten „Amalie Schoppes Briefsteller für Damen“ in die Hände, in welchem jede Form vertreten und jede Regel angegeben ist. Ungeschicktheiten in Anrede und Schluß werden dann doch vermieden unter Anleitung dieser gewissenhaften und geschickten Lehrmeisterin. —

In der Kunst, ein zierliches Billet abzufassen, eine Anfrage, eine Bitte, eine Entschuldigung, eine Einladung, eine Absage elegant und graziös, verbindlich und anmutig zu Papier zu bringen, diese höchste aller Briefschreibekünste, können wir noch bei den Franzosen in die Schule gehen, — Billetgewandtheit ist ein reizendes Talent. Ein pikantes Billet macht einen bleibenderen Eindruck als ein hübsches Gesicht, — aber es muß sich zugleich in höchster Natürlichkeit und tadelloser Form zeigen, wie etwa eine liebenswürdige Frau in Morgentoilette. Stark parfümiertes Papier, auffallende Devisen und Enveloppen sind immer de mauvais genre. Nicht minder unzuläßig bei Abfassung eines Billets, selbst an die vertrauteste Freundin, dürfte jede Art von Nachläßigkeit sein, z. B. unbeschnittenes Papier, unleserliche Schrift, schiefe Adresse, schlechtes Siegel. Ein guter Brief vermag überhaupt Wunder zu bewirken. —

— Auch die Briefsprache ist ein untrügliches Zeichen von der Bildungsstufe eines weiblichen Wesens — sie muß in demselben Sinne rein sein wie das gesprochene Wort. —

Und Jean Pauls nachfolgende goldene Lehre bezieht sich auch auf die mit der Feder redenden Töchter.

„Mütter, es giebt keinen größeren Reiz, den eure Töchter haben können, einen Reiz, der solange unverwelklich bleibt, als ein weibliches Wesen spricht oder schreibt — als den einer reinen deutschen, keinem Geburtsorte dienenden Aussprache.“

Der lieblichste Traum eines Mädchenherzens in unseren Tagen — man träumt natürlich so vornehm wie möglich — ist folgender: Vor dem zwanzigsten Jahre in schwerem weißen Atlasgewande, mit wallendem Schleier und Myrtenkrönlein vor den Altar zu treten, aus der Kirche nach kurzem Abschied von Eltern, Geschwistern und bewundernden Freundinnen in den Reisewagen, oder mindestens in ein Coupé erster Klasse auf der Eisenbahn zu steigen, in eleganter Toilette, die man sich hundertmal ausdenkt und wieder verändert, je nach der wechselnden Mode, — dann einige Monate herumzuschwärmen in der schönen Welt, an der Seite des liebenswürdigsten, aufmerksamsten, freigebigsten aller Gatten, — um endlich in ein völlig eingerichtetes, pompös ausgestattetes Nestchen zurückzukehren, allwo man alles findet — nicht etwa nur das, was man braucht, sondern das, was man — wünscht. Dazu ferner vortreffliche Dienstboten, die sich vom Morgen bis zum Abend mühen, der jungen Herrin das Leben leicht zu machen, einen Diener, der den jungen Hausherrn schon früher versorgt hat und also alle seine „Eigenheiten“ kennt, und — nun den guten Freunden und getreuen Nach-

barn sagen zu können: „Kommt zu uns, wir halten offenes Haus für euch!" —

In solchen Träumen ist überall Sonnenschein und in keinem Winkelchen Schatten, da hat man für nichts zu sorgen, als höchstens für den Küchenzettel, der sich leider nicht von selbst besorgt und bei dessen Arrangement man die gütige Mama recht vermißt, die das sonst zu thun pflegte.

Und dann — diese Tage voll Zärtlichkeit und diese Abende voll Vergnügen: Bälle, Konzerte, Soupers, Gesellschaften aller Art, — im eigenen Hause wie in den Häusern der Freunde. Und am Morgen schon vom Manne bewundert zu werden als niedlichste Hausfrau mit dem Schlüsselkörbchen am Arm, und einen — vielleicht sogar zwei Abende in der Woche still mit ihm zu Haus zu bleiben und sich — — vorlesen zu lassen.

O wie köstlich wird das sein — er wird ihr alle jene Gedichte lesen, die sie so sehr liebt, — oder jene reizenden Novellen von Paul Heyse, Hermann Grimm und Theodor Storm, für die sie so geschwärmt, oder gar allerlei verbotene Bücher, die sie daheim niemals hat in die Hände bekommen, z. B. Goethes Wilhelm Meister, George Sands Indiana, Richardsons Clarissa, Rousseaus „Nouvelle Héloise" und andere mehr, von denen irgend eine Freundin heimlich erzählte. Und niemand hat uns mehr etwas zu verbieten, — denn unser sogenannter junger Gebieter ist ja doch im Grunde nur — — der Sklave seiner geliebten kleinen Frau.

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir ins Herz hinein“ — —

— Das schrecklichste Wort, das härteste Los in den Augen eines jungen Mädchens unserer Tage ist das Unverheiratetbleiben. —

Eine Nonne und eine alte Jungfer sind in dem Kopfe einer achtzehnjährigen Tochter des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich gleichbedeutend. Mit tiefstem Mitleid schauen sie auf die unermeßliche Zahl derer, deren Bestimmung es war, „allein zu bleiben“. Sie können es nicht begreifen, wie ein solches, nach ihrer Meinung vereinsamtes Wesen Lust und Freude haben, herzlich auflachen oder gar ein lustiges Liedchen anstimmen kann.

Dergleichen Ansichten und Begriffe sind durchaus nicht verwunderlich bei einer Erziehung, die im Grunde mehr oder weniger nur auf das eine Ziel der Verheiratung hinarbeitet. Die geringe Thätigkeit, zu der unsere jungen Mädchen angehalten werden, bezieht sich ja allein auf den künftigen eigenen Haushalt, nicht auf ein „Haus“. —

„Wird dies Ziel also nicht erreicht, so brechen alle Stützen — — das Mädchen sieht nichts vor sich als Öde und — bodenlose Langeweile. Nur der eigene Haushalt war für sie ein Haushalt — — ein anderer existiert nicht. —

Für ein „Haus“ zu sorgen, daran wurde sie nicht gewöhnt, sonst würde sie auch in einem fremden Hause ein Feld für ihre Thätigkeit finden, — die Familie war für sie nie ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, — sonst müßte

sie allezeit und überall vollauf der lohnendsten Arbeit sehen „für die Hände und fürs Herz". —

Und doch liegt nur in der Arbeit, und in jener sorgenden Teilnahme und Liebe, welche gerade unverheiratete Personen oft mit rührender Hingebung den ihrigen widmen, oder in den Fällen, wo allgemeine Zwecke menschlichen Wohlwollens ihre edle Lebensaufgabe ist, der schönste Trost für so manche geknickte Hoffnung und für tausend geheime Schmerzen. Rührend, in bezug auf die Unverheirateten, erscheint mir eine Stelle eines Briefes von Perthes an seine Frau. — „Zu meinem Grauen scheute sie sich nicht auszusprechen, sie müsse von sich und von jedem Mädchen, das nicht Frau würde, glauben, daß es seine Bestimmung verfehlte und ein trauriges und verkümmertes Leben zu führen habe. Gott wolle doch jedes Mädchen vor diesem traurigen Wahn schützen! Nein, unser Gott hat für uns alle, wes Standes und Geschlechts wir sind, Liebe und Glück, wenn wir es nur annehmen wollen. Es braucht keine Seele zu vertrocknen. Wenn wir einen ernsten Zweck recht aus vollem Herzen verfolgen und dafür und daran arbeiten im Aufmerken auf Gott, so kann es nicht fehlen an Gottes Segen und am Glücklichsein!"

Wahrlich ein schönes, einfaches Trostwort voll Herzenswärme und tiefer Wahrheit.

Wie in den Familien gerade die unverheirateten Tanten oder Geschwister nicht selten die geliebtesten Gestalten, die freundlichsten Vermittlerinnen und die sorgsamsten Pflegerinnen sind, so begegnen wir ihnen nicht minder in

ihrem stillen, segensreichen Wirken in Schulen, Krankenhäusern, Kindergärten und in häuslichen Beschäftigungen oder Verwaltungen, sowohl in einfachen Familien, wie in den Gemächern der Vornehmen und Reichen. „Es giebt in der That," sagt Gervinus, „unter den Unverheirateten viele schöne weibliche Seelen, die unverbittert bleiben und die der weiblichen Natur eigentümliche Harmonie nicht verlieren." — Die denkende und liebende Mutter sollte bei der Erziehung ihrer Töchter darauf hinwirken, daß sie, wie Luise Büchner schreibt, die Ehe zwar als die höchste Stufe des weiblichen Glücks ehren lerne, und doch sie zufriedenen Herzens entbehren könne.

Nur immer thätig sein, nur in irgend welcher Weise etwas schaffen, wo und was, ist gleichgültig. Und der Arbeitstrost ist für alle, die wirklich fleißig sein wollen, Gott Dank! unerschöpflich und wären es der Arbeitsbedürftigen noch so viele; denn es wird immer Kinder geben, die zu unterrichten und zu beschäftigen sind, und Kranke, die einer pflegenden Hand bedürfen, und Lebensmüde, die sich nach einer Trösterin sehnen. —

Und welch ein unverwelklicher Reiz umweht diese irdischen Engel, deren Leben ein großes Liebesopfer, — welch heiße Segenswünsche fliegen ihnen zu von den Lippen der Kranken und Sterbenden. —

Da fällt mir eben ein liebliches Gedicht ein, das hier einen Platz finden möge.

Einer Krankenpflegerin.

„Winternacht . . . . . aus Kerzensaal
Rauscht Musik zu flücht'gen Tänzen,
Nebenan beim frohen Mahl
Klingen Becher, Augen glänzen.

Und die Jugend lärmt und lacht,
Neckt und tändelt leicht und lose, —
Rasch verfliegt der Rest der Nacht
Unter traulichem Gekose.

Im verhangenen Gemach
Du daheim — mit treuem Pflegen
Bei der Mutter krank und schwach —
Lauschend ihres Herzens Schlägen.

Spiel und Tanz von dir so weit!
Nur der Lampe trautes Leuchten
Sieht in tiefer Einsamkeit,
Wie sich deine Wangen feuchten.

Doch der Himmel beigesellt
Segen jeder Erdenschwere,
Das tief in der Innenwelt
Edle Kraft aus Leid sich mehre.

Darum, Mädchen, wähne nicht,
Daß an Reiz dir etwas fehle:
Was dein Herz erwarb, das spricht
Aus dem Spiegel deiner Seele.

Und wer dir ins Antlitz sah, —
Mitten in des Winters Tosen
War es ihm, als sei ihm nah
Frühling schon mit seinen Rosen." (Ernst Fischer.)

Und diese Rosen, sie sieht sie selber blühen, sie atmet ihren Duft, im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Sie

lebte allein und doch für andere, sie opferte ihre Kräfte denen, die keine Kräfte hatten, ihre Liebe denen, die Liebe brauchten. Nicht die Hand eines Mannes war es, die sie durchs Leben führte, sondern die Hand eines Engels. Sie zog es vor, sich selbst einen Weg zu bahnen, ehe sie dazu die Hilfe eines Ungeliebten in Anspruch nahm, nur um bequemer zu wandern. — Sie wußte, daß die Ehe nicht der eine, sondern nur einer der vielen Wege ist zum Glück auf Erden und zum Heil jenseits derselben:

„Schau die hohe Cypresse, sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie steht dafür immer im fröhlichsten Grün,
Kannst du, so sei ein nährender Palmbaum, kannst du es nicht sein,
Sei ein Cypressenbaum: ruhig, erhaben und frei.“

Ja, das Freisein, die Unabhängigkeit der Unverheirateten, das ist der Seufzer unserer Zeit. — Die Frage über die Berechtigung der äußeren Selbständigkeit der unverheirateten Frauen, über ihre Erwerbsfähigkeit, über die Notwendigkeit einer Beschäftigung, die sie in den Stand setzt, auf eigenen Füßen zu stehen, vom eigenen Verdienst zu leben, ist in unsern Tagen so vielfach und eifrig verhandelt worden, daß plötzlich alle vermögenlosen Mädchen, gleichviel von welcher geistigen Begabung, sich dazu drängen, ihr Lehrerinnenexamen zu machen. —

Von einem panischen Schrecken ergriffen, im Unklaren über das, was man über jenen erwähnten Punkt gehört oder gelesen, — greift man nach einem Halt, einer unsichern Zukunft gegenüber und — nach dem schwächsten. Es scheint, als ob man diese Art der Beschäftigung allein

für „standesgemäß“ halte. Nun ist aber bekanntlich der Beruf der „Erzieherin“ und Lehrerin ein so schwerer, vielleicht der schwerste der Welt, daß jede denkende Mutter, jeder gewissenhafte Vater ihre Kinder nur einer erfahrenen, gereiften Frau anvertrauen werden, nun und nimmer aber einem jungen Mädchen, das — selbst noch der Erziehung bedarf. —

Und wie wird diese Gouvernanten-Ausbildung und Vorbereitung betrieben? — In Hast und Eile werden, im günstigsten Falle, ein paar Jahre dazu verwandt, allerlei Dinge oberflächlich zu erlernen, die nur langsam erlernt werden können. Sehr oft glaubt man mit einem Jahre des „Studiums“ auszukommen. — Während dieser Zeit kann von einer häuslichen Beschäftigung irgend welcher Art gar keine Rede sein, — man hat dazu keine Stunde frei, — und noch weniger Lust, sich in solcher „ungeordneten Weise“ anzustrengen. Aus dem unwiderstehlichen Drange, einem wirklichen Berufe zu folgen, treten unter hundert jungen Mädchen vielleicht neunundneunzig in das Examenzimmer, — die übrigen thun es, weil sie es draußen in der lockenden Welt angenehmer und bequemer zu finden hoffen, als in der eigenen beschränkten Häuslichkeit. Im Herzensgrunde meint man auch, Fremde würden die geistige Vortrefflichkeit des lieben Ichs besser erkennen und höher schätzen, als die strenge Mama, der ernste Papa. — Wie oft hört man das traurige Wort von jungen Lippen: „Ich habe zu Hause nicht genug zu thun, — ich fühle mich nicht befriedigt, — meine Kräfte liegen brach!“ — Schande

über die Kräfte, die brach liegen können im Elternhause! — Wo wäre je dort eine echte und rechte Tochter überflüssig?! — Solange nicht äußere Verhältnisse es nötig machen, daß man um des Erwerbes willen Vater und Mutter verlasse, soll und muß das Kind bei ihnen bleiben. Jede Stunde, die wir aus falschen Emancipations- oder andern Gelüsten fern von den Geliebten zubringen, ist ein nie zu sühnendes Unrecht und lastet später mit Centnerschwere auf unserer Seele. — O ihr Teuren, bedenkt es doch, was es heißt, ein Elternhaus haben — d. h. eine süße, heilige Heimat. Wer möchte dies Asyl freiwillig verlassen, wer aus dem Licht der Vater- und Mutteraugen in das Dunkel treten? — — Die geliebten Pfleger unserer Kindheit allein lassen, wo sie unserer Pflege am meisten bedürfen, wo es uns vielleicht vergönnt ist, den tausendsten Teil jener Schuld abzutragen, die kein Kind auf Erden abzuzahlen vermag. — Bereitet euch doch langsam vor in der Nähe der Teuersten auf das, was ihr als euren künftigen Beruf erkannt zu haben glaubt, — nehmt der Mutter die Sorgen des Haushalts ab, — erheitert den Vater, — und tretet nachher — wenn das schönste Asyl der Erde sich geschlossen für euch, — im Gefühl treu erfüllter Pflicht in ein fremdes Haus. — Dann werdet ihr auch nichts Halbes, Unreifes, Armseliges geben, — sondern etwas Volles, Ganzes. —

Über eben diesen Punkt hat die vortreffliche Luise Büchner so manches tiefernste, beherzigenswerte Wort gesprochen in ihrem „Die Frauen und ihr Beruf". —

„Wie viel Gutes könnt ihr thun," ruft Adolf Monod von der Kanzel herab, „ohne das elterliche Haus zu verlassen. Hier findet ihr ganz von selbst eine Schule und eine Gemeinde an den jüngern Geschwistern, deren Erziehung ihr mit der Mutter teilt; und im Gegensatz zu dem Gesetz, welches für die Apostel gilt, seid ihr von Gott berufen, gerade in eurem Hause euer bescheidenes Amt zu verwalten. —

Wer könnte einem Vater und einer Mutter die Tochter ersetzen, die schüchtern und still vor den Fremden, daheim voll Sanftmut und Lebendigkeit zugleich ist. — Eben die, für welche ihr am meisten thun könnt, sind die, denen ihr nächst Gott am meisten verdankt." —

So redet ein Mann zu euch! —

Es dürfte hier wohl die geeignete Stelle sein, mit wenigen Worten und nur im allgemeinen jener Bewegung zu gedenken, die augenblicklich unter dem Namen: „Frauenemancipation" die Welt durchzieht, — — ich möchte dadurch diesem kleinen Buche den Vorwurf ersparen, ein sogenanntes „Zeichen der Zeit" unbeachtet gelassen zu haben. Dagegen kann es in keiner Weise die Aufgabe dieser, der stillen Betrachtung geweihten Blätter sein, jene auftauchenden Fragen über die Rechte der Frauen eingehend zu besprechen. Die Arbeitsnot in der Frauenwelt, so vieler Hilfslosigkeit gegenüber, hat wohl zuerst den Anstoß zu der heutigen Erregung gegeben. — Aus dem edlen Bestreben der einzelnen, hier Abhilfe zu schaffen, und der Frau, besonders der alleinstehenden, mannigfachere und

ergiebigere Arbeitsquellen zu eröffnen, — was ja auch täglich mehr geschieht, — hat sich allmählich ein allgemeines Reformationsverlangen entwickelt. Klagen und Beschwerden aller Art werden nun laut, — und leider scheint man in diesem Drängen das ursprüngliche Ziel aus den Augen zu verlieren, oder doch, wie bei allen reformatorischen Bestrebungen, über dasselbe, im ersten Eifer, hinauszuschießen. — Gleichberechtigung der Frauen, den Männern gegenüber in allen Lebensverhältnissen, Arbeitsteilung, sind die Losungsworte geworden, und richten leider viel Unheil in unklaren Köpfen an. — Es muß sich eben alles erst ordnen, sichten und klären — damit man das „Wo“ und „Wie“ vor Augen sehe, — im Moment ist mir zuweilen, inmitten des losgebrochenen heftigen Kampfgeschreies, als müsse die Urheber jener Bewegung ein Gefühl überkommen, ähnlich den Empfindungen, die sich des Zauberlehrlings bemächtigten, als er die schwellenden, durch seine Hand heraufbeschworenen Fluten so entsetzlich wachsen sah:

„Die ich rief, die Geister, — werd' ich nun nicht los!“ —

— Wer sich ausführlich über den Stand der Parteien und über die Wünsche der Trägerinnen jener Bewegung unterrichten möchte, um sich selber ein Urteil bilden zu können, ohne irgend welche Beeinflussung, der lese Fanny Lewalds „Frauenbriefe“ (Berlin, Janke), Professor von Sybels „Über die Emancipation der Frauen“ (Bonn, Max Cohn), und Mathilde Reichardt Strombergs „Frauenrecht und Frauenpflicht“ ebendaselbst. —

Aus Amerika und England wehten sie herüber jene

ersten Emancipations-Gelüste, — und ein Engländer Stuart Mill, mit seinem Buche: „Über die Hörigkeit der Frauen“, wird als hauptsächlichster Frauen-Advokat genannt. —

Um meinen lieben Leserinnen wenigstens eine kleine Andeutung über die Tendenz jenes vielbesprochenen und auch in die deutsche Sprache übersetzten Buches zu geben, möchte ich einige Worte unseres geistvollen deutschen Denkers, Herrn von Sybel, über dasselbe anführen. —

„Die Emancipation der Frauen ist in neuerer Zeit in Amerika, England und Deutschland wieder der Gegenstand lebhafter Verhandlungen geworden. Man pflegt unter jener Beziehung eine Reihe mannigfaltiger Forderungen zusammenzufassen: Zulassung der Frauen zu freiem Gewerbebetrieb, zu öffentlichen Ämtern, zum Wahlrechte und zur Volksvertretung. Selbständigkeit der Ehefrau in der Verwaltung ihres Vermögens, Gleichstellung der väterlichen und der mütterlichen Gewalt, unbedingte Freiheit der Ehescheidung. Mit einem Worte, — die Frau soll von dem Gesetze und der bürgerlichen Gesellschaft nicht anders angesehen und behandelt werden, als der Mann. Die demokratische Entwicklung des Zeitgeistes fordert auf allen Gebieten gleiches Recht für alle: warum nicht auch gleiches Recht für die Frauen? — Sie fordert Freiheit für alle: wie sollte sie nicht gegen die Fortdauer des Bibelspruchs: „Er soll dein Herr sein“, Widerspruch erheben. —

Diese Bewegung entspringt, wie die demokratische Tendenz überhaupt, aus dem richtigen und edlen Grundgedanken, daß jedes vernünftige Wesen gleiche Rechte habe,

welche nicht durch materielle Gewalt und Körperstärke beeinträchtigt werden dürfen. — Nun ist es unzweifelhaft, daß die Frauen vernünftige Wesen sind — so gut wie die Männer: Die Folgerung scheint auf der Hand zu liegen, es sei demnach ein Mißbrauch der Körperkräfte, wenn die Männer den Frauen irgend ein denselben erreichbares Recht verweigern. — Die wesentliche Frage ist also diese: Entbehren heute die Frauen die Befugnisse, welche sie durch eine ungehinderte Entwicklung ihrer Rechtsfähigkeit erlangen könnten? — Wenn es sich so verhielte, so würde der Umstand, daß die bisherigen Einrichtungen so alt wie die Welt sind, ohne Bedeutung sein, denn eine Rechtsverletzung gewinnt durch lange Dauer an sich keinen Anspruch auf Fortbestand. — Wir wissen, daß alle menschlichen Einrichtungen mit der Gewalt begonnen haben; wir wissen aber auch, daß mit dem Fortschritte der Bildung die Gewalt immer mehr durch Recht und Freiheit verdrängt wird. Es hat eine Zeit gegeben, in der es selbstverständlich schien, den Kriegsgefangenen zum Sklaven zu machen, nach dem Grundsatze, daß soweit wie die Macht, soweit auch die Befugnis des Siegers reiche. — Heute fordert jedermann, daß jede Macht das menschliche Recht des andern respektiere; wenn also das bisherige System den Frauen unrecht thäte, so würde es ebenso sicher, wie einst die Sklaverei aus der Entwicklung der Menschheit, verschwinden.

Daß dies so geschehen werde, ist dann ganz und gar die Ansicht des Mannes, der in unseren Tagen als talentvoller Vorkämpfer für die Befreiung des weiblichen Ge-

schlechts aufgetreten ist, des berühmten englischen Philosophen John Stuart Mill. — Sein Buch: „Die Hörigkeit der Frauen“ faßt den Gegenstand ungleich durchgreifender in seiner Wurzel, als eine andere viel erwähnte Besprechung des Themas: Fanny Lewalds Frauenbriefe in der Kölnischen Zeitung. Die alles entscheidende Hauptsache für die Stellung des Weibes ist die Auffassung der Ehe als des regelmäßigen, von der Natur selbst eingesetzten Berufes der Frau, von dessen Gestaltung die Lebensverhältnisse des Weibes auch in jeder andern Beziehung abhängen. Es hat also seinen guten Grund, daß Stuart Mill die Erörterung des Eherechts mit großem Nachdruck in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt.“ — — —

— Eine weitere Erörterung über die Frauenfrage dürfte, wie schon erwähnt, über die Grenzen dieses Buches hinausgehen. — Jede denkende Leserin mag nun selber lesen — — prüfen — — und nach ihrem eigenen Frauengefühl das „Beste“ behalten. —

Alle innigen Wünsche, Bitten und Lehren für die jungen Mädchen unserer Tage könnte man füglich in die nachfolgenden zwölf Sätze zusammenfassen:

1) Vergiß nie, daß du nur einmal jung sein wirst und freue dich deines Frühlings.
2) Mache deiner Mutter das Leben bequem, und verlange nicht, daß sie es dir bequem mache.
3) Trachte nach einer klaren Selbsterkenntnis und nach Aufrichtigkeit gegen andere. Gewöhne dich an eine geregelte Thätigkeit nach auswärts, neben dem

Streben nach innerer Harmonie und Klarheit, — so wirst du die Aufgabe deines Lebens glücklich lösen! — Zwei Densprüche möchte ich dir auf deiner Pilgerfahrt ans Herz legen.

Erstens Goethes herrliche Wahrheit: Dienen lerne bei Zeiten u. s. w. Seite 8 und dann Julius Hammers:

Willst Gutes du und Schönes schaffen,
Was lebensvoll das Leben mehre,
Mußt du dich ernst zusammenraffen
Und darfst nicht scheu'n der Arbeit Schwere.
Da hilft kein Schwärmen und kein Hoffen,
Kein Traum von künftiger Entfaltung,
Nein, ringen sollst du mit den Stoffen
Und stark sie zwingen zur Gestaltung.

Und abends sprich den herrlichen Spruch des Paulus aus seinem Briefe an die Korinther, Kap. 13, V. 1 und 13:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. —

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen." —

4) Treibe Musik und Malerei, nicht weil du vor andern glänzen oder dir die Zeit vertreiben willst, sondern denke, daß es etwas Heiliges ist um jede Kunst. Jede von ihnen hat ihre Märtyrer gehabt, so gut wie unsere heilige Religion. —

5) Lerne einen guten Brief schreiben, aber nicht mit dem Briefsteller in der Hand, sondern indem du gerade so schreibst, als du sprechen würdest, wenn die Person, an die du eben denkst, vor dir stände, —

freilich mußt du gut und edel zu sprechen verstehen. „Schreibe mir Kleinigkeiten, wie du mit mir plauderst, unser Frauenleben besteht aus Kleinigkeiten,“ bittet einmal Karoline Perthes ihre verheiratete Tochter. — Bei einem sogenannten schönen Briefe hat man wahrhaft elegante geistige Toilette gemacht. Alles muß da harmonieren, — nichts darf dem Beschauer störend entgegentreten: Handschrift, Form, Siegel, Stil und Inhalt. Ein graziöses Billet, — unbeschnitten und schief gesiegelt, gleicht einer schönen Frau in niedergetretenen Schuhen.

6) Bleibe unter andern stets du selbst, und wolle niemanden, selbst nicht die liebenswürdigste Person der Erde kopieren, bleibe natürlich immer und überall.

7) Halte nichts für zu klein und unbedeutend, um es mit ganzer Seele, mit ganzem Ernste zu thun, gewöhne dich überhaupt bei jedem Geschäft mit vollen Gedanken, mit voller Willenskraft zu sein und — schiebe nichts auf, sondern thue gleich, was gethan werden soll. —

8) Sei immer freundlich, auch wenn dir einmal das Mädchen die Frisur verdorben, oder die Schneiderin dein Kleid um eine Stunde zu spät gebracht hat, — oder die kleine Schwester dir ein Ballbouquet zerpflückte, oder der kleine Bruder dich im Lesen der schönsten, interessantesten Stelle stört und einen Apfel geschält haben will. —

9) Denke, wenn du fröhlich und gesund bist, daß es

viele giebt, die traurig und krank sind, und gehe mit offenen Augen an deiner dienenden Umgebung vorbei. —

10) Sei in deiner Toilette zu jeder Stunde des Tages so, daß du vor deinen eigenen Augen, wenn du dieselbe Toilette an einer andern sähest, bestehen könntest. —

11) Der Vater muß für dich das Haupt, die Mutter das Herz des Hauses sein. —

12) Führe kein Tagebuch, worin du täglich jede unbedeutende, sich oft regelmäßig wiederholende Kleinigkeit niederschreibst. Halte dein kleines Leben nicht für so wichtig, daß es allabendlich so unbedeutender Notizen bedürfe. Es sind durch Zufall die verschiedensten sogenannten Tagebücher in meine Hände geraten, mein eigenes nicht ausgeschlossen, das freilich nur einen kurzen Winter hindurch sein Leben fristete, — und ich habe Stoff genug darin gefunden, von Herzen darüber zu lachen.

Ein derartiges Tagebuch ist nämlich eine Art von Spiegel. Man schaut im Grunde solange hinein, putzt so sorgfältig an sich herum, bis man — — sich ganz wunderschön vorkommt.

Tagebücher sind für manche gefährliche Erfindungen, und jeder gewöhnliche Spiegel ehrlicher als das Papier. — Nur wichtige Begebenheiten oder entscheidende Momente, Augenblicke, in denen wir fühlen, daß unser ganzes inneres Wesen gleichsam einen Ruck erhält, sollten wir festzuhalten

und niederzuschreiben suchen zu späterem eigenen Nutzen und Frommen. Auf Reisen sind allein Tagebücher anzuraten, damit sich das Gesehene und Erlebte nicht verwirre und verwische.

Es giebt aber einen Wendepunkt im Leben des weiblichen Wesens, einen Moment, wo einer jeden kleine Engelsflügel wachsen, — wo eine wundersame Wandlung vorgeht, eine Zeit, in der die Leichtsinnige ernst, die Ernste fröhlich, die Glückliche zu Thränen geneigt ist, das ist jene gebenedeite Zeit des Erwachens des Herzens, „die schöne Zeit der jungen Liebe". — Da verschwinden alle Schatten, da kehrt das verzogenste Mädchen wieder zur Natur zurück, da umleuchtet eine goldene Glorie eine jede Gestalt. —

„Ich kann nicht, süße Mutter,
Nicht mein Gewebe weben,
Mich quält ein böser Knabe,
Die böse Liebe quält mich." (Mirza Schaffy.)

Vierte Abteilung.

Die Braut.

Motto.

„Du Ring an meinem Finger,
Du goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein."

Chamisso.

Die Zeit ist da, in der die Mädchenrose sich einem Strahle öffnet, wie er bis zur Stunde ihre Blätter nimmer getroffen, — wo die Knospe zur Blume wird in jenem einzigen magischen Lichte, das die Herzensblumen zu erschließen vermag: in dem Lichte der Liebe. —

„Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein,
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein,
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefem Dunkel
Hell und heller nur hervor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein,
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein!"

Eine Gestalt ist an dem jungen Wesen vorübergestreift, ein Augenpaar hat sie getroffen und seltsam ergriffen, ein Mund hat Worte geredet wie noch kein anderer, und die reine Seele ist fortan nur ein Spiegel eines einzigen Bildes — das ganz Innere erfüllt von einem einzigen Gedanken: — die bedeutungsvollste Wandlung in dem Herzensleben des Weibes bereitet sich vor, „seit ich ihn gesehen — —". Diese Wandlung gewahrt vielleicht nur das Mutterauge und das Mutterherz erzittert in tausend bangen Sorgen, schlägt höher in Erinnerungen und Hoffnungen, — aber kein Blick, kein Wort giebt der Tochter diese Bewegung kund, — kein Seufzer noch Lächeln verrät ihr, daß man ihr süßes, knospendes Geheimnis durchschaut, denn:

„Wo still ein Herz in Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!
Den Gottesfunken löscht nicht aus —
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan!

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum erstenmale liebt u. s. w."

Die erste Liebe eines reinen Mädchenherzens ist das unschuldigste, lieblichste, traurigste Ding der Welt, ein Strahl, der dem Gegenstande, den er trifft, erst Farben, Glanz und Wärme verleiht. Und wie der Sonnenstrahl zerfallenes Gemäuer, zerbröckelte Felsen, die alltäglichsten und ärmlichsten Dinge rosig verklärt, — so die erste Mädchenliebe die unbedeutendsten Gestalten. Ein echtes Mädchen=

Herz liebt es eben, zu malen und zu schmücken, und je mehr graue Flächen vorliegen, desto freudiger geht es an die Arbeit und malt und malt — bis die wirkliche Erscheinung jenem reizenden Phantasiegebilde, wie es jede junge Seele mit sich herumträgt, täuschend ähnlich sieht. — Nur Schwärmer und Poeten reden von einem unwiderstehlichen Zuge der Seele zur Seele in jener Zeit — und doch lehrt die Erfahrung, daß — die feurigsten, lautersten Mädchenherzen fast immer zuerst um — nichts zu lieben pflegen. — „Warum liebt sie?“ fragt Michelet. „Weil es ihr so gefällt. Ein Grund ist selten da.“ — Deshalb ist auch nichts flüchtiger, nichts traumhafter, nichts unbeständiger als solch eine erste Liebe, — wie selten führt sie zum wahrhaft beglückenden Ziel!

Man sagt, daß, wie der Duft der Rosen in einem verschlossenen Gefäße sich hundert und mehr Jahre in all seiner köstlichen Frische erhalte, so der Duft der ersten Liebesblüte im Frauenherzen bis ans Lebensende nicht verwehe. — In dieses Sanktuarium schließen wir die süße Blume, und heimlich und ungesehen laben wir uns an dem holdesten Aroma der Erde, dem Veilchenduft unserer ersten Liebe. Nie vergessen wir die Augen, deren Blick unser Herz zuerst rascher klopfen ließ, nie die Hand, bei deren Berührung die unsrige zuerst erbebte, nie die Lippen, die jene berauschende Sprache zum erstenmal zu uns redeten, deren Sinn nur Liebende zu enträtseln vermögen. Gott segne sie, diese Augen, diese Hand, diese Lippen. Mag die Purpurblüte der Leidenschaft ihre Duftwogen über unser

Herz fluten, mögen die Rosen noch so schön prangen, mag das Leben unsere Gedanken gefangen nehmen und Freud' und Leid uns forttragen und mit seinen Wellen den Schauplatz unseres ersten Glückes überströmen, — — die selige Insel taucht doch empor zu nächtlicher Weile in unseren Träumen, sonnig und lieblich, wir sehen eine teure, längst entschwundene Gestalt, wir hören eine längst verklungene Stimme — — o über den frischen Veilchenduft, der uns plötzlich einhüllt. — —

Die echte, sturmtrotzende, opferwillige Liebe kommt erst, wenn schon Thränenschauer und heiliges Wehen über das Erdreich des jungen Herzens gezogen und es stark gemacht haben, die Saat der Liebe zu köstlicher Ernte reifen zu lassen. — Jene erste Liebe singt wie eine frohe Lerche:

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

Die ernste, starke Liebe spricht: „Der Sabbath meines Herzens ist da — und ich bin jenes heiligen Spruches eingedenk: „„Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierst, und wollen sie dich halten, so mache dich frei oder — gehe zu Grunde."" — Es giebt auch wohl Frauenherzen, in denen jene erste Liebe sogleich zur einzigen, starken, todtrotzenden wird — solche Herzen feiern dann nur einen Frühling, aber einen unvergänglichen, wundersam herrlichen." —

Denn wie der nordische Frühling verschieden ist von dem Frühling des Südens, so sind auch die Liebesfrühlinge der Herzen verschieden. Wie viele liegen im Norden, in wie wenigen glüht die Wärme des Südens. Wohl aber, tausendmal wohl jenen wenigen! Für sie ist aller Blütenreichtum da, aller Glanz, alles Licht, wie in jenen gesegneten Landen des ewig blauen Himmels; und vernichten auch furchtbare Erdstöße oft mit einem Schlage die ganze Herrlichkeit, — ist es nicht besser, neidenswerter, einen Tag lang überreich gewesen zu sein, als sich mondenlang zu begnügen mit einer Hand voll kargen Grüns, blasser Blumen, spärlicher Sonnenstrahlen? —

Die wahre Liebe verklärt jedes weibliche Wesen, — und je sorgfältiger sie das holde Geheimnis zu verhüllen strebt, je reizender erscheint die Liebende.

Die wahre Liebe ist ebenso bemüht, ihre Glückseligkeit zu verbergen, als jene, welche Koketterie zur Mutter hat, begierig ist, ihre Siege auszurufen. —

Treu geliebt und still geschwiegen,
Treue Liebe spricht nicht viel;
Nur in unhörbaren Zügen
Wallt das heiligste Gefühl. (Volkslied.)

Nicht einmal der zärtlichsten Mutter öffnet sich in solchen Krisen das junge Herz — höchstens einer Freundin, — meist wählt man aber nur das verschwiegene Blatt Papier, auf das man verstohlen ein kleines Gedicht, oder einen Brief, der nie abgeschickt wird, hinwirft, zum Vertrauten seiner Empfindungen.

Dem geliebten Manne gegenüber wird freilich oft genug, all unsern Formen und strengen Anstandslehren zum Trotz, das süße Erröten, eine leise Bewegung der Stimme, das leichte Beben der Hand, das gesenkte Auge den Sturm verraten, den seine Nähe hervorruft. — Es ist entzückend, zu beobachten, wie in dieser gesegneten Zeit alles Edle und Höhere Blüten treibt in der Mädchenseele. Trotz der kleinen Träumereien am hellen Tage, trotz des Hanges zur Einsamkeit, ist sie liebenswürdiger denn je, — geduldiger, sanfter mit den kleinen Geschwistern, gefälliger, anschmiegender gegen die älteren Brüder, zärtlicher, achtsamer gegen die Eltern, fleißiger, und die Fortschritte im Klavierspiel und Zeichnen sind auffallend.

Die Stimme im Gesang klingt nicht so hell und himmelblau wie sonst, aber unendlich viel weicher, — und der im Nebenzimmer lauschenden Mutter treten oft die Thränen in die Augen bei denselben kleinen Liedern, die sie früher doch ohne sonderliche Bewegung angehört, der Vater hingegen fordert sein Töchterchen öfter als sonst auf zu musizieren. „Sie hat doch einen ausgezeichneten Lehrer," sagt er wohl zuweilen, ich hätte es dem N. N. nimmer zugetraut, daß er das Kind soweit zu bringen vermöchte!" Du guter N. N. — du, trägst keine Schuld an den staunenswerten Fortschritten deiner jungen Schülerin. Ein anderer Lehrmeister, mächtiger als du, ist gekommen, heimlich über Nacht, und hat die schlanken, weißen Finger geküßt, und hat die Seele singen gelehrt. Es überschleicht dich selbst oft ein Staunen, wenn du dem Vortrag des reizenden Kindes

lauschest. Wer sang ihr jenes Lied vor, das sie noch vor wenigen Tagen so glockenrein und kalt sang, und jetzt so seltsam bewegt vorträgt, daß du fast erschrocken dich nach ihr umwendest, jenes Lied, das da lautet:

„Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.“

Ich glaube nur, du guter N. N., es giebt auch heutzutage noch gar „viele Dinge zwischen Himmel und Erde“, von denen sich deine Schulweisheit nichts träumen läßt, und diese Dinge gehen vor — in einem jungen Mädchenherzen.

Uhland sagt so schön:

„Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr — wahrlich, nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.
Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuscht mich holder Schein?

Sie spricht so ganz mit Kindessinne,
So fromm ist ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne,
Ich schau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja, Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel!“

Auch das Äußere des liebenden Mädchens wandelt sich im Sonnenschein jenes mächtigsten aller Gefühle, das reizloseste Angesicht wird überhaucht von einem Schimmer

geheimnisvoller Schönheit, in dem Blick des Auges leuchtet ein heimliches Glück, ein träumerisches Lächeln umspielt die Lippen, die unscheinbarste Gestalt wird von einer sanften Grazie gehoben, die geflügelte Seele trägt die Hülle.

Wie lieblich ist das Bild, das Theodor Storm malt:

„Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut,
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen." — —

Das Mädchen verwendet mehr Sorgfalt auf alles, was sie umgiebt, — Vater und Mutter finden ihr Kind heimlich hübscher, denn je, und doch trägt sie weder das Haar in anderer Weise, noch irgend einen besonderen Schmuck oder ein neues Kleid. Die schöner gewordene, von Glück überströmte Seele verschönert und durchleuchtet die Hülle, und dann ist ja auch immer und immer der Gedanke da: „Wenn er dich sähe!" — Und er sieht sie auch, denn sie sieht ihn ja wachend und träumend, und fühlt seine magischen Augen, die all diese Wunder wirkten, auf sich gerichtet.

— Und von Tag zu Tag wächst die Zaubermacht jener Augen, und dann kommen wohl die Tage des Hangens und Bangens

„in schwebender Pein" — —

wenn nämlich die erste berauschende Ahnung der Gegenliebe die Seele überflutet, und doch wieder Zweifel inmitten aller Seligkeit, dunkeln Wolken gleich, den blauen

Himmel überfliegen. Das junge Herz fängt an, die Bedeutung jenes Wortes zu verstehen:

„Himmelhoch jauchzend
Zu Tode betrübt“ — —

und jeder Schlag sagt nun:

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

Und so naht denn endlich die gesegnete ersehnte und doch gefürchtete Stunde, in der das entscheidende Wort fällt — — das süßeste Wort der Erde: Ich liebe dich! wird gesprochen und vernommen, — mit ihm haben die goldenen Thore einer neuen Welt sich geöffnet.

— Gläubig und fromm giebt das Mädchen ihr Sein und Leben dem Geliebten hin, — der Segen der Eltern weiht den Bund der trunkenen Herzen, — das bedeutungsvolle Ringlein, jene ernste goldene Fessel, umschließt den zarten Finger — aus dem Kinde wurde — eine Braut.

Glückliche Braut sein heißt aber:

„Aus nichts bestehen als Phantasie,
Aus nichts als Leidenschaft, aus nichts als Wünschen,
Ganz Anbetung, Ergebung und Gehorsam.
Ganz Demut, ganz Geduld und Ungeduld,
Ganz Reinheit, ganz Bemühung, ganz Gehorsam.“

(Shakespeare.)

Eine glückliche Braut ist das seligste, holdeste, opferwilligste Geschöpf unter der Sonne. Vor ihr liegt die Zukunft wie ein Garten voll Rosen und Myrtengebüsch, in dem Tauben nisten und Nachtigallen schlagen. —

Hört, wie sie singt:

„Nun wandl' ich im Dämmerlicht blühender Bäume,
Ich fasse der Nachtigall Jubel und Schmerz —
Ich zähle die Sterne, ich wache und träume,
Ein schwebender Stern ist mein seliges Herz."

(Alfred Meißner.)

Welche Bilder steigen vor ihr auf? — Wie will sie glücklich machen — und glücklich werden! Könnte je ein Schatten in ein solches Liebesleben fallen?! Will sie dem teuren Manne nicht stets die zärtlichste, treueste Gefährtin sein, die ihm die Sorgen von der Stirne küßt und nur für ihn lebt und atmet? Und wird er sie nicht allezeit dafür lieben und auf den Händen tragen? — Sie will ja auch allezeit schön für ihn sein und bleiben, möglichst reizend, möglichst jung — sie will keinem gefallen als ihm, — sie will ihm sein Haus zum Paradiese machen, sie will ihm alles sein: Frau, Dienerin, Geliebte, Freund, sie will — — ach was wollte sie nicht! — alle, alle ihre kleinen Neigungen und Abneigungen will sie ihm opfern.

Ein Mann ahnt nicht, wie sehr in dieser berauschenden Zeit die liebende Braut weiches Wachs ist in seinen Händen, er ahnt nicht, wie andächtig sie jenes Ringlein küßt, mit dem er sie an sein Dasein gekettet, wie rein und glühend ihre Träume sind von dem künftigen Leben an seiner Seite, wie demütig, fromm und dankbar sie ist in ihrem neuen Glück, und wieviel tausendmal sie in ihrem Wesen denkt und fühlt, was der Dichter in jenen schönen Worten aussprach:

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt,
Wie hat er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt.

Mir war's, als hab' er gesprochen,
Ich bin auf ewig dein,
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligen Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust.“ — (Chamisso.)

Gesegnet ist das junge Herz, das solchen Brautgedanken nachhängen darf — gesegnet jene Frühlingszeit des Lebens.

„Solche glückliche Liebe,“ sagt Karoline Rudolphi, „ist wahrlich das echte Morgenrot. Alle Blüten sind noch frisch betaut, alle Sänger der Lüfte jubeln dem Morgenrot entgegen, alle Sorgen des Tages liegen noch tief, tief dahinten im Schatten. Und solch ein Morgen, frisch und rein gelebt, heiligt den ganzen Lebenstag!“ —

„Wer liebt,“ ruft Thomas a Kempis aus, „der fliegt — der läuft und freut sich, — er ist frei, und läßt sich nicht halten. Die Liebe fühlt keine Last, achtet keine Mühe, möchte mehr thun, als sie kann, und klagt nicht über Unmöglichkeit, weil sie glaubt, sie dürfe und vermöge alles. — Die wahre Liebe wacht — und selbst schlafend schläft sie nicht. Auch ermüdet läßt sie nicht ab — gedrückt ist sie nicht unterdrückt — erschreckt nicht verwirrt — sondern wie eine lebendige Flamme und brennende Fackel bricht sie

empor und dringt sicher hindurch. — Wer nicht bereit ist, alles zu ertragen und sich dem Geliebten ganz hinzugeben, der ist nicht wert, ein Liebender genannt zu werden." —

Ein Brautpaar inmitten der übrigen Gesellschaft gleicht eigentlich einem Kirschbäumchen, über das man ein Netz gezogen, oder einer Zierlichkeit, die man unter eine Glasglocke gestellt, oder einem blühenden Kamelienstrauch am Fenster eines Gewächshauses. Eine unsichtbare Mauer umgiebt jene Glücklichen und trennt sie von der übrigen Welt. —

Es scheint ein stillschweigendes Übereinkommen, ein Brautpaar niemalen „zu stören", und man müßte über solche auffallend zarte Rücksichtsnahme staunen und sich freuen, wenn man nicht Gelegenheit hätte, dieselbe in den meisten Fällen nur als ein Zeichen zu erkennen, daß eben das allgemeinste Interesse an jenen beiden Persönlichkeiten, die sich vereinigten, mit eben dieser Vereinigung schwand. Der junge Mann, das junge Mädchen waren vor der Verlobung mehr oder weniger Gegenstände der gewöhnlichen vielfachen Interessen, Beobachtungen, Berechnungen, kleinen Intriguen, — das alles hat jetzt aufgehört. Man läßt nun jene beiden, die ihr Ziel erreichten, fallen und wendet die Blicke andern zu, die noch auslaufen. —

Ein zweiter, noch häufigerer Grund der Isolierung eines Brautpaares liegt in der Annahme, daß die Atmosphäre der Glücklichen für jeden andern nichts mehr oder weniger sei als: — der Nebel der Langeweile. „Sie sehen beide nur sich — sie hören nur sich und wollen nichts anderes." Wenn man auf jemanden mit Sehnsucht wartet,

so sind die andern Personen, die vorübergehen, oft nichts mehr als Nullitäten. So geht es den Liebenden nur zu oft in diesem Zeitraume der Poesie des Lebens! Wohl ist es natürlich, sein Glück offen vor der Welt zur Schau zu tragen, aber es geschehe auf die zarteste, diskreteste Weise.

Ein Brautpaar soll gegen einander auch in Gesellschaft nie fremd oder kalt erscheinen; ein warmer Blick, ein verstohlener Händedruck finde immer seinen Weg zur Geliebten, — nur kein ausschließliches Sicheineinanderverlieren, nur kein Brautpaar, dessen Nähe jeder meidet, aus Furcht, sich allzusehr zu langweilen.

Strahlt wie eine Sonne eure Seligkeit nach allen Seiten aus, laßt jeden empfinden, daß das Glück euer Herz weit und eure Augen hell gemacht hat. Seid doppelt liebenswürdig, doppelt achtsam auf andere, doppelt zärtlich gegen eure Freunde, damit ihr die Zahl eurer Neider verringert, und damit diejenigen, die euch lieben, nicht allzuschmerzlich fühlen, wie viel der Geliebte ihnen allen in euch geraubt. Gebt keinem Spötter Gelegenheit, über eure Turteltaubenzärtlichkeit zu lachen, — schließt euren Himmel zu vor profanen Blicken und sorgt:

„Daß sie alle so von euch nichts wissen,
Wie ihr nichts von ihnen wissen wollt!“

Und ist inmitten des größten Gewühls, inmitten von tausend Verpflichtungen gegen andere nicht immer ein himmlisch-süßer Gedanke da, der aufsteht und alles, alles leicht macht, und die Seele aufjubeln läßt wie das Kind beim Anblick des hellen Weihnachtsbaumes, der Gedanke: er

gehört mir doch — und ich gehöre ihm, — ewig und ganz, wo wir auch sein mögen:

„Liebster, nur dich seh'n und hören,
Und dir schweigend angehören.
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dich erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen,
Dieses alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen,
Mein dich und mich dein zu wissen."

Eine von mir innig verehrte Frau hat den Schatz ihrer Erfahrungen und die Grazie und Feinheit ihres ganzen Wesens in einem kleinen Buche niedergelegt, das unter dem Titel „Brautgeschenk von Emilie" bei Geibel in Leipzig erschien.

Es ist eine reizende und praktische Gabe für jedes glückliche Bräutchen, das sich für den künftigen Hausstand vorbereiten möchte. Wohl jeder weiblichen Seele, welche Lehren, wie jene „Emilie" sie gegeben, beherzigt, und wohl jedem Manne, dessen jugendliche Gattin ihm das Haus in jeder Weise zu einem wahren „sweet home" zu machen versteht nach jener klugen und anmutigen Anleitung. Dies Buch ist ein echter Brautstrauß und gehört auf den Tisch einer jungen Frau. Unverwelklich und immer grün wird es sowohl an die schönen Tage des bräutlichen Frühlings erinnern, als auch seinen Duft und Glanz auf — das Wirtschaftsbuch der Hausfrau werfen. —

Ich habe zuerst von jener glücklichen Liebe gesprochen, die zum seligen Ziele führt, — aber nicht allen Herzen wird das

neidenswerte Los zu Teil, im Morgenlichte zu erblühen, — gar vielen ward gesagt: „du sollst im Schatten stehen.“ —

Es giebt zwei Arten von sogenannter unglücklicher Liebe — die eine ist die, welche sich verraten oder getrennt sieht von dem Geliebten, die andere ist jenes Hinneigen und Erglühen ohne Gegenliebe. —

Wohl kann der Eindruck irgend einer Erscheinung mächtig genug sein, uns auf eine lange Zeit das Interesse an jeder andern zu nehmen, — wohl mag diese Erscheinung uns für eine Weile in süße Träume versenken, und die Ruhe und Gleichgiltigkeit, mit der sie an uns vorüber wandelt, uns heimliche bittere Thränen kosten, — wie aber die Blume sterben muß ohne Licht, so die Liebe ohne Gegenliebe. In demselben Moment, in dem wir die Überzeugung gewinnen, daß wir nimmer auf jenen Sonnenstrahl hoffen dürfen, den wir so heiß ersehnten, — sollte auch in gesunden Herzen die Flamme der Liebe erlöschen. Es brennt nun einmal kein Feuer ohne Nahrung. Freilich liegt eine kürzere oder längere Zeit der Qual zwischen dem Hoffen und — Erlöschen, und manches arme schwache Herz bricht darüber, manch' zartes Leben verzehrt sich und erlischt mit jener Liebesflamme zugleich. —

„Wer ein Spezifikum gegen verderbliche Liebe weiß,“ sagt Knigge in seinem berühmten Buche über den Umgang mit Menschen, „der hat den Stein der Weisen gefunden. Ich gestehe meine Schwäche: ich kenne keines als — die Flucht, ehe es zu spät ist.“ —

Und ich möchte noch zwei andere hinzufügen: sorg-

fältig gewählte Zerstreuung und — Arbeit für Hände und Herz. —

Eine hoffnungslose, unglückliche Liebe ist aber immerhin eine Herzensverweichlichung.

Nicht selten tragen die Mütter selbst an dergleichen Krankheitsfällen die Schuld, teils durch die Sorglosigkeit, mit der sie Bücher, die den Kultus dieser Liebe predigen, in die Hände junger Kinder legen, teils durch jene in der weiblichen Natur begründete Vorliebe für traurige, also interessante „Herzensaffairen".

Die liebenswürdigsten, geistvollsten Frauen weinen und trösten gern, lieben es, zu helfen und zu raten, und spielen so einstmals selbstgespielte, rührende kleine Scenen in etwas veränderter Gestalt, ohne daß sie sich's selbst gestehen, mit heimlicher Freude wieder durch. —

„O liebe Mutter," bittet unser Jean Paul, „wolle doch nie an der Empfindsamkeit deiner Tochter schwelgen und an Liebesthränen dich berauschen, indem du weinerliche Geschichten erzählst oder hörst, oder ähnlichen Empfindungen nachgiebst, denn entweder gehen die jungen Wesen künftig am Gefühle zu Grunde oder dieses an ihnen." —

Also, ihr zärtlichen Mütter, duldet keine derartige unglückliche Liebe bei euren Töchtern und zieht zu Felde mit dem ganzen Zauber eurer Macht, mit eurem heitersten Blick und Lächeln gegen jenen bösen Feind der Blüte und Schönheit eurer Lieblinge. Laßt eure Rosen nicht von jenem Wurm zernagen, der aus der üppigsten Blume in kurzem eine welke macht. —

Und ihr, meine holden Lieblinge, ihr frischen, jugendlichen Wesen, rafft euch mutig auf, wenn ihr aus einem süßen Herzenstraum mit der bittern Empfindung jählings erwacht: „es war eben nur ein Traum!" Laßt keine unnützen Thränen den Glanz eurer Augen trüben, haltet nicht jenes ferne Klingen für das Feiergeläut der Sabbathglocken eurer Herzen, verscherzt nicht durch ein weichliches Sichselbstverlieren in unklaren Gefühlen eure künftige irdische Seligkeit, und seid allezeit eingedenk jenes herrlichen Spruches:

„Wahre dein Herz, denn aus ihm geht das Leben!"

— Eine seltene, aber rührende Art jener verschiedenen Species der Frauenliebe, die noch kein Gelehrter in ein System zu bringen versuchte, ist die heimliche, begeisterte Zärtlichkeit, die mit dem Finger auf den Lippen den Gestalten bedeutender hervorragender Männer folgt. Zu den Füßen hoher Palmen, kraftvoller Eichen, stolzer Platanen entfaltet die bescheidene Blüte ihre keuschen Blätter, nichts begehrend als eben solchen Platz. Sie erhält sich von den Sonnenstrahlen, die auf das Haupt des Baumes fallen. Die feinen Wurzeln ihres zarten Lebens verschlingen sich allgemach mit den Wurzeln des Baumes, sie fühlen und leiden mit ihm, ohne daß er es ahnt, und sterben, wenn er stirbt. Aber niemand, der erschüttert neben der gestürzten Eiche steht, trauert um das Veilchen, das sie erschlug.

Es würde nicht schwer fallen, in dem Leben aller großen Männer, Helden, Künstler, Dichter das liebliche Dasein solcher Blüten nachzuweisen.

— Man hört auch hin und wieder reden von einer

„Liebe auf den ersten Blick", — heutzutage, in unserer materiellen Zeit, verweisen aber die meisten Menschen jene Sage in das Reich der Kindermärchen.

Wie aber jeder Sage eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt, der jedoch eine Hand nach der andern ein Läppchen umhängt und anheftet, daß sie zuletzt in abenteuerlichen, schleppenden Gewändern einherrauscht, und man ihre eigentliche Gestalt nimmer herauszufinden vermag, so hat man auch von jener „Liebe auf den ersten Blick" so viel Wunderbares erzählt, daß — nur Kinderherzen und Poeten noch an sie glauben. Und es ist doch Wahres an dieser Sage, nur die Namen hat man verwechselt. Nicht die Liebe ist es, die so geboren wird, sondern die welttrotzende, große Leidenschaft. Eine Liebe blüht langsam auf, wie die Rosenknospe langsam zur Rose wird im ruhigen Sonnenlicht, die Leidenschaft allein öffnet ihre geheimnisvolle Blüte plötzlich, wie jene zauberische Königin der Nacht. Eine jede gewaltige Leidenschaft aber ahnt die Seele beim ersten Blick von Auge zu Auge. Zuerst ist es meist nur ein Gefühl dumpfer Angst, das uns plötzlich die Brust zusammenschnürt:

„Es wird mir so — ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus"

sagt Gretchen nach jener ersten Begegnung mit Faust, als sie allein im stillen Kämmerlein. — Das Bewußtsein durchschauert uns, daß wir einer Macht gegenübertraten, der wir nach keiner Seite hin gewachsen, — einer Macht, die so stark ist wie der Tod, — dem wir uns ja auch

beugen müssen — gleichviel ob mit oder ohne unsern Willen. —

„Verwandte Seelen knüpft der Augenblick
des ersten Seh'ns mit diamantnen Banden"

ruft Shakespeare, der große Menschen- und Herzenskenner, aus. —

Gar viel ergreifende Geschichten aus dem Dasein längst Gestorbener bürgen für die Wahrheit dieses Ausspruchs, aber die Wunderblüte solchen Findens, das strahlende Licht solchen Erkennens war doch allezeit selten auf der Erde, und wird immer seltener werden.

Wir verlernen ja immer mehr, uns offen und tief in die Augen zu schauen, und verhüllen immer sorgsamer in jene Schleier, die uns sogenannte gute „Erziehung und feiner Ton" überwarfen, unser eigentlichstes Wesen. Wir lesen wohl den bedeutungsvollen Spruch: „Suchet, so werdet ihr finden, — klopfet an, so wird euch aufgethan", es kommt uns aber nimmer in den Sinn, ihn anzuwenden auf unser Leben mit und unter den Menschen und auszusprechen: „Sei achtsam, Seele, — und du wirst die verwandte, ersehnte, geliebte Seele erkennen, klopfe an, und sie wird dir antworten!" Ach, die alte Sage ist so schön von dem geteilt erschaffenen Wesen, dessen beide Hälften sich nun in Menschengestalt während ihrer Pilgerfahrt auf der Erde suchen, um vereinigt dann das vollkommenste, glückseligste Geschöpf zu bilden. — „Das Suchen nennen wir Sehnsucht, das Finden Liebe" — sagt Geibel so schön in seinem Gedicht über dies Wunder. —

Die Liebe, wer wollte es läugnen, ist für das weibliche Wesen die eigentliche Sonne des Lebens, für den Mann nur ein schöner Stern. Ein echtes Weib liebt ja ihr ganzes Leben hindurch, zuerst Eltern, Geschwister, Freundinnen, dann den Geliebten, Gatten, Kind, — der Mann hat sehr viel anderes dazwischen zu thun. —

Der Mann haßt bei einer betrogenen Liebe nur die, von deren Hand er die Wunde empfangen, — das echte Weib haßt nicht den Verräter, sondern die Nebenbuhlerin, oder — das ganze Männergeschlecht. Es giebt bei dem Manne auch nur zwei Arten von Liebe, das ruhige, zärtliche Wohlgefallen an einer anmutigen Gestalt, mit dem Gedanken an eine einstige liebliche Häuslichkeit mit sorgender Hausfrau und fröhlichen Kindern, oder — die himmelanstürmende, durch allerlei Hindernisse aufgeregte Leidenschaft, — ohne bestimmte Zukunftsträume, nur das Fieber einer qualvoll entzückenden Gegenwart. Wir Frauen lieben eine jede in anderer Weise, je nach unserer individuellen Beschaffenheit, darum auch die Sagen von den unlösbaren Rätseln eines Frauenherzens, — denn was bei der einen offen zu Tage tritt, trägt die andere versteckt, wo die eine jubelt, zürnt die andere; — aus jedem Augenpaare eines weiblichen Geschöpfes schaut die Liebe in anderer Gestalt. —

Ein Mann geht selten an einer zerstörten Liebe, an einer aufgegebenen Leidenschaft zu Grunde, für das echte Weib ist das Erlöschen ihrer Liebessonne das Hereinbrechen einer Dämmerung, die nichts mehr genügend zu erhellen

vermag. Wir liebten ja auch nur den einen, wir verlieren in ihm alles, die Welt ist tot und leer. —

„Giebt es außer ihm nicht viele?
Ja doch — viele:
Aber einen nur für mich!
Giebt es außer ihm nicht andre?
Ja doch — andre,
Was soll mir ein andrer?“

„Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin — stirb hin in Nacht und Graus — —“
(Bürger.)

Es giebt Schmerzen, die stark genug sind, das blühendste Leben zu brechen, — es giebt Thränen, im geheimen Kämmerlein geweint, die glühend auf die Seele dessen fallen müßten, der sie hervorrief; es giebt Seufzer, die aus blutendem Herzen steigen und die niemand hört als Gott allein; es giebt Leiden, die der bittern Todesnot gleichen, und Gebete, die wie Angstruf lauten, — das sind die Qualen verlorener und betrogener, verratener Liebe.

„Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag,
Mir war, als sei entschwunden
Die Sonn' am hellen Tag,
Es klingt das Wort so traurig gar,
Fahr' wohl, fahr' wohl auf immerdar. — —
Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.“
(Geibel.)

Auf gar mancher bleichen Stirn, auf gar mancher eingesunkenen Wange, in manchen erloschenen Augen steht die Geschichte einer solchen „gebrochenen Liebe“. — Und doch

lernen diese verweinten Augen wieder freundlich schauen, und die Lippen lächeln wohl auch, wenngleich müde, sehr müde, bei den Spielen froher Kinder, oder bei dem Glanz eines sonnigen Maitages. —

„Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen — — —
Aber fragt mich nur nicht wie!" (Heine.)

Die meisten Frauenherzen werden durch solche harte Prüfung, wenn die erste Bitterkeit des Leides überwunden, weicher und opferwilliger denn zuvor, und gar oft wird solch ein Weh zum verklärenden Strahlenkranz statt eines Wesens, das einst nur in dem wechselvollen Welttreiben und in tausend Eitelkeiten die Aufgabe des Lebens fand und Befriedigung suchte. Das schmerzliche Wort: „Wir wollen fortan nicht mehr glücklich sein — nur gut" — wird freilich unter tausend Thränen erst gelernt, — Jugend und Frohsinn sind in solcher Resignation auf immer gebrochen. —

Das natürliche Bedürfnis des menschlichen Herzens ist — das Glück, und das höchste Glück findet das Frauenherz ja nur in der Liebe, und es ist sehr schwer, an die Möglichkeit eines anderes Glückes zu glauben, wenn uns dies eine, was wir von Jugend auf als das einzige erkennen lernten, versagt ist. Mit der Liebe werden uns immer auch der Glaube und die Hoffnung genommen — für eine lange, dunkle Zeit, — und Gott helfe der armen Seele, die in solcher Finsternis ringt. —

„Es brach schon manch' ein stolzes Herz,
Da man sein Lieben ihm entriß,
Und manches duldend wandte sich
Und ward voll Haß und Finsternis.

Und manches, das sich blutend schloß,
Schrie laut nach Lust in seiner Not,
Und warf sich in den Staub der Welt,
Der schöne Gott in ihm war tot." (Geibel.)

Der Zuschnitt unserer heutigen Gesellschaft und des öffentlichen Lebens erleichtert den ungezwungenen Verkehr beider Geschlechter, und dennoch ist es schwerer denn je, in dieser Zeit des Luxus und der hohen Anforderungen an das tägliche Leben, der Frauen wie der Männer, selbst für die letzteren, sich zu verheiraten. — Ein Haushalt zu zweien, eine Ehe mit einem vermögenslosen Mädchen, ist bei den heutigen gesteigerten Bedürfnissen der höheren wie der mittleren Stände eine ernste Frage, und an dem harten erbarmungslosen Felsen, von jenem Metall geschmiedet, das „die Welt regiert", zerschellt zur Stunde gar manches zierliche Schifflein, das mit flatternden bunten Wimpeln stolz und leicht daherzog. Wie mancher süße Liebestraum währt einen einzigen Winter lang. — Aufgeblüht im Ballsaal bei schimmerndem Kerzenlicht, war er wie aus Duft, Glanz und Rosen gewebt. — Lächeln, harmlose und doch entzückende Worte, zärtliche Blicke, ein kaum fühlbarer Druck der Hand im fliegenden Tanz, Scherz und Seufzer im reizenden Durcheinander, — so flogen jene Abende dahin. — Da kam der Frühling — wie greller Tagesschein fiel es durch die Fenster und — in die Herzen,

dem Traume folgte ein nüchternes Erwachen. Der junge Mann legt mit den Ballhandschuhen seufzend seine kaum entstandenen Wünsche bei Seite: „Es konnte doch nichts daraus werden — ein Lieutenant und ein vermögensloses Mädchen! — Thorheit — Thorheit! — Bis zum nächsten Winter sieht man sich zum Glück nur flüchtig — und bis zum Ball — wer weiß, wo man dann steht! — Hoffentlich hat die Kleine nie daran gedacht. — Ach! wer doch reich wäre! — —

Und wenn man sich auf der Straße oder Promenade trifft, begrüßt man die unvergeßliche Tänzerin in vollkommenster Haltung, — wagt sogar bei passender Gelegenheit die leichte Frage: „Wie ist Ihnen der letzte Winter bekommen, mein gnädiges Fräulein?" et voilà tout. — Der Frühling und Sommer gehen hin, Blumen blühen auf und verwelken — die Stürme des Herbstes brausen vorüber — der Winter öffnet endlich von neuem die Ballsäle und Salons. Die Musik ist ebenso rauschend wie im vergangenen Jahr, die Tänzerinnen sind ebenso reizend, die jungen Männer ebenso tanzlustig — — und doch lehnt wohl hie und da einmal einer in Gedanken an einer Säule und sucht unter den lebendig gewordenen Blumen vergebens eine, die im vergangenen Jahr die schönste, frischeste schien, — — aber er erstickt den Seufzer, der eben aufsteigen will, in dem heroischen Gedanken: „Man muß vergessen — wozu sich länger quälen? der Gedanke an eine Verlobung wäre Wahnsinn! Sie ist sicher vernünftiger als ich, — tanzen wir!"

Und halb im Traum verbeugt sich dieser eine vor einer kleinen Rosenknospe, die zum ersten Mal auf den Ball geführt wurde und in hellster Freude die Augen zu ihm aufhebt, als er sie um die nächste Française bittet. — Wie herablassend sagt sie zu, und doch jubelt sie im nächsten Augenblick der Freundin entgegen: „Schon der sechste Tanz und noch kein einziges Mal gesessen — und das alles ohne Hülfe des Bruders! — und die nächste Française tanze ich mit einem wirklichen Lieutenant!" —

Und sie? — Ist sie wirklich vernünftiger wie er? Wenn er wüßte, wie sie jenen Ballabend verbringt, die liebliche Tänzerin vom vorigen Winter. — Papa und Mama hatten ihrem Liebling freigestellt, den ersten Winterball zu besuchen, aber da ist dem Töchterchen plötzlich eingefallen, daß die kränkliche Tante sie schon so oft gebeten, ihr ein Stündchen vorzulesen. Die Ärmste ist ja immer so allein, und ihre Augen werden immer schwächer mit jedem Monat. — „Auf den Ball kann ich noch immer gehn!" setzt die angehende barmherzige Schwester mit dem heitersten Gesicht hinzu. In ihrem Innern aber sagt sie: „Nie, nie mehr!" — und dann geht sie zur Tante und liest ihr vor — — fast zwei Stunden lang, aber was sie liest, weiß sie doch nicht recht, denn vor ihren Ohren klingt bald ein lustiger Walzer, bald eine Galoppade, dann eine graziöse Française, — — endlich sogar jene reizende Cotillonmelodie vom vorigen Winter. — — Sie hat allerlei Visionen — sie sieht sich selbst im weißen Kleide und flatternder rosaener Schärpe, von seinem Arm

umschlungen durch den Saal schweben, den Rosenkranz in den Locken. Er bringt ihr das Bouquet, — sie atmet den Duft der Blumen ein, — sie sieht zu ihm auf: — „O Gott, wie ist doch die Welt so schön!“ — — „Kind, rücke die Lampe näher, du kannst wohl nicht mehr gut sehen“ — sagt eben die Tante. Die Kleine mag wohl langsam und wunderlich gelesen haben. — „Ruhe ein wenig aus!“ heißt es weiter. — — Ja, wer ausruhen könnte, so recht ausruhen, gar nichts denken, nichts mehr sehen und hören!

„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer!“ — —

Wenn sie in später Stunde endlich die Tante verläßt, die ihr zärtlich dankt, macht sie mit dem Diener unter irgend einem Vorwand doch einen ganz kleinen Umweg, um — an dem erleuchteten Ballhause vorüber zu kommen, sie will nur hören, ob man nach denselben Melodieen drinnen tanzt wie im vorigen Jahre. —

Und wahrhaftig — es ist noch dieselbe Française, — sie hört es ganz deutlich, beim ersten Ton ist ihr aber ums Herz, als müsse sie aufschreien und fliehen bis ans Ende der Welt, um diese Klänge nicht mehr zu hören. Kaum vermag ihr der Diener zu folgen. — Zu Hause erst atmet sie auf — da ist alles so still und friedlich — die kleinen Geschwister schlafen, die Eltern sitzen im Wohnzimmer bei einander und empfangen die Heimkehrende mit zärtlichem Lächeln. —

„Sieh wie behaglich wir's heute haben,“ sagt der

Vater, und legt seinen Arm sanft um die Schultern des Töchterchens, sie zum Kusse zu sich niederziehend. „Im vorigen Jahre um diese Zeit mußten wir, dir zur Liebe, in dem heißen, staubigen Ballsaal aushalten. Wenn ihr Mädchen nur wüßtet, was das sagen will, fünf bis sechs Stunden sich umhertreiben in solchem Gewirr, ohne zu tanzen, ohne ordentlich reden, sitzen, gehen oder stehen zu können, ihr würdet, euren Eltern zu Lieb, wohl zuweilen solche Vernunftanwandlungen haben wie du heut Abend.“ —

— — War es denn so absonderlich vernünftig, kaum eine Stunde später, im stillen Schlafkämmerlein, einen kleinen Kasten hervorzuholen, sich denselben aufs Bett zu stellen und trotz Winterkälte wohl eine Stunde lang in allerlei welken, kleinen Blumensträußen herumzuwühlen, allerlei zerdrückte, verblaßte Ballkränze in die Hand zu nehmen und beim matten Schimmer eines Nachtlichts wunderliche, kindische Verse, Bonbondevisen und dergleichen eifrig zu studieren, um endlich alles zusammen hastig fortzuschließen, sich ins Kissen zu drücken und — — — sich in den Schlaf zu weinen? —

Wer kennt es nicht, das liebe alte Liedchen:

„Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Wo nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt,
Wie du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt — — —“

Zu derselben Stunde geht vielleicht der, dem diese Thränen und Seufzer gelten, langsam die erleuchtete Treppe

im Ballsaal hinunter. — Das Fest ist vorüber, — unkenntliche Gestalten schlüpfen an ihm vorbei, hie und da verrät ein Stückchen Schärpe, eine zierliche Hand im weißen Handschuh, wen diese Hüllen bergen — — sein Fuß zertritt eben eine welke weiße Kamelie, die irgend einer glücklichen Tänzerin entfallen, — und sich fester in seinen Mantel hüllend murmelt er: „Es war doch animiert und glänzend, fast so hübsch wie im vorigen Jahr!“

Das sind die verschiedenen Gefühlsäußerungen der verschiedenen Geschlechter über denselben Gegenstand, und wer wollte mit dem einen oder dem andern über das Zuviel oder Zuwenig rechten? — —

„Wenn zwei von einander scheiden,
So geben sie sich die Händ' —
Und fangen an zu weinen,
Und seufzen ohne End'.

Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzen nicht Weh und Ach — —
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.“ —

— — Ich habe ein junges Mädchen gekannt,

„Ihr Herz war wie ein Maientau —
Und wie des Frühlings Sonnenstrahl —“

— das fröhlichste, sorgloseste Geschöpf von der Welt, voll Phantasie, voll Talent, und vor allem voll echter, unerschöpflicher Freude am Leben. — Ein junger Mann begegnet ihr, von den liebenswürdigsten Formen, ein wenig schwärmerisch, voll tiefen Gefühls für alles Höhere und wahrhaft Schöne, fast Künstler vor der Staffelei und

begabter Dilettant in der Musik. — Diese beiden jungen Wesen sahen sich in den Salons sowohl wie in dem Hause der Eltern des Mädchens und verkehrten zwanglos mit einander, mit schnell wachsendem gegenseitigen Interesse.

Seine Augen baten unablässig:

„Neige, schöne Knospe, dich zu mir,
Und was ich bitte, das thu' mir,
Ich will dich pflegen und halten,
Du sollst bei mir erwarmen,
Du sollst in meinen Armen
Zur Blume dich entfalten."

Die Späheraugen der Gesellschaft bemerkten gar bald das unverhüllte Wohlgefallen der beiden an einander, — die blasierte Gesellschaft belustigte es, die jungen Kinder noch mehr zusammenzudrängen, — man gesellt sie bei jeder Gelegenheit einander zu, — sie sind überall Tischnachbarn, Gefährten bei lebenden Bildern, dramatischen Scherzen und musikalischen Aufführungen. Und beide waren damit wohl zufrieden, beiden erschien die Welt ganz über alle Maßen entzückend, beide ließen sich von dem goldenen Strome des Lebens tragen,

„Von dem Glanze selig blind." —

O der köstlichen, unschuldigen Freuden, die solch ein gemeinschaftlich verlebter Abend brachte, gleichviel ob daheim am Piano, im Wohnzimmer der Eltern des jungen Mädchens, im Beisein der Mutter, Schubertsche Lieder mit einander singend, Jean Paulsche Citate für einander aufschlagend, Gedichte für einander niederschreibend, — oder

inmitten der glänzendsten Gesellschaft, allwo doch das eine nur das andere sah! — Immer und immer war es nur das Heute, das sie beide empfanden, und wenn ein Gedanke an das Morgen kam, so war es der eine: daß man sich wiederfinden, wiedersehen würde. — Und die Tage waren so kurz, die Zeit flog so schnell, — — und doch erschien das Heute stets reicher und wärmer als das Gestern, das halblaute Geplauder beider war das harmloseste, seligste, das jemalen zwei junge Herzen, die sich liebten und es nimmer wußten, durch Augen und Lippen mit einander geführt. — Daß schon die heisern Stimmen des Neides sich erhoben über dies sichtliche, reine Glück, ahneten beide nicht, — daß man sie allgemein schon als Verlobte bezeichnete, ließ sich keines von ihnen träumen. Vielleicht träumten aber die Eltern des blonden Mädchens von einer frohen, gesicherten Zukunft des geliebten Kindes, denn sie ließen das junge Paar ohne Warnung dahin treiben auf den funkelnden Wellen der ersten, halb unbewußten Liebesseligkeit. — Das Mädchen war gefeiert in ihren Kreisen durch ihre mannigfachen Talente, durch ihre anmutige Heiterkeit, durch ihr warmes, begeisterungsfähiges Herz. Und sie war so stolz, zu gefallen, aber nur — weil er es sah und dann doch wissen mußte, daß sie einzig nur ihm gefallen wollte. —

— Einmal hatte er ihr scheinbar traurig gesagt, daß er einen Ball, den sie zu besuchen versprochen, nicht besuchen werde, weil er keine Einladungskarte dazu erhalten. —

Noch nie hatte sie eine größere Niedergeschlagenheit

gefühlt. — Es graute ihr fast vor derselben Gesellschaft, in die sie doch so oft strahlenden Blicks eingetreten. Welche Langsamkeit und Gleichgiltigkeit bei der Toilette! — Und dennoch schob sie den weißen, prächtigen Kranz, den ihr die Schwester aus Paris geschickt, zurück und griff zu einigen roten Rosen, — — — er liebte die weißen Blumen nicht, und selbst da, wo sie ihn nicht erwarten konnte, durfte sie dieselben nicht tragen.

Ein wenig blaß und trübe trat sie in den Tanzsaal, mit mattem Lächeln die Begrüßungen erwidernd, die man ihr entgegenträgt. — Eben kritzelte sie im Kreise ihrer Freundinnen mit jener bekannten Hieroglyphenschrift junger Mädchen das dritte Engagement in ihr Tanzbuch, da sagt eine liebe, ach nur zu wohlbekannte sanfte Stimme dicht neben ihr: „Ist denn für mich auch noch ein Tanz da?“

— Der kleine Stift lag zu ihren Füßen, — sie antwortete nicht, — sie erstaunte nicht, sie fragte nicht, — sie sah ihn nur an — — und er wußte, daß sie alle Tänze, die auf der Welt bis ans Ende aller Tage getanzt werden könnten, für ihn, für ihn allein haben würde. — Vielleicht hat er eben das nur wissen wollen — vielleicht nur deshalb diese kleine List gebraucht? — — Wer kann die Untiefen eines Männerherzens ergründen! —

Sie aber? — —

Ein wundersamer Schauer durchzog ihr ganzes Wesen. — Wie war alles urplötzlich so hell geworden rings umher, — wie allerliebst sahen ihre Freundinnen aus, wie tanzten selbst die steifsten Tänzer so leicht

und fliegend. — An jenem Abend hat sie still vor sich hin gesprochen:

„Ich seh's an allen Zeichen,
Du bist die Sonne mein,
Die Morgenlüfte schleichen
Sich mir ins Herz hinein,
Und Ahnungslichter schweben,
Der Seele Flor zu heben." — —

In jedem Menschenleben giebt es eine Zeit, oft ist's nur eine Stunde, ein Tag, ein Monat, wo das Herz jene leidenschaftliche Bitte Josuas nachstammelt: „O Sonne, stehe still!" Aber sie steht nicht still bei unserm Ruf, sie eilt unaufhaltsam weiter — und wenn wir im tiefsten Herzen das Gebet kaum ausgesprochen — dann ist Mittag schon vorüber und — es will Abend werden.

Vier selige Wochen flogen dahin — — dann war auch hier der Abend gekommen, — und alles war vorüber. Es geschah aber nichts Besonderes. Der junge Mann reiste nur plötzlich nach Hause, einer dringenden Aufforderung seines Vaters folgend, eines Vaters, in dessen Händen der Sohn allezeit weiches Wachs gewesen, wie er selbst zu wiederholten Malen halb lächelnd, halb traurig geäußert. —

Man hatte nämlich diesen Vater unterrichtet, daß seinem reichen Sohne die Gefahr drohe, ein armes Mädchen zu seiner Braut zu machen. Diese Kunde machte einen raschen Entschluß notwendig. — Glücklicherweise kam die Nachricht des Scheidens mit dem Scheiden selbst. — Die beiden reichten sich die Hände wie von einem schweren

Traum befangen, es fiel kein entscheidendes Wort, aber beide flüsterten hoffnungsreich: „Auf Wiedersehen!“

Und auf dies Wiedersehen hoffte sie nun — wie das Kind auf den Christabend, wie das Menschenherz auf den Frühling — — aber sie hoffte vergebens: — das Wiedersehen ist bis zur Stunde ein Traum geblieben. — —

Er schrieb nicht — er kam nicht wieder, — neugierige Fragen, verletzende Blicke hielt die Vereinsamte mutig aus. — Sie besuchte auch wie ehemals die Gesellschaften, — sie sang, sie tanzte wie sonst, — und doch meinten ihre Freundinnen, daß etwas Fremdes, Seltsames über sie gekommen, und daß sie seltener lächle, wie sonst. —

Die Eltern beobachteten ihr Kind mit banger Sorge, — den Namen des Geliebten nannte sie nie wieder, und sprach man ihn in ihrer Gegenwart aus, so wurde sie leichenblaß. — Das war alles. — Die Gesellschaft hatte nicht Zeit, lange darauf zu achten — es geschah täglich soviel Neues, womit man sich zu belustigen oder zu beschäftigen hatte. — —

Wie sehr sie den Verschwundenen geliebt, wußte sie erst, als sie ihn nicht mehr sah und hörte, — — es war ihr lange, lange Zeit, als müsse er kommen, als könne er es nicht ertragen, fern von ihr zu leben, — als müsse er ahnen, wie tiefes Leid sie heimlich trug um ihn. — —

Und als Frühling, Sommer und Herbst vergangen waren und kein armes Blättchen zu ihr flog zum Zeichen seines Gedenkens, — und da sie doch kein Wort des Vorwurfs auszusprechen vermochte gegen ihn, denn er hatte ja keinerlei Gelübde gethan — also auch keines gebrochen,

— — da nahm sie ihr schmerzzuckendes und doch so stolzes Mädchenherz zusammen, — begrub ihre Hoffnungen unter tausend heimlichen, heißen Thränen, legte ihren Frohsinn mit dazu — — und lebte, wie sie zuvor gelebt — und nur die treue Mutter ahnte vielleicht, wie bitter ihr Kind trauerte. —

— — Jetzt sind sie längst — der eine an diesem, die andere an jenem Ende der Welt verheiratet, — und haben wohl auch Glück gefunden, vielleicht größeres, als sie je geträumt, und doch — — zwischen jenem Scheiden und dem jetzigen Glück liegt ein dunkler Raum, und kein Strahl vermag ihn je zu erhellen. — Noch zur Stunde steigt in dem Herzen der Frau gar oft in aller Frische das Bild jenes schuldlosen, bittersüßen Jugendtraumes auf, — und wenn sie jene Lieder singt, die sie einst bei ihm gesungen, so durchzittert der Nachhall der brennenden Schmerzen um jenes Scheiden ohne Wiedersehen immer wieder von neuem ihre Brust, und die Menschen, die sie singen hören, sagen wohl: „Wie wundersam singt sie, — man muß dabei weinen.“ — —

Ja, sie hat zu tausend Malen geweint — — im tiefsten Herzen, wenn sie diese Lieder sang, bis endlich der Friede kam und die Ergebung in das trotzige Herz, das nun ruhig geworden ist. Es giebt ein Lied von Schubert, das so beginnt:

„Der du so lustig rauschtest,
Du heller, wilder Fluß —
Wie still bist du geworden“ — —

sie versteht, es ergreifend zu singen. —

Ach, alles lernt ein Frauenherz leichter denn — das Vergessen.

Wie oft hat sie geseufzt in der Erinnerung an den früh Verlornen:

„Nur das thut mir so bitterweh,
Daß niemand mir von ihm erzählt,
Ob ich ihn je nur wiederseh',
Und ob er glücklich hat gewählt.
Ich möcht' nur einmal noch ihn sehen,
Und zög' er auch an mir vorbei,
Wollt' ungesehen am Fenster stehen,
Nur schauen, ob er glücklich sei." — (Redwitz.)

Freilich sagt man den Frauen viel Schlimmes nach im Punkte der Treue und Beständigkeit und nennt uns flatterhaft. Wohl giebt es leider genug Frauenherzen, denen die Liebe nicht das heilige Feuer ist, zu dessen Hüterinnen Gott selber sie bestellt, sondern nur ein glänzendes Spielzeug, — wohl giebt es weibliche Wesen, denen das Wort Treue ein leerer Schall, — aber zur Ehre des Weibes sei es gesagt, wir finden in der Geschichte wie im täglichen Leben viel mehr reine Priesterinnen der Liebe und treue Seelen, als man glauben machen will.

Welchen ergreifenden Beispielen ausharrender, treuer Liebe begegnen wir noch heute, welche rührenden Beweise, daß die Treue „kein leerer Wahn", liefern uns bis zur Stunde die Frauen aller Stände und Nationen. Die Gestalten einer Penelope, Dido, Sakontala, Julia Capulet, jene verkörperten Ideale treuer Liebe, wahrlich, sie wandeln noch auf Erden in allerlei unscheinbaren Verhüllungen. —

— Das Schwerste, das ein Frauenherz treffen kann, bleibt wohl der Verrath einer hingebenden Liebe, die herzerschütternde Überzeugung von dem Unwert des Geliebten, der verzweifelte Kampf zwischen Liebe, die nicht lassen will, und der Verachtung dessen, das uns einst das Höchste war.

„Sie redeten ihr zu — er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt."

Die Welt ist voll von jenen heimlichen Tragödien, die alle dies eine Thema behandeln, und wer Augen hat zu sehen, der erlebt sie täglich mit. — Diese rührenden geknickten Mädchenrosen, deren Jugend dahinschwand in Hoffen, Lieben und Harren, — und die der Winter urplötzlich überschlich, und die sich nun vereinsamt sahen bis ans Ende ihrer freudlosen Tage, — und verlassen von dem, der ihre irdische Gottheit, ihr alles war!

„Ich will gewiß nicht besser scheinen
Und will mein Unrecht gern gesteh'n,
Doch jeder müßte mit mir weinen,
Wenn in mein Herz er dürfte seh'n —
Ich meine g'rad, es sei durchbohret
Von einem Messer spitz und scharf,
Von einem Schleier schwarz umfloret —
Ob ich wohl da nicht weinen darf?"

So seufzt gar manche leise, leise — die ihr alles verlor — — und der man doch kaum gönnt, darüber zu weinen. —

— Die Kirche breitet ihre Mutterarme aus und ruft: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen, ich will euch erquicken. Gedenket der göttlichen Mutter, deren reine

Brust sieben Schwerter durchbohrten!" — Die Starken unter ihnen werden auf solchen Ruf dann die irdischen Engel an den Kranken- und Sterbelagern, auf den Schlachtfeldern, in den Schulen und in den Hütten der Armen, — die Trösterinnen der Witwen und Waisen, — die Schwachen aber flüchten sich in den Schatten des Klosters und umklammern hilfesuchend das Kreuz dessen, der da sprach:

„Wer viel liebet, dem wird viel vergeben werden!"

— Und dennoch — wir alle — mögen wir gelitten haben um der Liebe willen noch so tief, gekämpft und gerungen noch so schwer, — sagen, gestehen wir's nur, wie jene kleine Spinne zu dem vom Dornenkuß der Rose verwundeten Blümlein:

„Besser, daß das Herz dir bricht
Von dem Kuß der Rose,
Als du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebelose."

Ich beschließe diese Gedanken und Träumereien über die Liebe mit einem heitern Bilde — mit dem Hinblick auf jenen seligen Tag im Leben der glücklichen Braut: den Hochzeitstag. —

Der Brautstand hat sein Ende erreicht — es war vielleicht ein langes, geduldiges Harren, — vielleicht auch nur ein kurzer, rosiger Frühlingstraum, und jener wundersame Tag ist angebrochen, dessen Erscheinen man halb zagend, halb sehnsuchtsvoll entgegensah. — Die Freundinnen kommen und bringen den holdseligen, bedeutungsvollen Myrtenkranz. — Unsere Augen haben ihn schon

gar manches mal in dem Haar einer Braut grünen sehen, — jetzt, o süßer Schauer, — sollen wir ihn selber tragen.

„Zu teuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft dich des Kranzes ernste Zier.“

Wie innig schmiegt sich die werdende Frau, die scheidende Tochter an diesem Morgen noch einmal an das Mutterherz! Wie zärtlich umfaßt sie den geliebten Vater und kost mit den Geschwistern!

Aber die Zeit drängt — — geschäftige Hände breiten das schneeige Gewand aus, den duftigen Schleier — teure Gestalten umdrängen die Braut, eine jede möchte noch Hand anlegen an solche Brautschmückung, möchte jener geliebten Scheidenden dienen und helfen, die da flüstert:

„Helfet, ihr Schwestern, freundlich mich schmücken,
Dienet der Glücklichen heute mir,
Windet geschäftig mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier.

Als ich befriedigt freudigen Herzens
Sonst dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er, Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heutigen Tag.

Helfet, ihr Schwestern, helft mir verscheuchen,
Eine thörichte Bangigkeit,
Daß ich mit klarem Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter, du mir erschienen,
Giebst du mir, Sonne, deinen Schein,
Laß mich in Andacht, laß mich in Demut,
Laß mich verneigen dem Herren mein.

Streuet, ihr Schwestern, streuet ihm Blumen,
Bringet ihm knospende Rosen dar —
Euch, aber, Schwestern, grüß' ich mit Wehmut,
Heute scheidend aus eurer Schar."

Mit diesen Gedanken und im Sturm von tausend unnennbaren Gefühlen tritt die geschmückte Braut dem harrenden Bräutigam entgegen. — Michelet, der geistvolle Franzose, Verfasser eines wunderbar anziehenden Buches über die Liebe, spricht sehr schön die Empfindungen eines reinen Frauenherzens in jener feierlichen Stunde aus.

Sie glaubt und begehrt ein durchaus neues Leben anzufangen, das mit dem alten in keiner Beziehung steht. — Sie will mit ihm, dem Geliebten, durch ihn wiedergeboren werden: „„sei dieser Tag,"" sagte sie, „„der erste meiner Tage. — Was du glaubst, das glaube ich auch: dein Volk soll mein Volk und dein Gott soll mein Gott sein!""

„Herrlicher, unberechenbar wichtiger Augenblick für den Mann! Ihm liegt es ob, ihn dauernd zu machen." —

Wahrlich, wenn er, dem sich dieses Chaos von Lieblichkeit und Unbefangenheit, von Mut und Furcht, von Sehnsucht und Unruhe, von Seligkeit und Trauer so ganz und ungeteilt hingiebt, wenn er, der jetzt diese bebende, süße Mädchengestalt als ihr „Herr" in seine Arme zieht, nur zur Hälfte gleiche Gelübde der Braut entgegentrüge, — und beide endlich im Laufe des Ehelebens zum dritten Teil das alles zu halten die Kraft fänden, was sie sich gelobten, — es gäbe keine unglücklichen Ehen mehr hie-

nieden. — So aber, — trotz des Glockengeläutes, trotz des Prangens einer glänzenden öffentlichen Trauung, trotz der zahllosen Blumen und Freudenthränen, trotz der Seligkeit in beider Herzen, behält doch zu tausend malen der edle Dichter Recht, der da sang:

„Ach des Lebens schönste Feier
Endet auch des Lebens Mai —
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.“

Fünfte Abteilung.

Die Frau.

Motto:

„Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall liebliche Stimme,
Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige Treu',
Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele, die Mutter
Ihrer Kinder, an ihr hängt die künftige Zeit."

(Herder.)

Der moderne „Frauenlob", der liebenswürdige Michelet, sagt: „Ich kenne kein rührenderes Schauspiel als ein im Innersten erregtes Mädchen, jetzt eine junge Frau, das sich plötzlich aus allen ihren alten Gewohnheiten, aus der ganzen ihr bekannten Welt in ein anderes Haus versetzt sieht. — Dies Haus soll ihr Haus sein! Aber es fehlt noch viel, daß sie es auch nur kennt. Bis jetzt ist ihr noch alles fremd. Jedes neue Möbel ruft ihr das gute alte Möbel zurück, welches da und dort im Vaterhause stand. — Ihr Gatte freilich, lebhaft, jung, warmherzig, liebevoll wie er ist, erwärmt und erleuchtet alles um sie her. Aber trotz alledem, er ist nicht immer da. Entfernt er sich nur einen Augenblick, so erscheint alles verändert,

leer und verlassen. — Das andere Haus war durch die Harmonie der so vielfältigen Beziehungen zu den Eltern, den Geschwistern, den Dienstboten eine fertige Welt. Hier ist eine Welt im Entstehen. Glücklicherweise ist er da, der glühende allmächtige Schöpfer und Lebensspender: Gott Amor."

Wohl der jungen Frau, wohl dem jungen Manne, in deren Hause der Gott der Liebe einrichten hilft — ist er nicht da, so haben alle „Werkleute" umsonst gearbeitet. — Denn es ist in der That ein wunderliches, halb beklemmendes, halb beseligendes Gefühl, Herrin zu sein in einem neuen, fremden Hause. — Selbst das ungestörte Beisammensein mit dem Geliebten hat anfangs etwas seltsam Beängstigendes. — Unwillkürlich meint man, die Thüre müsse sich öffnen, das Rosengesicht der kleinen Schwester hereinschauen mit schalkhaftem Lächeln, oder draußen auf dem Korridor glaubt man die kecken Schritte des Bruders zu hören, jenes schelmischen Störenfried, dessen größtes Vergnügen es war, das Brautpaar zu keinem traulichen Geflüster kommen zu lassen. Auch lauscht man zuweilen auf die liebe sanfte Stimme der Mutter, — rief sie nicht eben? Und der Vater — — er wird jetzt seinen Spaziergang machen — wer war es denn, der sich dann allezeit an seinen Arm hing? —

Eine Reise erleichtert in wohlthuender Weise den für die Frau ganz ungeheuren Übergang aus dem Elternhause in das eigene, erleichtert das Sicheinanderleben und Sich=

aneinanderschließen. Ich kenne Frauen, die ihre Männer leidenschaftlich liebten, und dennoch eine Übersiedelung von dem Elternhause in das eigene ohne Vermittelung einiger, in fremder Umgebung verlebten Reisewochen nicht ohne den heftigsten Kampf ertragen haben würden. In dem engen Raum des Wagens, in der plötzlichen Entfernung von allen bekannten Gesichtern, in dem Wechsel der Dinge um uns her, — in der Hilfsbedürftigkeit der Frau auf Reisen, in der Notwendigkeit, von dem einen und nur von ihm Schutz und kleine Dienste zu empfangen, schwindet jedes andere Gefühl, und nur das Bewußtsein bleibt: „Du gehörst jetzt ihm, — und verläßt er dich, so bist du ganz verlassen!“ —

— Und dann, mit welcher Wonne kehrt man endlich, ermüdet vom Fliegen, in das Nestchen, in das eigene Haus ein. Die Stille dort ist nicht mehr Stille, sie ist wohlthuende Ruhe, — die neuen Pflichten scheinen nicht mehr ungewohnte Beschäftigungen, sondern notwendiges Sorgen und Schaffen für den Geliebtesten, nach all' dem süßen Müßiggange. —

Man denkt in den letzten Tagen der Reise mit Entzücken an die Rückkehr — nicht ins Elternhaus, sondern in das eigene. — Der schwerste Schritt im Leben der Frau ist spielend geschehen. —

Und stürzt sie nach dieser Trennung in die Arme der Eltern und Geschwister, so ist sie, arme Mutter — trotz ihrer überwallenden Freude, trotz ihres ausbrechenden Jubels:

„die Gattin — nicht dein Kind.“ — —

Und wollte man sie fragen — oder könnte sie jene tausend Stimmen verstehen, die in ihrer Seele laut werden, — so würde sie sagen: „Ich freue mich des Wiedersehens, ihr Vielgeliebten, zunächst — — daß ich euch zeigen kann, wie glückselig ich bin.“ —

Die ersten glückberauschten Tage im eigenen Nestchen sind vorüber — man findet sich in seine neue Seligkeit, — die sogenannten Flitterwochen, nach andern Honigmonde, haben ihr Ende erreicht. — Der junge Gatte kehrt zu seinen gewohnten Geschäften zuruck mit dem entzückenden Gefühl: „daheim ist allezeit ein reizen' . jemand, dessen einziger Gedanke und dessen einzige Sehnsucht du bist,“ — welches Bewußtsein ihn jedoch nicht hindert, seine Geschäftsbriefe in gehöriger Fassung zu schreiben, oder seinem sonstigen Berufe völlig gesammelt nachzugehen. Ja, man erzählt sogar, daß er trotz dieses Bewußtseins auf dem Heimwege mit einem guten Freunde ein wenig zu plaudern vermag, sogar sich Zeit nimmt, ein schönes Pferd anzusehen und vor sich auf- und abreiten zu lassen. — Freilich beflügelt er nachher doppelt seine Schritte und schaut schon von weitem sehnsüchtig aus nach einem gewissen Fenster, allwo hinter einem Gitter von Epheu und Blumen jener reizende Jemand sich aufzuhalten pflegt. —

Fast fünf Stunden ist man von einander getrennt gewesen, — das stürmische Wiedersehen ließe aber einen unbefangenen Zuschauer glauben, daß man sich mindestens fünf Wochen nicht gesehen. — Aber wie lang war auch der Vormittag für die junge Einsame. Sie ist es ja nicht

gewohnt, stundenlang sich selbst überlassen zu sein, — und zu thun giebt es noch nicht viel in dem jungen Haushalt. Mit einem fröhlichen Liedchen auf den Lippen und dem Vorsatz, über alle Maßen thätig zu sein, eilt man freilich nach dem Frühstück in die Küche — auf dem halben Wege dahin erstirbt jedoch der Gesang — solches Trällern verträgt sich nicht mit der neuen Würde der Hausfrau: „Suche deinen Dienstboten zu imponieren durch ruhige Haltung," hat die Mutt[illegible] gesagt, „und verrate keinerlei Unbekanntschaft mit jenen Dingen, nach denen sie dich fragen." Diese[illegible] Worte erinnert man sich.

Mit einem allerliebsten Ernst schreitet man nun, das Schlüsselkörbchen am Arme, von der Köchin gefolgt, durch Küche und Vorratsräume, giebt das Nötige für die Mittagstafel heraus, wundert sich im geheimen, daß die Küchenregentin nicht verschüchterter aussieht, solcher Herrin gegenüber, wird ein klein wenig rot, wenn dieselbe mit vollkommener Sicherheit noch dies und jenes verlangt und an verschiedene Kleinigkeiten erinnert, die man vergessen, und kehrt in das Wohnzimmer zurück, um dann die hübschen anderen Räume, wie vormals in der Mädchenzeit, zu durchwandern und nachzusehen, ob das Stubenmädchen ihre Arbeit tadellos vollbracht.

Aber welch ein Unterschied zwischen diesem jetzigen Wandern und jenem tändelnden von Stube zu Stube Hüpfen im Elternhause. Hier geschieht jeder Schritt mit einem wundersüßen Gedanken, mit einem bis zur Stunde unbekannt gewesenen köstlichen Gefühl, — mit dem Ge-

danken: „Es geschieht für ihn," — und dem Gefühl: „Dies ist sein Haus und du bist die Herrin dieses Hauses." — Man verweilt mit dem innigsten Vergnügen vor dem zierlich geordneten Wäscheschrank: „Was würde er von mir denken, wenn unser Besitztum nicht in schönster Ordnung!" murmelt sie und glättet hier ein kleines Fältchen, und schiebt dort einen vorstehenden Saum zurück. — Und wie lange und gern bleibt sie in seinem Zimmer! Es stehen dort keine Zierlichkeiten, die man vor ungeschickten Händen schützen möchte, es sind da keine kostbaren Möbel, keine teuren Teppiche, die man mit eigenen Augen vor Schaden zu bewahren wünschen muß, — es durchdringt sogar ein Duft jenen Raum, vor dem man als Mädchen geflohen wäre; nämlich wirklich echter Cigarrendampf, und dennoch bleibt sie.

Mit eigenen Händen stäubt sie die Bücher ab, öffnet das Fenster, zupft die Falten der Vorhänge zurecht, wagt sich sogar an jenen zierlichen Kasten, das Gefängnis ihrer Feinde, der braunen Havannesen, — stellt auch wohl hie und da, etwas zaghaft zugreifend, eine Pfeife zurecht, und unterdrückt dabei mutig einen Seufzer. „Es ist ja für ihn!" —

An dem einen Fenster ist's noch leer — „dort könnte ganz gut ein kleiner Arbeitstisch stehen," denkt sie, „damit ich, wenn er zu Hause und — — allein sein will, trotz alledem bei ihm bleiben kann. Ich werde schon das Rauchen vertragen lernen."

Glücklich der Mann, der solch reizende Logik hervorrief! —

Die Morgentoilette war zierlich und einfach, — wie gern sieht der junge Mann seine geliebte junge Gefährtin im Häubchen.

Auch bei der zweiten Toilette darf deshalb die bedeutungsvolle Haube, eine Miniaturausgabe jener Kopfbedeckungen unserer ehrwürdigen Großmutter, nicht fehlen. — Jede junge Frau trägt in der ersten Zeit ihrer Ehe mit Stolz dies beliebte Abzeichen der Frauenwürde, ein allerliebstes Gemisch von Blondentüll und flatternden Bändern, welches nachher oft so plötzlich und spurlos zu verschwinden pflegt. — Mit welchem Entzücken schmückt man sich für für ihn, aber für ihn ganz allein, und begreift nicht, wie man als Mädchen soviel Zeit auf eine Toilette verwenden konnte, die nicht für seine Augen bestimmt war. —

Die Zeit am Arbeitstischchen dehnt sich, trotz der emsigen Beschäftigungen mit der Nadel, ein wenig aus. — Die Gedanken schweifen so weit, so weit! —

Der Nähtisch ist der Herd mancher gefährlichen Regung — die Stätte mancher bangen Sorge, der Zeuge mancher stillen Thräne. Am Nähtisch entstand gar oft das erste Bewußtsein ehelichen Unglücks, — „die unglücksel'ge kleine Nadel" hat schon manchen Frieden zerstochen. — Die Einförmigkeit unserer Frauenbeschäftigungen öffnet dem schlimmsten Feinde des häuslichen Glückes, dem müßigen Grübeln, gefällig Thür und Thor. —

Vertieft euch deshalb nicht allzusehr in eure Nadelarbeiten, ihr jungen Frauen, hebt eure schönen Augen auf und schaut ein wenig hinaus über eure Arbeit auf die

Armen, die da vorübergehen an euren Fenstern — auf die Kinder, die zur Schule wandern, und der Weg zu einer anderen, lohnenderen Beschäftigung ist euch gezeigt.

In Spanien herrscht eine schöne Sitte unter den vornehmen Frauen. Außer jenen Spenden, die man beim Besuch der heiligen Messe den Bettlern, die an den Kirchthürschwellen lagern, verteilt, steht das Haus einer jeden Sennora an einem bestimmten Tage der Woche den Armen jedes Alters und Geschlechts offen. In einfachem Kleide begiebt sich am Morgen dieses Tages die Herrin in einen eigens dazu bestimmten Raum, nimmt in einem Sessel Platz, und verteilt mit den zarten Händen die Almosen unter jene Schar von Armen, die sich herzudrängt. —

Welch eine doppelte Liebesgabe, die der sanfte, mitleidsvolle Blick schöner Augen begleitet, welche gesegnete Spenden, die von weichen, reizenden Händen verteilt werden! — Ja, man betrachtet diese Almosenverteilung in Spanien als eine Art von Gebet, denn wenn ein Frauenherz um einen fernen Freund bangt und für seine glückliche Rückkehr zittert, so erhöht diese Frau nicht nur die Gaben, sondern sie öffnet ihr Haus täglich den Armen, — sie zeigt sich ihnen täglich in demutsvoller Lieblichkeit als Helferin und Trösterin, — um die Heiligen gnädig zu stimmen und — dem Geliebten eine gefahrlose Reise zu sichern. —

Wie rührend ist dieser Glaube — wie segensreich dieser fromme Gebrauch. Wir pflegen so leicht fremde Sitten und — Moden anzunehmen, warum findet solch wunderschöner Brauch nicht Eingang bei uns? — Der

Frau kommt es ja so recht eigentlich zu, „wohlzuthun und mitzuteilen“, das junge Mädchen ist abhängig von dem Willen der Eltern und Angehörigen und darf nicht unumschränkt geben, in seltenen Fällen die Hütten der Armut und des Elends besuchen, weiß kaum zu trösten, noch weniger so recht und wirklich zu helfen — die Frau aber darf, kann und muß als ein Engel des Trostes unter den Verlassenen und Kranken erscheinen, — und soweit es die Verhältnisse erlauben, darf sie die Stunden nicht scheuen, um sich solchen Pflichten des Herzens zu widmen — dann wird keine junge Frau in Abwesenheit des Gatten heimlich jenes alte Volkslied singen:

„Der Stunden, der sind allzuviel,
Mein Herz trägt heimlich Leide,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.“ —

In der tiefsten Natur des Weibes liegt die Liebe zu den Kindern und das Mitleid mit den Kindern, „das Mitleid in der Gestalt eines kleinen Kindes,“ sagt Shakespeare so wahr. Man wirft uns oft vor, daß wir bei der Schilderung irgend eines Unglücks, das einen Mann oder eine Frau getroffen, ziemlich ruhig zu bleiben vermögen, während uns ein krankes Kindergesicht zu Thränen bringt, und die geringste Unbill, einem Kinde zugefügt, uns auf das äußerste empört. Die Frauen seien viel eher geneigt, sich für Kinder zu opfern, sagt man, denn ihrem eigenen oder dem Männergeschlecht zu helfen, wenn es gilt —

Ist dies ein Fehler, so ist es eben ein allgemeiner

Frauenfehler, also in unserm eigentlichen Wesen begründet. — Aber welchen Segen könnte dieser sogenannte Fehler stiften, — welches Heil für künftige Geschlechter würde daraus erwachsen, wenn wir Frauen uns alle die Hände reichten zu jenem einen, was not thut: zu gemeinsamem Wirken und Sorgen für kranke, verwahrloste Kinder. — Wie vielen kinderlosen Frauen wäre damit geholfen, wie vielen vereinsamten, warmen Herzen ginge der Stern des Trostes und der Freude auf, — und welche Saat von Dankbarkeit würde in den Kinderherzen für uns zur herrlichsten Ernte heranreifen. — Wir haben Waisenhäuser und Kinderhospitäler, auch wohl Zufluchtsstätten für verwahrloste Kinder, — aber was will ihre kleine Zahl sagen gegen den Bedarf? — Wieviel tausendmal habe ich mir gewünscht, eine Königin zu sein, — und warum zunächst? Um sagen zu können: „In jeder Stadt meines Reiches soll ein Haus gebaut werden, worinnen man verwaiste Kinder aufnimmt, kranke Kinder pflegt und verwahrloste zu Menschen heranzieht. — Und die Frauen jeder Stadt sollen sich in die Oberaufsicht dieses Hauses teilen, — und die Jungfrauen ihnen dabei an die Hand gehen." —

Ein Kindergarten müßte dann auch bei jedem solchen Hause sein, — ein Stückchen Paradies für die Welt der Jugend und Unschuld. —

Welch ein Zufluchtsort für Mädchen und Frauen jeden Standes, welche Gelegenheit sich auszusöhnen mit dem Leben, welch wohlthätiger Aufenthalt für verwundete Vereinsamte, heilsamer, wunderthätiger vielleicht selbst als

die friedliche Stille und der tiefe Schatten des Klosters. — Aber woher das Geld beschaffen zu solchen Einrichtungen? — fragen manche. — Das eben herauszuklügeln, muß ich Weiseren überlassen, denn ich bin, — ich kehre also geschwind zu jenem allerliebsten Jemand zurück, dessen junger Gatte eben zum Mittagsmahl heimkam.

Zum Plaudern scheint man nicht recht aufgelegt nach der Begrüßung, — der junge Mann ist nämlich — — ich wage kaum, es ganz leise zu erzählen, trotz des ersehnten Anblicks seiner holdseligen Gattin: — hungrig. — Aber sie zürnt ihm nicht — als Braut hätte sie's vielleicht noch gethan, jetzt umgürtet sie sich mit der zierlichsten, weißen, gestickten Küchenschürze, natürlich vor seinen Augen, und verläßt das Zimmer, um selbst das für den Geliebten bestimmte Mahl zu kosten. — Dann geht man zu Tisch. —

Solch ein dîner à deux hat einen unbeschreiblichen Reiz für beide Beteiligte. Welch fröhliches Geplauder, welche Scherze und zugleich doch hin und wieder angstvolle, heimliche Blicke nach dieser oder jener Schüssel — ob sie auch geraten. — Welch allerliebste Bitten um Nachsicht, welche reizende Entschuldigungen auf der einen und welche unergründliche Milde und Geduld auf der andern Seite. Aber nur nicht zu lange und zu oft an jene unerschöpflich scheinende Milde appelliert! Selbst den zärtlichsten Ehemann nicht auf eine Probe gestellt, wie jene junge Frau es gewagt, die dem Geliebten mit dem glückseligsten Lächeln eine geräucherte Zunge ungekocht auf den Tisch brachte, und dies wunderliche Gericht mit den ver-

schiedensten Küchenkräutern auf das zierlichste bekränzt hatte, um die häßliche Form zu verstecken. — Oder wie jene andere, die einen Hasen mit Kopf und fromm gefalteten Vorderpfoten vor den teuren „Herrn hinstellte, — der sich aber sofort vom Tisch erhob mit den Worten: „Gebratene Kinder esse ich nicht!“ —

Eine kluge Frau versteckt das Haushaltungsbuch (ein sehr nützliches und bequemes Jahr-Haushaltsbuch erschien bei Moritz Schäfer in Leipzig) wie das Kochbuch nie allzutief unter ihre Lieblingsbücher und wenn wir uns auch ganz leise gestehen, daß dasselbe zwar eine nützliche, doch nicht immer interessante Lektüre, so flüstert eine jede doch leise: „Um seinetwillen thue ich's“ — und der Zauberspruch, der uns alles leicht macht, ist gefunden. —

Auf dem Nähtisch meiner geliebten Mutter lag allezeit ein grün gebundenes Kochbuch: Wilhelmine Scheibler. Der Einband, Druck und Papier war alt, — aber das Buch hatte sie in ihrer jungen Ehe begleitet und sie nie verlassen. „Diese musterhafte Ratgeberin war meine erste und beste Freundin,“ pflegte die Mutter oft scherzend zu sagen, „und ist's geblieben bis auf den heutigen Tag.“ Nie ist ein anderes Kochbuch in ihre lieben, fleißigen Hände gekommen. — Diese bewährte Helferin hat jetzt ihre 26. Auflage erlebt, gewiß der beste Beweis ihrer Vortrefflichkeit, aber das alte grüne Buch liegt jetzt noch vor mir, — eine teure Reliquie aus alter, schöner Zeit. —

Nach Tische plaudert sich's freilich noch anmutiger, — wieviel weiß die junge Frau zu erzählen, wie entzückt

es ihn, daß sie ihm zum Kaffee das Rauchen gestattet in ihrem allerliebsten kleinen Zimmer, und nur einmal, ein ganz klein wenig, dabei hustet. — Später abermalige Trennung, möglichst eifrige Beschäftigung mit der Nadel, mit dem Klavier, vielleicht auch mit dem Zeichenbuch, bis jene glückliche Stunde schlägt, die ihn wiederbringt. —

Ein gemeinsamer Spaziergang der jungen Gatten, wie reizend ist er. An seinem Arme erscheint uns die einförmigste Gegend lieblich, die Sonne unseres Glücks verklärt ja die Landschaft, und jede Mädchengestalt, die an uns vorübergeht. — Wir sind geneigt, jede neue Bekanntschaft liebenswürdig zu finden in jener Zeit, wir erwarten ja noch nichts von den Menschen, wir bringen alles für sie mit, wir statten alle selbst aus von dem Reichtum, der in uns ist. — Ach wie anders wird das später so oft! — Wie klagen wir leise: „Sonne, wo bist du geblieben?!“ —

Nach dem Abendessen zieht man sich in sein Zimmer zurück, allwo schon ein kleiner, niedlicher Tisch aufgestellt wurde, mit einem großen Korb voll Wollknäueln und einem Arbeitskästchen. — Er blickt die geliebte Gefährtin überrascht an, — er schlingt entzückt seinen Arm um ihren schlanken Leib, — — „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ sagt sie lächelnd, „laß mich bei dir bleiben!“ —

Wie selig ist nun das ungestörte Beieinanderbleiben, — wie reizend das halblaute Geplauder, oft neckisch-harmlos, fast kindisch-übermütig im Gefühl des Glücks, oft tief bedeutungsvoll. —

Ein Schleier nach dem andern hebt sich von den jungen Seelen — man lernt sich endlich auch mit den Augen des Geistes so tiefsinnig anschauen, wie bis zur Stunde mit den Augen des Leibes. — Tausend Empfindungen und Gedanken, die unsere heutige Erziehung niederzuhalten strebt, schütteln nun jenen Druck von sich und entfalten sich, Blumen gleich, unter dem Sonnenstrahle der Liebe des Gatten. — Staunend sieht der Beglückte das reizende Kind, die Rosenknospe, die er an sein Herz genommen, in kurzer Frist zur vollen Reife entfaltet. — Wie köstlich ist es, ihr zuzuhören, wie entzückend, sie immer und immer wieder zu fragen, nach tausend Dingen, die der Bräutigam mit ihr zu besprechen nimmer Zeit gefunden. — Er sagt wohl mit Shakespeare, indem er sie anblickt:

„Was du auch thust,
Ist stets das Holdeste. Sprichst du, Geliebte,
Wünsch' ich, du kauftest, gab'st Almosen so,
Säng'st dein Gebet, thät'st jedes Hausgeschäft
Nur im Gesange, tanzest du, so wünsch' ich,
Du seist 'ne Meereswell', und thätest nichts,
Als dies, stets in Bewegung, immerdar
Dies dein Gebärden. All dein Thun und Wirken
So auserlesen im Gewöhnlichsten,
Krönt all dein Handeln, wie du eben thust,
Daß Königin ist jedes Walten."

Da liegt auf dem Tische ein Buch, — sie hatten sich ja beide vorgenommen, fleißig miteinander zu lesen, — — aber was ist alle gedruckte Weisheit dieser Welt gegen den Klang ihrer Stimme, gegen ihre rührenden keuschen Ge=


H.GÜNTHER, sc.

ständnisse, ihre lieblichen Beichten und ihre leuchtende Zärtlichkeit? — Und wenn sie dann endlich, ermüdet von allem Glück, mit entlastetem Herzen — denn sowie sie dem Gatten gebeichtet, beichtete sie selbst der Mutter noch nie, — den Kopf an seine Brust lehnte, steht vielleicht der heiße Wunsch auf in seiner Seele:

„Lebe rein, mein Herz, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln —
Daß du, wenn der Vater niederblicket,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden.
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne.
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte."   (Schefer.)

So verläuft ein Tag in der süßen Flitterwochenzeit, aber der Himmel der Ehe ist gleich jenem Himmelsgewölbe über unsern Häuptern, — allda ziehen auch Wolken jeder Art und Gestalt vorüber, kleine reizende Schäfchen (in der Ehe nur Schmollwölkchen genannt), schwere Regenwolken (in der Ehe sehr gefürchtet, da ein Landregen draußen eher aufhört, denn die Thränenströme aus den Augen einer „unschuldig" Gekränkten), schlimme Hagelwolken (in glücklichen Ehen sehr selten mit ihrem Eishauch die Fluren zärtlicher Liebe erkältend), die Gewitterwolken mit Blitz

und Donner (zuweilen in der Ehe das Erdreich des jungen Ehegartens wunderbar befruchtend).

Und unter all diesem Gewölk aber bleibt doch jener wundervolle, feste, blaue Grund-Himmel, der mit seinem Sonnenschein, seinem Mondlicht und seinem Sternenglanz immer und immer wieder siegreich durchschimmert: — nämlich in der rechten und echten Ehe, die nie sich wandelnde, innige, demütige, treue Liebe. —

Auch in der glücklichsten Ehe erlebt das Frauenherz kleine Täuschungen. Jenes Bildchen von dem Paradies der Ehe, das wir im stillen Kämmerlein unserer Mädchenzeit entworfen und mit Fleiß und Liebe ausgeführt haben, erweist sich, sobald man dazu kommt, es mit der Wirklichkeit zu vergleichen, als unrichtig in Farben und Lichtverteilung, und wunderbarerweise will es nicht besser, ähnlicher werden, so unablässig man daran auch ändert und bessert. —

Es geht uns mit den Gedanken an die Ehe fast wie jenen großen Blumenmalern, die nur Blüten, Knospen und Blätter malten, und alles andere sich von ihren Schülern malen ließen. — Gestehen wir Frauen es uns ganz leise, daß es kein Mann hört, wenn die Ehe so wäre, wie wir sie uns träumen, so müßte das neuvermählte, überselige Paar nach dem ersten Jahre in Rauch und Flammen sich aufgelöst haben und leuchtend gen Himmel gefahren sein. — Zum Glück aber giebt es tausend und abertausend Dinge, an die wir nicht gedacht und die uns und den Geliebtesten so recht fest auf der lieben Erde halten, als da sind:

Haus, Hof, Gesinde, gute Freunde und getreue Nachbarn. — Vor allem, und das haben wir vorher nie geträumt, hat die junge Frau viel, viel weniger noch ihren freien Willen als im Elternhause, denn:

„Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschlossene Bahn.
Dorthin ist sie gebannt; sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besond're Wege wählen.“ —

Nur scheinbar ist sie „Herrin“; — wie jene schönen griechischen Sklavinnen, die man gefesselt hinter dem Triumphwagen des Siegers hergehen ließ, wandelt jede Frau mit einem — Rosenkettlein gefesselt, jenen Weg, den der Geliebte zieht. —

Trotz der feurigsten Emancipationsgelüste, trotz neuer Lehren und weiser Ratschläge gilt jenes alte, heilige Wort doch noch, — und wird gelten, solange es noch echte und rechte Frauen giebt, es wird gelten für alle, die da Ohren haben zu hören, nämlich: „Er soll dein Herr sein!“ —

„Die Weiber,“ schreibt Paulus den Ephesern, „seien unterthan ihren Männern als dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde.“

Gott gebe aber einer jeden einen freundlichen „Herrn“, und einen rechten und echten Mann.

„K r a f t erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er“ —

sagt mit unserm Schiller jedes wahrhafte Weib. — Jede echte Frau ist eher geneigt, einen heftigen „Kraftausbruch“ zu verzeihen als — ihn am Manne zu entbehren. Senti=

mentale, weiche Männer haben höchstens bei emancipierten unweiblichen Frauen Glück. — Männerschönheit gilt dem echt weiblichen Charakter soviel wie nichts, wenn sie nicht mit geistiger oder körperlicher Kraft und Ritterlichkeit im Bunde. Das wahre Weib verschenkt den Schatz ihrer Liebe lächelnd und ohne zu wanken selbst an den unschönen Mann, und giebt ihm den Vorzug vor den liebenswürdigsten schönsten Bewerbern, — wenn er es verstand, ihr zu imponieren durch jene Haupteigenschaft des Herrn der Schöpfung, nämlich durch eine gewisse geistige und körperliche Überlegenheit, durch ein mächtiges, dämonisches Übergewicht über unser ganzes Wesen, das uns gebietet: „Ordne dich ihm unter!“ — Wir *wollen* beherrscht und bezwungen sein, aber nur von einem Siegfried. In einer jeden von uns ist etwas von einer Epheuranke, die nach dem Eichbaum sich sehnt. —

Uns aber bleibt dann, dieser Kraft gegenüber, jenes große Eine, die Anmut:

„Durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.“ —

Dann allein entsteht jene wahrhafte, herrliche, glückbringende Vereinigung, jene Musterehe:

„Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten“ —

und wo es dann einen „guten“ Klang giebt. — Wohl dem Hause, das solch ein Klang durchzittert, dreimal wohl den Kindern solchen Hauses. —

Wenn wir das wunderlich zerfahrene Leben eines

unverheirateten Mannes, soweit es uns eben möglich ist, durchschauen, so sollte man denken, ein unendliches Wohlgefühl müsse über das Herz des Mannes kommen, wenn er ein „Heim“ errungen, wenn er ein Nestchen für sein Vögelchen gebaut, und wenn er nun zu jeder Stunde ein Wesen um sich weiß, das — wenn er will — jeden Gedanken, jede Empfindung mit ihm teilt und immer nur Liebe und ein frohes Gesicht für ihn hat.

Daß er fortan doppelt arbeiten muß, um eine Frau mit zu ernähren, daß tausend Sorgen über ihn kommen, die er früher nie gekannt, wird doch wohl reichlich von den Freuden aufgewogen, ein Herz und eine liebe Gestalt dazu für die Lebensdauer gewonnen zu haben. —

Aber dies Herz und diese liebe Gestalt müssen auch sich bewußt werden, daß nicht genug damit gethan sei, sich lieben zu lassen und selbst zu lieben, — sondern, daß man den Mann nie einen Moment dahin kommen lassen darf, den Verlust seines lustigen Lebens in der Freiheit, sein unbehindertes Flattern von Zweig zu Zweig, bereuen zu lassen. Und der richtige Weg dazu: Erscheine du ihm selbst immer frisch und neu, vernachlässige nie deine äußere noch innere Toilette, und mache ihm sein kleines Haus zum geschmückten Tempel der Behaglichkeit. Sei, wenn er nicht daheim, die Hausfrau, damit du ihm, wenn er erscheint, nur die Gefährtin, Freundin, Geliebte sein kannst.

— Ich möchte wohl auch ein Gesetztäflein mit zwölf Geboten zum Nutzen und Frommen der Frauen niederschreiben, wenn ich wüßte, daß sich dadurch eines Tages

noch einmal ein Mann veranlaßt sehen möchte, die Ehemänner mit zwölf Geboten zu beschenken. —

In den Büchern über die Ehe, — und wie viele sind ihrer geschrieben worden, — liest man meist sehr weise Ratschläge, treffliche Aussprüche über das Wesen der Ehe, sehr viel Schönes und Kluges über das Zusammenklingen; trotzdem bleiben wir doch fast immer im Dunkeln, woher es kommt, daß die zwei Instrumente, die mitsammen das Ehestandsduett aufführen, so selten übereinstimmen. — Ein Kind, wenn es sich gestoßen, schlägt den Tisch und sagt: „Du dummer, abscheulicher Tisch" — und „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel". — Könnten wir nicht bei gar manchem Weh in der Ehe, das uns berührt, auch — einen Tisch oder irgend etwas Ähnliches, überhaupt ein äußeres Ding — als den Grund dieses Schmerzes schelten? Wäre das nicht richtiger, als sich sofort in Grübeleien über inneres Auseinanderleben und Mißstimmung der Seelenharfen zu verlieren?

— Man schaue auf und schaue um sich — der Tische, die nicht zur rechten Zeit gedeckt dastanden, der Schränke, zu denen die Schlüssel verlegt wurden, der Schüsseln, die verdorben, der Rechnungen, die unbezahlt geblieben — doch will ich nicht weiter plaudern — finden sich in allen Haushaltungen, und wir — stoßen uns daran. Wir sind aber klug gewordene Kinder und schlagen nicht mehr den Tisch, sondern setzen uns in ein kleines, halb dunkles Eckchen, das aber nicht so dunkel ist, daß uns der eintretende Eheherr nicht allsogleich in unserm Schmerz gewahren könnte,

stützen unser Köpfchen in die Hand, seufzen, weinen vielleicht sogar und klagen: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber“ — oder schluchzen:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. —
Mir hat er abgeblüht.“ — — —

Beruhige dich, liebe Seele, sei klug und vernünftig, schau um dich und schau in dich, — dein Lebensmai steht noch in voller Blüte.

Zwei so grundverschiedene Geschöpfe, wie ein Mann und ein Weib, zwei so entgegengesetzte Wesen können unmöglich unausgesetzt friedlich in der engen Klause des Ehelebens nebeneinander existieren, in die man sie plötzlich einschließt, wenn nicht jedes einzelne entweder mit jener Liebe, die „stark ist wie der Tod“, oder mit einer unbegrenzten Opferwilligkeit die Hand des andern ergreift. —

Ist doch unsere eheliche Pilgerfahrt einer gemeinsamen Reise vergleichbar, die man in dem engen Raume eines Wagens unternimmt. Wir kennen unsern Mitreisenden nicht, und sind doch an seine Seite gefesselt, schon erwidern wir seine ersten Worte, wir schauen ihn verstohlen prüfend an, wir fassen langsam Vertrauen, wir werden lebhafter, offener, heiterer, wir finden gemeinsame Sympathieen und Antipathieen, wir verlangen nicht, daß man die Fenster schließe, wenn der Mitreisende um einen frischen Luftzug bittet, wir werden nicht ohnmächtig, wenn er sich eine Cigarette anzündet, — wir hören, mit einem Worte, für einige Stunden auf, jene kleinen Egoistinnen zu sein, die

wir im Elternhause waren, wir thun es freilich nur, um — uns die Reise nicht zu verderben.

— Nun, ich denke, was wir auf Stunden thun und ertragen können im Zusammensein mit einem gleichgültigen Unbekannten, das gelingt uns auch auf länger, wenn es gilt, dem geliebtesten Manne und — sich selbst eine heitere Lebensreise zu sichern. — Über der Thür eines jeden neu eingerichteten Hauses sollte beim Willkommen des jungen Ehepaares das Transparent zu lesen sein: „Überwinde dich selbst"; in diesem unscheinbaren Sprüchlein liegt nämlich das Geheimnis der Kunst, nie ganz unglücklich zu werden.

Es giebt eine reizende kleine Erzählung Ludwig Börnes, die von jedem neuvermählten Paare gelesen werden müßte, sie heißt: Der Janustempel.

Die Römer öffneten nämlich diesen ihren Janustempel allezeit im Kriege, und schlossen ihn im Frieden. Dasselbe geschah nun, genau nach römischem Muster in dem Hause eines jungen Ehepaars mit der Ofenthür bei jedem häuslichen Zwist, und leider war, wie im wirklichen Leben, so auch in dieser Geschichte die kleine Frau nur allzubereit, jenen nachgemachten Janustempel zu öffnen, verstand sich dagegen sehr schwer dazu, ihn eigenhändig zu schließen.

— Ganz, ganz leise, es wird doch kein Mann dies Frauengeplauder lesen, also kann ich's schon wagen, möchte ich hier auf einen recht schlimmen Zug unseres Wesens aufmerksam machen, mit dem wir unsere „Herren" arg zu quälen verstehen, ich meine unsere böse Neigung zu schmollen. — Die äußere Skizze der Schmollenden ist rasch gezeichnet.

Der Kopf wird dann ein klein wenig zurückgeworfen, die Unterlippe kaum merklich vorgeschoben, ein rascher scharfer Blick schießt aus den sonst so sanften, zärtlichen Augen auf den Mann, der es eben wagte, sie zu tadeln, die Stirn zieht sich zusammen, — man setzt die Miene einer Dulderin auf, schließt die Lippen und — schweigt. —

Wir wollen diesen Fall einmal vollständig in Scene setzen. Denken wir uns das Zimmer eines jungen Ehepaars. — Die entscheidenden Worte fielen hinter den Coulissen, — wir sehen jetzt nur eine eifrig strickende oder nähende, etwas schnell atmende Frau am Fenster, mit lebhaft geröteten Wangen und zusammengepreßten Lippen. Der Mann geht einigemal im Zimmer auf und nieder, zuerst heftig und rasch, dann langsamer und sanfter auftretend, — die Wellen seines Zornes beruhigen sich allgemach, wie es scheint, bei dieser Bewegung. — Er wirft sich auf einen Stuhl. — „Die Sonne scheint, — das Wetter klärt sich auf," sagt er freundlich, nach einem Blick ins Freie. — — Schweigen ist die einzige Antwort auf diese allerdings nicht eben frappierende Bemerkung. — Lange Pause. — Der Mann spielt mit der Uhrkette. — „Willst du jetzt spazieren gehen, ich bin bereit." — „Ich danke, ich habe Kopfweh." — Neue, viel längere Pause und ungeduldigeres Spielen des Hausherrn mit der Uhrkette. — „Hat die V. Buchhandlung gestern die neuen Bücher geschickt, die ich für dich bestellte?" „Ja." — Heftiges Rücken mit dem Stuhl. — „Du scheinst sehr verstimmt!" — Schweigen. — Der Mann erhebt sich und verläßt das

Zimmer, die Thüre nicht mit der gewohnten Sanftmut hinter sich schließend. — Die Frau bleibt mit dem erhebenden Bewußtsein zurück, ihn vertrieben zu haben, ordnet vor dem Spiegel ihr Haar, und singt dabei ganz leise das Schumannsche Lied, das sie erst gestern sich einübte, um ihren Mann an seinem Namenstage damit zu überraschen.

„Du Ring an meinem Finger,
Du goldenes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an die Lippen, an das Herze mein u. s. w."

Zuweilen besinnt man sich bald — Gott Amor siegt und die zweite Scene spielt in dem Arbeitszimmer des Mannes, in das man mit der Miene eintritt, als ob man dort etwas suche. Man kommt aber bei diesem Suchen allmählich näher und immer näher an den einen heran, der am Schreibtisch sitzt, jetzt seinerseits den Kopf in die Hand stützend, dichte Wolken blauen Rauches um sich her verbreitend und statt zu arbeiten — Jean Pauls Abhandlung „Über das Schmollen der Weiber" lesend. Aber er muß diese unerquickliche Lektüre aufgeben, denn zwei weiche Arme schlingen sich um seinen Hals — süße Lippen berühren seine Stirn, sein Blick versinkt in lachende Augen: — der Friede ist geschlossen. —

Und ganz demütig — nur mit einem schalkhaften Zucken der Mundwinkel — hört sie zu, wenn der Versöhnte ernst und mit einem gewissen feierlichen Pathos, den Arm um die allerliebste kleine Sünderin geschlungen, Calderons Worte recitiert:

„Begangene Fehler können besser nicht entschuldigt werden als mit dem Geständnis, daß man als solche wirklich sie erkannt.“ —

Er schließt dann mit dem der Situation angepaßten Vers unseres Schiller, der folgendermaßen lautet:

„Holder Friede — süße Eintracht
Weile, weile über — — unserm Stübchen.“ —

Es ist aber sehr möglich, sogar mit Gewißheit vorauszusagen, daß sie nicht schweigen wird nach diesen, mit rührendem Pathos ausgesprochenen Worten, sondern sich neckisch zu ihm herabneigend, ihm einen andern Vers Schillers zuflüstert. Nämlich:

„Der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschlechts.
Mir gefällt sein lebendiges Leben,
Mir das ewige Schwingen und Schwanken und Schweben
Auf der steigenden und fallenden Welle des Glücks.“ —

Damit fällt der Vorhang. —

— Nicht alle Schmollscenen enden aber so lieblich, — oft wandelt die Frau tage-, ja eine finstere Sage erzählt, sogar wochenlang mit jener Duldermiene im Hause herum, die den geduldigsten Mann allmählich zur Verzweiflung bringen muß. „Um so süßer dann die Versöhnung,“ sagen diese Thörinnen. Die Verblendeten merken aber nicht, daß bei jeder Versöhnungsfeier der rasch sich verflüchtigende, berauschende Wein der Liebe mehr und mehr verduftet, und endlich in dem Kelche nichts mehr bleibt, denn bitterer Bodensatz. — Dann erst setzen sie wirkliche Duldermienen

auf, und schmollen sich, — in den meisten Fällen aber doch zuerst ihren armen Lebensgefährten ins Grab. —

Zwei Feinde sind es, zu deren Überwindung jeder Ehemann täglich den Gott der Liebe zu Hilfe rufen möchte: der eine Feind heißt Schmollen, der andere — Launen. „Deine Stirn sei Sonne!“ ruft Herder. Eine launenhafte Frau ist das unausstehlichste Geschöpf unter der Sonne, und der Mann soll noch geboren werden, dem es gelingt, wie Goethe es wünscht:

„Bei den Grillen hübscher Frauen
Immer vergnüglich zu schauen!“

Übrigens ist eine launenhafte Frau nie hübsch, — man mag dagegen sagen, was man will. —

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß noch keine Frau so recht offen über diese kleinen „Leiden des menschlichen Lebens“, d. i. über alle die tausend Mißverständnisse, Versäumnisse, Empfindlichkeiten und Schwierigkeiten geredet hat, die uns das Leben in der Ehe oft so verbittern, und uns zuletzt — große Leiden bringen. — Wie eine vernachlässigte kleine Erkältung, ein gering geachteter Schnupfen ernste Krankheiten über uns zu bringen vermag, so entstehen in der Ehe aus Kleinigkeiten ernste Zerwürfnisse, immer tieferes Mißverstehen, Vernachlässigung und Gram, und inneres unheilbares Auseinanderleben. — Die Nichtbeachtung kleiner Bequemlichkeiten, die der Mann liebt und welche der Frau wohl bekannt sind, — ein schmollendes Gesicht beim Empfang, ein unfreundliches Wesen gegen frühere gute Freunde des Mannes, erwecken mehr Bitter-

keit in dem Herzen des Mannes — als eine Meinungsverschiedenheit. —

Am traurigsten sind jene Zerwürfnisse in der Ehe, wo irgend ein unbewachtes rauhes Wort, in der Leidenschaft dem Munde enteilt, hinreichte, um das Lebensband zu verbittern. Das Wort ist heraus und kehrt nicht zurück, und ist ihm nicht durch offenes Bekenntnis der Stachel genommen, so mag die Erinnerung daran wohl 'mal schlummern, doch unerwartet, bei kleiner Veranlassung tritt sie oft nach langer Zeit vor die Seele und umwölkt den Frieden. Wie treffend sagt Freiligrath:

„Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
— Der andre aber geht und klagt!"

Wir pflegen gerade in der Ehe so vieles gering zu achten, was so wichtig, und wieder umgekehrt zahllosen Dingen eine Bedeutung beizumessen, die sie nicht verdienen. — Goethe sagt so herrlich: „Gott gebe Lichter und helfe weiter, daß wir uns selbst nicht soviel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen bis zum Abend das Gehörige erkennen, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge."

Drum hebe nur immer deine Augen auf, schau um dich und schau in dich, willst du eine rechte Gefährtin und jener Engel deines Mannes sein, von dem die Dichter träumen und an den die Männer doch alle im Grunde ihrer Herzen glauben, wenigstens alle, denen die Sonne

echter Mutterliebe den Garten der Kindheit erleuchtete, alle, denen eine Mutter die Hände falten und ein Gebet sprechen lehrte. — Der wirkliche Engel bleibt eben Engel, wenn er auch zuweilen in einem Küchenschürzchen erscheint, oder die Nadel zwischen den schlanken Fingern hält. — Und eins ist noch immer da, was uns das Engelsein dem Manne gegenüber so leicht macht! — — die wunderselige Liebe. —

„Das Gebiet der Frau," sagt Sybel so schön, „ist das scheinbar enge und einförmige des innern häuslichen Lebens, die Domäne des Mannes ist die weite Welt da draußen, die Wissenschaft, die Rechtsordnung, der Staat. Aber wer sieht es nicht täglich vor Augen, daß jener beschränkte Wirkungskreis der Frau alle starken und reinen Gefühle der Menschenbrust, daß er die tiefsten Genüsse, die schwersten Opfer und die wunderbarsten Leistungen in sich schließt." In unscheinbar unablässiger Arbeit reiht hier die Hausfrau That an That, deren sittlicher Gehalt alle Leistungen des Mannes hinter sich zurückläßt, und legt hier den Grund zu all dem glänzenden Wirken, mit welchem dereinst der Sohn die Welt erfüllen und beherrschen wird." —

Da ist ein Entwurf zu einem Gesetztäflein für Frauen, nämlich zwölf geheime Hausregeln.

1) Verschweige deinem Manne nichts — keinen Kummer, keine Freude, keine Angst; verlange jedoch nicht von ihm die Mitteilung über alle Dinge, welche ihn betreffen. Wittre darum hinter seinem Schweigen keine Geheimnisse. Wo er dir jedoch sein Herz ausschüttet über Verdrießlichkeiten oder Sorgen, die ihn um-

geben, da besänftige seinen Unmut und bewähre dich als die teilnehmendste Freundin. Und kannst du ihm auch in vielen Fällen weder helfen noch raten, es thut nichts, du hast doch den düstern Unmut des Gatten durch dein Mitgefühl in eine milde Bahn geleitet, dankbar dafür wird er auch deinen Klagen über irgend eine häusliche Not — selbst den Dienstbotengeschichten — ein freundliches Ohr leihen und dich beruhigen in deinen Affekten.

2) Bei abweichenden Ansichten hüte dich ja, die deines Mannes ohne gründliche Prüfung vorschnell zu bestreiten. Bedenke, daß in vielen Fragen des Lebens das Urteil und die Ansicht des Mannes sehr verschieden von deiner Auffassung sein muß. Mache darum deine Meinung nicht kategorisch als die untrügliche geltend, überwinde Selbstliebe und Vorurteile und strebe danach, im ruhigen Austausche mit deinem Gatten das Beste und Verständigste zu erforschen.

3) Die Blicke deines Mannes hinter die Coulissen deines Haushalts oder Toilettenzimmers suche mit Feinheit abzulenken. Erhalte ihm die süße Illusion, die ihn beim Anblick deiner Erscheinung sowohl wie deines wohlgeordneten Hauses empfängt.

4) Begegne allen Menschen mit jener echten Höflichkeit, die das hauptsächliche Zeichen wahrhafter Frauenbildung, nämlich der Höflichkeit des Herzens, die jeden gelten läßt und keinen verdrängen oder überstrahlen

will. Goethe sagt von ihr: „Die Höflichkeit des Herzens ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.“ — Und Ludwig Börne ruft aus: „Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes oder aus der Fülle des Herzens.“ — Verkehre mit Frauen, aber meide soviel wie möglich jene „Kaffee- und Theestunden“, aus denen du nichts mit heimbringst als die Erinnerung an leere Konvenienzgespräche und auch wohl an lieblose Urteile.

5) Der Verkehr von Frauen untereinander kann nur in ganz engem Kreise gegenseitig ersprießlich sein. Dann, nur dann pflegen wir uns nämlich einander zu zeigen, wie wir sind, dann nur — und erst wenn man schon länger miteinander verkehrte — lernen wir von der einen geduldig, von der andern stolz, von der dritten genügsam, und von der vierten fleißig sein. —

6) Sei verschwiegen in allen Dingen, die dein eheliches Leben berühren. Der edle Cid Campeador bittet selbst sein Weib:

„Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Eh'genossen
Ist ein zart-vertraulich Band.“ —

Im Verkehr mit Männern sei heiter und unbefangen, aber laß dich nie durch deine Lebhaftigkeit zu der kleinsten Auffälligkeit hinreißen. Laß nie jenes Wort des Dichters an dir zu schanden werden, das die Frau als die höchste Richterin der edlen Zucht und Sitte, als die Ratgeberin und Führerin der Jugend erscheinen läßt:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.“ —

7) Laß keine Eifersucht aufkommen gegen die Freunde, die deines Mannes Herz und Leben ausfüllten, ehe er dich gefunden, und vergiß nie, daß er sie verlassen um deinetwillen. Und wenn sie ihn dir auch noch für Abende — für Tage vielleicht zu rauben versuchen — — tröste dich mit dem süßen Bewußtsein, daß er dir nicht nur für Tage, Wochen, Monate — nein, für die ganze Lebenszeit und drüber hinaus gehört. — Gönne ihnen zu Zeiten ein Stückchen seines sterblichen Teils — vergiß nicht, daß er dir sein unsterblich Teil in die Hände gegeben. — Die Eifersucht auf die früheren Freunde und auch Freundinnen des Mannes tritt leider gar oft als Störenfried einer sonst glücklichen Ehe auf, und liefert den sonnenklaren Beweis, nicht von der Liebe, sondern nur von der Eigenliebe der Frau. — Wenn doch keine Frau das Sprüchlein Schleiermachers vergessen wollte, jene geistreiche Definition des „grüngeaugten Scheusals“, wie Shakespeare die Eifersucht nennt.

„Die Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“ —

Ach, und welche Leiden! — —

8) Freue dich mit den Fröhlichen und weine mit den Weinenden. — Wache, bete — und arbeite, daß du nicht in Versuchung fallest. „Arbeit ist der Tugend Quell,“ sagt der Cid zu Ximene.

9) Vernachlässige keines deiner kleinen Talente und Kunstfertigkeiten in der Ehe, du sollst ja die Gefährtin und Freundin, die erheiternde Gesellschafterin deines Mannes nicht minder sein als seine Hausfrau. Es ist nicht wahr, jenes so oft gehörte Wort: Männer lieben dergleichen Gaben und Reize nur an Mädchen und wünschen sich keine Frau, die aus voller Seele Musik treibt, malt oder — Verse macht. Spielt und singt die Frau nicht halbe Tage lang, und öffnet dabei womöglich die Fenster, vergißt sie vor der Staffelei nicht die Mittagszeit und setzt sich mit den Farben des Regenbogens an den Tisch, so wird jeder gebildete Mann sich eines Talents seiner Frau freuen, wie er sich einer seltenen Blume freut, die in seinem Garten zur Blüte kommt. Jeder liebende Mann ist — eitel auf seine Frau, denn:

„An der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er den eigenen Wert fühlt.“

Ein anderes Ding ist's freilich um das „Versemachen“, in diesem Punkte finde ich eine leise Furcht und Abneigung des Mannes gegründet. —

Mit dem Dichten ist's eine eigene Sache — wie viele

dünken sich berufen — wie wenige sind unter den Auserwählten. Wer hätte nicht in seinem Leben schon einen schlechten Vers gemacht, den er für einen vortrefflichen gehalten? — Hast du aber als geliebtes und verzogenes Töchterchen auch noch so niedliche Geburtstags-, Hochzeits-, Kindtaufscarmen gedichtet, hat man dir noch soviel Schönes darüber gesagt, — suche deine Triumphe auf diesem Felde in der Ehe zu vergessen. Kannst du's durchaus nicht, nun, so gehe in dein Kämmerlein, schließe die Thür hinter dir zu und fülle ein paar Seiten deines Tagebuches: — aber rede gegen niemand davon. — Die Männer würden dich — auslachen, die Frauen aber — — — wehe, wehe dir Armen. Es giebt wenige Frauen, die es dir verzeihen, wenn du mehr als deine Ausgabezettel und gemütliche Briefe schreibst, wenn du etwas mehr willst, etwas mehr anstrebst, — etwas mehr giltst als — deine Mitschwestern. — Viel eher verzeiht man dir Schönheit — denn die Schönheit vergeht, eine ungewöhnlich begabte Frau aber bleibt zum Schrecken gar mancher ihrer Mitschwestern immer jung und mithin also — immer gefährlich. — Noch schlimmer, wenn du offen gestehst, daß du dich freust:

„Wenn kluge Männer reden
Und du begreifen kannst, wie sie es meinen.“ —

— Am allerschlimmsten jedoch, wenn du dich unterfängst zu schriftstellern.

Eine wirkliche Schriftstellerin ist im Grunde für die meisten eine Art von Paria. — Die Männer glauben ohne weiteres von ihr, daß sie eine unpraktische Hausfrau,

eine lieblose Gattin und eine saumselige Mutter sein müsse, weil — — „die Beschäftigung mit der Feder das Weib abzieht von ihren Berufspflichten, weil sie mit ihr den ihr angewiesenen althergebrachten engen Kreis verläßt, weil sie mit ihr in die Öffentlichkeit hinaustritt und so einem jeden das Recht giebt, ihr allerlei Spottreden ins Gesicht zu werfen, — weil alle Gestalten ihrer Schöpfungen der Reihe ihrer Entstehung nach ihr teurer sein müssen, als die Gestalten von Fleisch und Blut, nämlich Gatte und Kind, weil sie nicht zugleich im Traume und in der Wirklichkeit leben könne“ u. s. w. — Huldigt ein Mann einer geistreichen Frau, so geschieht es allemal trotz und nicht wegen ihres Geistes.

Die Frauen aber, es betrübt mich, daß ich es sagen muß, diese unbarmherzigsten Richterinnen ihres eigenen Geschlechtes, gehen in der Verurteilung der Schriftstellerin meist viel weiter als die Männer. — Sie ist nicht allein eine unpraktische, sondern ohne allen Zweifel eine schlechte, unordentliche Hausfrau, sie versäumt nicht nur ihre Pflichten, sie läßt auch Gatten und Kinder verkommen. — Und doch arbeitet diese geschmähte Frau nur täglich drei bis vier Stunden, statt mit der Nadel mit der Feder, doch sorgt sie für ihr Hauswesen, ehe sie an ihre Arbeit geht, wie jede andere, doch sieht ihr Mann glücklich, ihr Kind blühend und fröhlich, ihr Zimmer zierlich und wohlgeordnet, ihre ganze Person in keiner Weise außergewöhnlich aus. — Und bei wie vielen ihrer „praktischen“ Mitschwestern geht das Uhrwerk des Haushaltes nicht so ruhig

fort wie in dem ihrigen, — in wie manchem Hause ist's nicht so still und behaglich denn in dem „sweet home“ der Schreibenden. — Kein Stäubchen liegt auf den Möbeln — — aber wer glaubt es? — Die da sahen und verteidigen könnten, reden nicht darüber — — und die es nicht sahen, erzählen Märchen davon. — Für jedes gedruckte Wort aus ihrer Feder macht man sie selbst, ihre eigene Person verantwortlich, man mißversteht und mißdeutet sie absichtlich. — — Darum: besser ist's in jedem Falle, ein unbemerktes Veilchen auf der Wiese zu bleiben — als eine Zierpflanze in einem öffentlichen Garten zu werden, bei der jedermann das Recht zu haben meint, ein Blättchen im Vorbeistreifen abreißen zu dürfen, und kannst du die Beschäftigung mit der Feder durchaus nicht lassen, so rede wenigstens zu niemand davon, — damit man dir deine Sünde verzeihe. —

10) Wolle nicht nur glücklich sein — sondern auch glücklich machen. —

11) Lerne dich begnügen, verlange keine sich täglich wiederholenden Liebesbeweise, — so schwer dir dies werden mag — fordere keine besondere Aufmerksamkeit heraus — der Mann „merkt die Absicht — ist verstimmt“ — und der Liebesdienst — hat sodann das Ansehen eines Frondienstes. Es ist zu unserm Heil, wenn wir uns von Anfang an daran gewöhnen, nichts zu verlangen, — sondern nur dankend zu empfangen. — Der Strom der Liebe, der im Anfang so rauschend fließt, unsere Gedankenschiffe so stolz trägt und die

lachendsten Landschaften widerspiegelt, der Strom, an dessen Rande Palmen rauschen und Wunderblumen stehen, würde sonst beim Weiterwandern vor unsern Augen gar bald zu einem Bächlein, in dessen Wellen sich statt der fata morgana von Zaubergärten nur blasse Vergißmeinnicht spiegeln. —

12) Sprich allabendlich den schönen Vers unseres unvergeßlichen Schiller:

„Und willst du das Geheimnis wissen,
Das immer grün und unzerrissen
Den hochzeitlichen Kranz bewahrt:
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmut unverwelkte Blüte,
Die mit der holden Scham sich paart;
Die gleich dem heitern Sonnenbilde
In allen Herzen Wonne lacht:
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht."

Es kommen noch einmal Tage des Südens, wo alle Gefühle gleichsam zum zweitenmal in Blüte stehen, und Frucht und Blume zugleich tragen. Und das Herz genießt dies zauberische Wunder fast mit den selig beklemmenden Empfindungen eines Gefangenen, den man hinausführte in eine glühende blühende Welt, um ihn nach kurzer Frist wieder zurückkehren zu lassen in die enge Haft. Das Herz lebt doppelt, ja dreifach in jener seltsamen Zeit, denn es sagt sich: sie wird — sie kann nur kurz sein: — Genieße sie und stirb! —

Eine seltsame Zeit ist sehr häufig das dreißigste Jahr

in dem Leben bedeutender Frauen, das zweite und — letzte Blütenstadium unseres ganzen Seins, und sehr oft das bezauberndste. Die äußere Erscheinung steht auf dem Gipfel der Vollendung, das innere Leben ist reicher denn je. Die Phantasie arbeitet mit wunderbarer Gewalt, Seele und Sinne sind von höchster Empfänglichkeit, jeder Eindruck wirkt mächtig, fast berauschend, und giebt es eine gefährliche Zeit selbst in der glücklichsten Ehe, eine Zeit des ernsten Wachens und Betens, „daß wir nicht in Anfechtung fallen“, — so sind es jene Jahre im vierten Decennium.

Wunderliche Fragen stehen plötzlich auf — man empfindet die Verschiedenheit der gegenseitigen Neigungen und Interessen, über die man früher vielleicht nur geseufzt, mit entsetzlicher Qual. — Man hält kein Glück mehr für möglich bei diesen gänzlich getrennten Wegen und begreift nicht, daß man so lange miteinander lebte, ohne sich gründlich elend zu fühlen. — Konnte doch die geistige Zimmertemperatur bei Mann und Frau nie eine gleiche sein, — denn wo der eine zu ersticken drohte, atmete die andere erst recht behaglich auf. — Ebenso verschieden sind die Gerichte, die auf den geistigen Tisch kommen, — weil der eine von dem nichts genießen mag, was der andere seine Lieblingsspeise nennt. — Und das hat man solange geduldig ertragen?! „Sich ertragen“ — lautet das Pflichtgebot der Ehe — liegt in diesem Wort nicht schon eine Unmöglichkeit, glücklich zu sein? — Einander tragen — das allein ist Glück — so wähnen wir. — Und glück-

lich möchten wir eben sein — o so recht unendlich glücklich! — —

Es ist als ob eine nie gekannte Sehnsucht sich des Herzens bemächtigte, ein Durst nach Aufregung überfällt die Seele, — wie eine tolle Reiselust nach dem unbekannten Orient den stillen Gelehrten in seinem kleinen Stübchen wohl zuweilen überfällt, — — wir wollen fliegen — schweben — wandern — — wer fliegt mit? — Da geschieht es denn oft, daß der Sturmwind der Leidenschaft noch einmal — vielleicht zum erstenmal über uns hinweht, — — wir klammern uns im ersten Augenblick wohl halb bewußtlos fester an den Mann, den treuen Gefährten, den wir lieben, den Vater unserer Kinder. —

Wohl uns, wenn er sich uns entgegenneigt, wenn er uns dann fest in seine Hände und an sein Herz nimmt, wenn sein Auge die Gefahr erkennt, die seinem Weibe droht und ihm, — wenn er für sie, die sich losreißende Ranke, wiederum zum festen, schützenden Eichenstamm wird. — Wehe, wenn er ihr angstvolles Anschmiegen nicht versteht, wenn er sie zurückweist — einsam läßt — — und so allmählich der Wind die Rosenblätter seines Glückes davonträgt — — weit, weit dahin in einen fremden Garten. Und — „was vergangen, kehrt nimmer wieder!“ — —

Ich kannte eine glückliche geliebte Frau, aber eine Frau von jener gefährlichen, geistigen Beweglichkeit, die weder sich noch andern Ruhe gönnt, von glühender Phantasie und zärtlichem Herzen, — die sich eben in jener Krise von ihrem Manne vernachlässigt und sich vereinsamt

fühlte. — Eine Männererscheinung trat ihr entgegen, nicht halb so geistvoll, nicht halb so edel wie der Mann ihrer ersten Liebe, wenn auch blendend und bestrickend in Form und Wesen, — aber der neue Freund widmete sich ihr mit einer Ausschließlichkeit, wie der Gatte es nie gethan. Er hatte Stunden für sie, wo der andere nur Minuten gab, — er berauschte sie mit jenen zarten „petits soins“ und „égards“, für deren Zauber jede Frau nun einmal empfänglicher ist, als der zärtlichste Mann es ahnt, er las mit ihr, — er lebte für sie, — sie verglich unwillkürlich ihr Eheleben mit diesem köstlich anregenden Beieinandersein und geistigen Austausch, — und längstvergessene Jugendwünsche wurden wieder lebendig.

Ach, wenn der Mann ihrer Wahl doch nur ein einzig Mal so mit ihr gelebt, sich so ihrer angenommen, so mit ihr gelesen, mit ihr musiziert hätte! — Sie schmiegte sich zuweilen an ihn mit diesem Gedanken, der zur lauten Bitte werden wollte, — er war aber nie schroffer und kälter, abweisender gegen sie gewesen, denn eben jetzt. Und so flüchtete sie sich immer und immer wieder zum Freunde, wo sie alles fand, was sie eben brauchte. —

Die Zeit flog dahin — die Herzen der Gatten entfremdeten sich mehr und mehr, — die süße Rose des Eheglücks welkte, — aber neben ihr schoß eine fremde Purpurblüte empor — eine Leidenschaft für den Freund, die keine Thränen am Bette des Kindes, kein Gebet zu bekämpfen vermochte. — „Und wer sich rein fühlt unter uns, der werfe den ersten Stein auf sie.“ —

Das Geständnis dieser heimlichen Liebe war nicht gegeben und empfangen, — aber es zitterte in jedem Hauche der Lippen — tödliches Gift barg sich in jeder Minute des Beieinanderseins, Gewitterschwüle lag auf beider Häupter. —

Es ist ein berauschendes Gefühl, das Bewußtsein, die Erkenntnis, eine Macht gewonnen zu haben über eine Seele, sei's auch nur auf einen Moment, — durch einen unserer Blicke, durch ein Wort, oder einen Ton, ein Glück, das uns um all' unsere Besonnenheit zu bringen vermag. Jedes Frauenherz erfaßt und hält sie fest, jene blitzende Königskrone, und will, sei es auch nur für die Dauer eines Athemzuges, herrschen; das Seltsamste ist aber, daß sich in der Frauenseele, je mehr eine Frau liebt, das Doppelgelüst des Herrschens und des Dienens verschmilzt und sie, dem geliebten Manne gegenüber, wie Aschenbrödelchen, Prinzessin und Dienerin in einer Person und in einem Augenblick zu sein vermag. —

Da, eines Abends, glaubte die Gattin eine ungewöhnliche Bläße wahrzunehmen in dem Antlitz des Gatten. Ach, sie kennt es ja so gut, kein fremder Zug, nicht die leiseste Veränderung kann ihr entgehen, jahrelang war es ja für sie das geliebteste Antlitz. Sie forscht und fragt, es bebt etwas von der alten süßen Liebe in ihrer Stimme. — Da reißt er sie an seine Brust, wilder Schmerz zuckt um seinen Mund, Thränen brechen aus seinen Augen — das Wort fällt: „Ich leide — aber um dich — um uns beide!" — O wie dies Geständnis, diese Thränen, dieser Ausbruch

der Leidenschaft des sonst so Ruhigen sie erschüttert und — entzückt. Ja entzückt — die Freude, sich so stürmisch geliebt zu sehen von dem, den sie erkaltet glaubte, ist plötzlich größer als der Schmerz um sein Leid. Und als er sie fest an sein Herz zieht und in wunderbar milder und doch bewegter Weise zu ihr redet von seinem und ihrem Jammer — — und sie fragt, ob sie von ihm lassen könne, von ihm, dessen Leben und Seele sie allein sei und ewig sein werde — und noch tausend und abertausend Worte der Liebe für sie hat — da zerreißt der blendende Schleier des Wahns, da kehrt sie zurück von ihrem Fluge, da umfaßt sie mit der alten Liebe wiederum den Vater ihres Kindes, — da klammert sie sich fest an ihn — und für immer. „Ich will fortan mit dir fliegen, so du fliegen willst," sagt er zärtlich und schaut mit den Blicken eines Bräutigams in ihr strahlendes Angesicht. —

Die Krisis führte zur Genesung.

Aber noch heute, und sie ist jetzt eine ernste Matrone, nennt sie ihren Mann oft scherzend „mein Retter — mein Befreier, mein heiliger St. Georg" — und wenn ihre Tochter das Heinesche Lied singt von den armen beiden, die

— „sind gewandert hin und her
Und haben gehabt weder Glück noch Stern
Und sind gestorben — verdorben — —"

da schaut sie oft mit den schönen, in Thränen schwimmenden Augen ihren Eheherrn an, — und der St. Georg versteht diesen Blick und giebt ihn stolz und glückselig zurück. —

Nicht alle Herzensverirrungen führen zu solch ver-

söhnendem Ende. — Nicht allen Frauen steht der Arzt in der Person des Gatten selbst so zur Seite. — Wie viele kämpfen einsam ohne Helfer und Rater in ihrer tiefen Not, und gehen in diesem Kampfe zu Grunde. Die Flut der Leidenschaft steigt mit furchtbarer Schnelligkeit, — was vor wenigen Tagen noch ein kleiner Bach war, ist zum reißenden Strom geworden: — das arme Herz versinkt, und keine Hand streckt sich aus, es zu retten. — Unser Wille mag noch so fest, unser Mühen noch so redlich sein, — wir vermögen im Grunde doch nur einzustehn für unsere äußere Treue. Gegen eine Bewegung des Herzens giebt es keinen Schutz und keine Hilfe, wenn uns der Mann verläßt, dem wir angehören, — darum sei unser Morgen- und Abendgebet das Wort: „Führe uns nicht in Versuchung.“ — Und keine dünke sich fest genug in ihrer Liebe, stark genug in ihrer Treue, jenes Gebet missen zu können, — wir alle brauchen es. — Die Schrift sagt: wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor. — —

— Ach, es giebt so viel Situationen im Leben des Weibes, über die man schnell den Stab bricht, über die man nachzudenken sich zu wenig Zeit nimmt, — — so viele Schmerzen, für die man keinen Arzt, d. h. kein Mitleid und kluges Verständnis findet. — Nur eine Mutter versteht das Ringen und Kämpfen der Tochter, sei die Lage noch so eigentümlich, sie selbst in Ansichten und Bildung noch so verschieden von dem Kinde, — ihr Kind ist es, das leidet, und sie begreift auch dies Leiden mit ihrem Herzen, wie sie früher jeden Schmerz des Lieblings mit-

gefühlt. — Sie hat auch nicht nur das Verständnis für jede Not und Pein der gequälten Seele der Tochter, sie hat allein Erbarmen mit ihr — sie findet das rechte Trostwort, — sie ist die einzige irdische Repräsentantin der ewigen Barmherzigkeit, die da sagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen, ich will euch erquicken." — Eine solche eigentümliche Stellung dürfte man wohl auch das Leben einer zweiten Frau nennen. Wie viele heimliche Thränen mag sie im stillen Kämmerlein weinen, wenn der geliebte Mann in der ersten Ehe glücklich war, wenn er in Liebe der Gestorbenen gedenkt, wenn er, so leise und schonend das auch geschehen mag, Vergleiche anstellt, zur Nachahmung auffordert, und die Verklärte als leuchtendes Beispiel aufstellt. — — Es liegt nun einmal in unserm Wesen: Wir wollen ausschließlich lieben, — nicht wie der Mann, „dazwischen etwas anderes thun," — aber wir wollen dafür auch ausschließlich geliebt sein.

„Liebe und Liebe allein,
Das ist das Darlehn für Liebe."

Ein sinniges Gedicht Karl Siebels von der „zweiten Frau" fällt mir eben in die Hand:

„„Er hat geweint! Er hat geklagt!
Unheilbar schien sein tiefer Schmerz!"" —
So haben sie zu mir gesagt. —
„O Gott, wie ist mir weh' ums Herz!
Weiß selbst und kann's vergessen nimmer —
Ich sah die Thräne ja genau,
Als er mich führte in sein Zimmer,
Mir zeigt' das Bild der ersten Frau."

Das Nähgerät — es ruht schon lang, —
Fiel unbemerkt zur Erde hin.
Sie stiert es an und seufzet bang:
„Und doch könnt' nie ich lassen ihn!"
Dann mild sich ihre Blicke heben:
„Du thöricht Herz! warum so trüb?
Mög' er dein Zweifeln dir vergeben —
Ich weiß! Ich weiß! er hat dich lieb!"

„Still! hört' ich nichts!?" Sie schaut umher,
Halb offen in des Zimmers Thür. —
„Es war sein Schritt! Wo bleibet er!?
Sonst kam er immer gleich zu mir,
Sank an das Herz mir liebestrunken!" —
Sie stehet auf. Zur Thüre schau!
Ihn sieht sie, wie er still versunken
Steht vor dem Bild der ersten Frau.

Er sieht sie nicht. Er merkt sie nicht.
Ihr Auge starrt. Ihr Herz ist schwer
Und leichenblaß ihr Angesicht.
Stumm zu dem Bilde blicket er.
Sie schleicht zurück. Sie setzt sich nieder:
„O Gott! er liebt sie mehr wie dich!
Zu ihr hin treibt's ihn immer wieder!
Unglücklich er! Unglücklich ich!" —

Sie schreckt empor. Die Diele kracht.
Sie starrt ihn an, so kalt, so hohl. —
„Was hat dich denn so bleich gemacht,
Mein liebes Weib? Dir ist nicht wohl!
Mein liebes Weib, was macht dir Schmerzen?"
Sie schaut ihn stumm und fragend an,
Ruht schluchzend dann an seinem Herzen:
„O du mein einz'ger, einz'ger Mann!"

„Ohne Kampf und Entbehrung ist nun einmal kein Menschenleben," schreibt der edle Wilhelm von Humboldt

der Freundin, „auch das glücklichste nicht“ — — und ich möchte noch hinzusetzen: und ein Frauenleben vor allem nicht. — Es liegt aber ein Trost in der Erfahrung, daß, trotz aller uns sicher bevorstehenden Kämpfe und Thränen, trotz aller Warnungen und gutgemeinten Predigten, wir zum Glück uns ebenso selten weigern, eine zweite wie eine erste Frau zu werden. — Und warum wohl? — Weil in jeder echten Evatochter in irgend einem Herzenswinkelchen jene Eitelkeit wohnt, die da flüstert: „Ich mache ihn doch noch glücklicher, als er je gewesen!“ —

Wir hören oft sagen: „Diese Frau hat sich ihre Mädchenhaftigkeit bewahrt in der Ehe.“ — Es ist dies ein rührendes Lob, ein zarter und erhabener Gedanke, der aber neunundneunzigmal unter hundert Fällen Mißdeutungen unterliegt. Man will nämlich damit nicht sagen, daß wir unsere mädchenhaften Tändeleien, Liebhabereien, kleinen Launen und Gewohnheiten mit hinübernahmen in den ernsten, hochheiligen Frauenstand. Wie viele junge Frauen suchen in kindischem Wesen, in erkünstelter Naivetät, in albernen Forderungen ihren Männern den Beweis zu liefern, daß sie noch „Mädchen“ zu spielen verständen. Wenn sie ahnten, wie unangenehm der Eindruck, den sie in diesem Bemühen auf jeden unbefangenen Beobachter hervorbringen müssen, würden sie wohl kaum weiter zu spielen versuchen. Wehe den Gatten dieser „Kinder“, wie sie sich so gern nennen lassen. — Da ist kein echter Duft, kein Glanz, keine wahre Jugend, — alles Schein und

Spiel und die volle Lächerlichkeit eines alternden Kindes. — Die Ermüdung der armen Wärter tritt aber auch bald genug ein, — man überläßt die dem Gängelbande ja längst Entwachsenen endlich sich selbst oder — noch schlechteren Händen und — die unglückliche Ehe ist fertig. —

Die Mädchenhaftigkeit! Was ist sie wohl? — Die Knospe hört auf, Knospe zu sein — sie wird zur Rose, am Tage der Hingabe des Lebens und Wesens an den geliebten Mann, am Hochzeitstage, aber das, was die Knospe so lockend süß, so holdselig erscheinen läßt, jenen duftigen Schleier, der sie wie ein zartes Geheimnis umhüllt, muß sie mit hinübernehmen in die Ehe. Der Duft der Rose ist ein Etwas, das sich nicht definieren läßt, ebensowenig der Begriff der Mädchenhaftigkeit. Sie ist nicht an Jugend und Schönheit gebunden, wir sehen um Matronengestalten die silbernen Falten jenes Schleiers fließen, und in eingesunkenen Augen jenen Glanz aufleuchten, der an die Rosenzeit der Achtzehnjährigen erinnert. —

Sich ein etwas von jener zauberischen Unberührtheit des jungfräulichen Lebens in allen Stürmen der Leidenschaft, in den Jahren der Ehe trotz der Mutterweihe zu erhalten, jener himmlischen Jungfräulichkeit, wie sie uns in der Gestalt der Sixtinischen Madonna in höchster Verklärung entgegenstrahlt, das ist jener Feenschleier, durch dessen Verlust auch das schönste Weib zur gewöhnlichen Sterblichen herabsinkt. Der Gewinn und die Erhaltung dieses Schleiers ist aber — das Geheimnis jedes echten Weibes. —

Goethe nennt die Ehe den Anfang und Gipfel aller Kultur, — eine Verbindung, die den Rohen mild macht und dem Gebildeten die beste Gelegenheit giebt, seine Milde zu beweisen. — „Unauflöslich muß sie sein," sagt er, „denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfüllt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß nun so lange Bestandenes noch besteht. — Sich zu trennen giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Freuden und Leiden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine wunderliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gern los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns ein Mann und eine Frau werden können?

So der ewige „Götterjüngling". Uns gewöhnlichen Sterblichen mag es vergönnt sein, einige Zweifel an dem eben Gesagten laut werden zu lassen. Gäbe es wirklich nur unbequeme, keine unglücklichen Ehen hienieden? — Wohl uns, wenn wir uns ohne weiteres zu diesem Glauben bekennen dürften. Was wären aber diese bleichen ernsten Frauen mit den verweinten Augen, diese gebrochenen Gestalten, die täglich an uns vorüber wandeln, wenn nicht Märtyrerinnen unglücklicher Ehen? — „O wenn das liebevolle zugedrückte

Herz eines guten unglücklichen Weibes aufginge," sagte Jean Paul, „wieviel bekämpfte Zärtlichkeit, verhüllte Aufopferungen und stumme Tugenden würden wir darin ruhen sehen." —

Wie leichtsinnig wird in unsern Tagen oft eine Verlobung geschlossen aus rein äußerlichen Motiven, nach oberflächlichster Bekanntschaft, auf flüchtiges persönliches Wohlgefallen hin, oder aus Sehnsucht nach einer angenehmen Selbständigkeit, nach einem glänzenden Leben. Und schon während der Brautzeit, trotz aller Feste und Zerstreuungen, schleicht die Reue heran, öffnen sich die Augen, erkennt das Herz seinen Irrtum oder seine Sünde. — Dann um Gotteswillen lieber sein Wort frei und offen vor dem Hochzeitstage zurücknehmen, als mit der Ahnung kommenden Unglücks vor den Altar treten. — Nicht der „Eclat" ist zu fürchten, nur das Elend, das wir über einen andern und uns bringen würden, wenn wir mit solchem Vorgefühl in die Ehe zu gehen wagten. — Die Tage und Wochen der Pein und Scham nach einer gelösten Verlobung müssen wir als Strafe unseres Leichtsinnes demütig tragen, — die Verständigen und Guten werden uns wahrlich viel eher eine gelöste Verlobung als — eine unglückliche Ehe verzeihen. Das müßte jede zärtliche Mutter auch der Tochter sagen in solcher bangen Krisis. Vor allem aber müßte sie ihr Kind vorher warnen und bitten und mahnen: wahre dein Herz, denn aus ihm geht das Leben, — prüfe dich selbst und den Mann, der um dich wirbt. Das Leben ist lang und der Kampf der Frau in einer elenden Ehe der schwerste der Erde. —

Es giebt größere Schmerzen für uns als die, worüber wir vor andern weinen, und der größte aller Schmerzen, die härteste aller Prüfungen ist doch gewiß ein Gefangensein, ein Gebundensein, ein Verlassensein für die ganze lange Lebenszeit. Man erzählt eine schauerliche Sage von jenen Galeerensklaven, die, einander hassend, dennoch aneinander gekettet dazu verdammt wurden, sich in engster Gemeinschaft durch ein Leben voll härtester Arbeit, Sonnenbrand, Hunger und Qual zu schleppen. Der eine erkrankt endlich — gleichviel, man trennt sie nicht — er fiebert — rast — stirbt — an dem Körper des anderen. —

— Ist das Bild zweier Menschen, die ohne einen gemeinsamen Gedanken noch Wunsch, so eng als die Kirche den Mann und das Weib zusammenfügt, verbunden wurden, minder trostlos?

Ach, wenn an unserm Hochzeitstage, statt uns nur Licht und Rosen, Glück und Freude zu prophezeien, jemand sagen wollte, wieviel Leid, Kampf, Not und Elend über unser gläubiges, vertrauendes Herz kommen kann, und eben von der Hand dessen, der uns zum Altare führt, — vielleicht würden wir das Eheleben von allem Anfang an ernster nehmen! —

— In solchen Verhältnissen zeigt sich das Weib größer als der Mann, denn es kann nicht nur kämpfen, es kann auch dulden. — Der Mann verliert in der unglücklichen Ehe Hoffnung und Geduld, — die Frau nur die Hoffnung.

„Die Männer sind gegen die Frauen schlechte Kämpfer — sie können ein Weh nur vertoben. Sie stoßen im

Handgemenge der Welt wie im Gefechte auf einer Brücke kaltblütig in den Abgrund, was sich ihnen entgegenstemmt, und wenn es zu toll wird, nehmen sie das Grab zum Harnisch gegen die Stöße des Lebens. Jene zarten Seelen aber ziehen mit Schmerzen und heimlichen Wünschen durch die irdischen Leidensthäler und glänzen wie Regenbogen im Thränenschauer ihres Lebens, und dulden schweigend solange fort, bis sich das Busentuch der Erde über ihre wunde Brust deckt." —

Was ist aber eine unglückliche Ehe? — Ist es nur jene im Leben wie in den Romanen bis zum Überdruß ausgeführte Komödie von unverstandenen und getäuschten Herzen? — Nein — denn die Täuschungen des Herzens sind, wie Luise Büchner sagt, nur eine schmerzliche Zugabe des weiblichen Lebens, sie dürfen aber dasselbe nicht zu Grunde richten.

Ein wirkliches Unglück in der Ehe ist jene unausfüllbare Kluft, die sich zwischen Lebensgefährten aufthut, die ihre gegenseitigen heiligsten Interessen weder teilen noch ehren, in ihren besten Gefühlen sich fremd bleiben, und deren Hände nicht nur die Fäden der Liebe, sondern auch die der Achtung zerrissen. — Soll eine solche innerlich gelöste Ehe nicht auch äußerlich gelöst werden?

Gewiß — aber auch nur, wenn sie so, wie Karl Schwarz sagt, „völlig in ihrem tiefsten Lebensgrunde, wenn sie unheilbar zerstört ist." — „Die Aufgabe der Eheleute ist es," sagt dieser geistvolle Redner und Lehrer des göttlichen Wortes, „zu heilen, solange zu heilen ist, zu ver-

geben nicht siebenmal, sondern siebzigmal siebenmal, den Funken der Liebe, der unter der Asche der Gleichgültigkeit oder gar des Hasses verborgen liegt, zu entzünden an unserer Liebe. Mißtrauen zu vergelten mit Vertrauen, zu glauben an den unzerstörbaren Grund des Guten und solange auszuharren in diesem Kampfe, bis wir ermattet niedersinken.“ —

— Aber ist es dann nicht zu spät — zu spät für uns — zu spät für andere? — Haben wir dann noch die Kraft, ein neues Leben zu beginnen, mit dem Rest unseres Selbst noch irgend einem menschlichen Wesen in der Welt Freude und Nutzen zu schaffen, irgend jemand durch unsere Existenz noch eine Wohlthat erweisen zu können? — Müssen wir wirklich, um vor einem allbarmherzigen Gott zu bestehen, der von keinem seiner Geschöpfe will, daß es verschmachte — solange ausharren, bis wir zusammenbrechen? — Eine Trennung zur rechten Zeit kann doch beiden Gatten noch eine Art von Glück bringen, — warum wird sie äußerlich der Frau so sehr erschwert? Man fürchte doch nicht, daß bei einer Umwandlung des Gesetzes die Ehescheidungen überhandnehmen würden! Immer und ewig wird das Wort „Scheidung“ für jede echte Frau den furchtbaren Klang nicht verlieren. — Noch bis zur Stunde vermag ich eine Geschiedene nicht ohne eine Mischung von tiefem Mitleid und scheuer Furcht anzusehen.

Der Gedanke, den Namen eines Mannes zu tragen, dem wir einst angehörten mit Leib und Seele, so nahe wie sich Menschen auf Erden nur anzugehören vermögen, und nun von diesem einen getrennt zu sein, nicht durch

den Tod, sondern das Leben, durch seinen und den eigenen Willen, hat etwas die feinsten Empfindungen der Frauenseele unsagbar Verletzendes. — O dies Bewußtsein: fern, fern von dir wandelt ein Einsamer, durch dich einsam Gewordener, mit dem du einst, ohne dich selbst recht zu kennen, am Altare das Gelübde ewiger Treue gewechselt, den du mit diesem Gelübde getäuscht, — dem du dich einst hingegeben mit deinem ganzen Sein und Wesen, und der dir doch nun fremder sein soll als der Fremdesten einer! — Ich meine, solche Erinnerung, solcher Gedanke ließe bei Tag und bei Nacht nicht rasten noch ruhen. — Wie oft haben aber auch diese Erinnerungen Getrennte wieder zur wirklichen dauernden Vereinigung geführt. — Man möchte deshalb wohl in tausend Fällen raten: — scheidet euch nicht, aber trennt euch, — schiebt zunächst nur ein Stück Landes, ein Stück Meer zwischen euch, — laßt kein Zeichen eures Lebens zu einander dringen, kostet es aus, dies brennende Gefühl des Verlassen- und Vergessenseins, — des öden Hauses, und habt acht, ob der Heinesche Vers nicht gar bald leise, und endlich immer lauter und schmerzlicher in euer Ohr und Herz klingt:

„Melodisch will ich wieder klagen
Von großen Schmerzen, größern Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen,
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.“ —

In einem Fall hat die Frau unter allen Umständen mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte auszuharren, meine ich, — wenn Gott ihr Kinder, und besonders Töchter

schenkte, denen der Mutter ganzes Sein und Leben ja ein leuchtendes Beispiel sein soll. Welch ein Gedanke, die armen geliebten Wesen in den unbegriffenen oder qualvollen Zwiespalt einer Wahl zwischen Vater und Mutter zu stürzen, ihre sonnige Jugendzeit zu verkümmern und auf ihr ganzes künftiges Leben einen Schatten zu werfen durch die Erinnerung an das Leid der Eltern. —

Ein anderes Scheiden giebt es aber noch — härter und unabwendbarer als jede Trennung — — die furchtbare Scheidung des Todes. — Da hilft kein Beten und Ringen, kein Schmerz und Flehen, eine höhere Macht gebietet und jene Hand, die uns leitete, die geliebte Hand des Mannes, wird kalt und kälter in der unsrigen, sie erstarrt und entgleitet endlich unsern lebenden Fingern, um sie nimmer wieder zärtlich zu berühren, — jene Augen, die unseres Lebens Leuchte gewesen, schließen sich — — der Mund, den wir in seliger Liebe geküßt, der für uns so heiße Worte hatte, — verstummt — — — wir verloren den Halt und die Stütze unseres Lebens. —

„Tod — eine Welt von Schmerzen liegt in diesem Worte,“ ruft Andersen. Es ist ein zweischneidiges Schwert, das, indem es das Teuerste unseres Herzens mordet, so tief in die Brust eindringt, daß sich alles um uns her verdunkelt, wenn auch die Sonne auf Millionen Glücklicher scheint. — Ein einzig Wort nur, — kurz wie jenes, vermag uns Trost ins kranke Herz zu träufeln und Hülfe zu gewähren, es heißt: Gott! —

Arme Beraubte — arme Witwe — gleich arm und beraubt auf dem Thron wie in der Hütte, wenn dein Geliebter von dir ging. — „Die große Scheidung des Todes ist so niederschlagend," sagt Michelet, „so bitter für die allein gelassene Frau, daß sie ihrem Gatten in das Grab zu folgen verlangt und hofft. „Ich überlebe es nicht," sagt sie. — Ach, es ist sehr selten, daß sie darüber stirbt. — Wenn die Witwe sich nicht auf dem Scheiterhaufen des Gatten tötet, so läuft sie Gefahr, ihn noch lange zu überleben. — Es ist der Wille der Natur. Gott erlaubt nicht, daß diese liebliche Blume welkt und stirbt. Sie verlangt nach dem Tode, aber der Tod kommt nicht. Das Leben ist ihr noch zugesprochen; sie ist noch immer genötigt, Schmuck und Zierde dieser Welt zu sein. Und er selbst, welchem sie folgen will, verbietet ihr, ihm dies Opfer zu bringen. Die Liebe, die auf sie so große Hoffnungen gesetzt hatte, will nicht alles umsonst gethan haben — will den Schmuck der Erde nicht in die Erde gebettet wissen! — Und so lebt sie fort mit ihren Wunden, und je größer ihre Liebe, je tiefer ihr Schmerz. — Der Gedanke an den Verlust eines Geliebten, der ein Teil unseres Selbst geworden war, kann uns keinen Augenblick verlassen.

„Ach, das ist es, was ich klage,
Daß vom alten Traum umwebt
Mir das Herz mit jedem Schlage
Statt ins Frühlicht künft'ger Tage
Rückgewandt ins Spätrot strebt;

Daß es stets nach einem Glücke
Bangt, das nimmer wiederkehrt

Und, wie reich die Welt sich schmücke
An der eingestürzten Brücke,
Stumm in Heimweh sich verzehrt." (Geibel.)

— „Wohin du auch fliehen magst" — lauten die Worte des Thomas a Kempis in seinen Betrachtungen über das Kreuz des Leidens, „du entgehst ihm nicht, denn wohin du immer kommen magst, trägst du dich selbst mit und findest immer wieder dich selbst. — Wende dich nach oben und unten, nach außen oder in dein Inneres, überall wirst du das Kreuz finden, und du mußt überall geduldig ausharren, wenn du den inneren Frieden und die unverwelkliche Krone verdienen willst. —

Von all jenen Totenklagen, die sich bei solchem Verlieren aus dem Herzen rangen, erscheint mir keine rührender, als jenes Gedicht Hebbels, jener Seufzer einer Witwe auf dem Grabe ihres Gefährten, den der Tod inmitten seiner Arbeit, inmitten seines mühevollen Tagewerks abrief und dem sie nun eine „gute Nacht" nachweint. Ich kann es nie ohne Thränen lesen.

„Schlaf wohl, schlaf wohl im kühlen Bett!
Zwar liegst du hart auf Sand und Kies,
Doch spürt's dein müder Rücken nicht.
Schlaf sanft und wohl!

Auf deinem Herzen dick und schwer
Hoch aufgeschüttet liegt das Bett;
Du schläfst im Frieden, fühlst es nicht,
Schlaf sanft und wohl!

Du hörst nicht mein „behüt' dich Gott",
Hörst meine bangen Klagen nicht;
Wär's besser wohl, wenn du's vernähmst?
Nein! wahrlich nein!

Es ist dir wohl, es ist dir wohl!
Und wenn ich nur erst bei dir wär',
Dann wär' schon alles recht und gut,
  Wir sind uns lieb.

Du schläfst, hörst nicht den Glockenschlag
Im Kirchturm dort die lange Nacht,
Nicht wenn der Wächter zwölfe ruft,
  Im stillen Dorf.

Und wenn's am schwarzen Himmel blitzt
Und Wolk' an Wolk' im Donner kracht,
Das Wetter fährt dir übers Grab
  Und weckt dich nicht.

Und was dich früh im Morgenrot
Bis Mitternacht bekümmert hat,
Gottlob! es ficht dich nicht mehr an
  Im stillen Grab.

Es ist dir wohl, o 's ist dir wohl!
Und was du auch gelitten hast,
Gott Lob und Dank, im kühlen Grund
  Thut's nimmer weh.

Drum, wenn ich nur erst bei dir wär',
Dann wär' ja alles recht und gut,
Jetzt sitz' ich da, weiß keinen Trost
  Für meinen Schmerz.

Und doch, vielleicht, wenn Gott es will,
Kommt auch mein Samstag bald heran,
Dann gräbt auch mir der Nachbar Klaus
  Mein kühles Bett.

Und wenn mein Atem stille steht,
Mein Schlaflied dann gesungen ist,
Dann schütten sie mein Deckbett auch
  Und — „Gott mit dir!"

Dann schlaf' auch ich so sanft wie du,
Und hör' im Turm die Glocken nicht.
Wir schlafen, bis am Sonntag früh
Der Morgen taut. —

Und wenn einmal der Sonntag tagt,
Der Engel Morgenlied uns weckt,
Dann stehn wir miteinander auf,
Gesund und frisch.

Und eine neue Kirche dann,
Sie funkelt hell im Morgenrot.
Wir gehn und singen am Altar
Halleluja!" —

„Man hat oft bewundert," sagt Jeremias Gotthelf, „mit welcher klaren Umsicht und großen Energie Witwen die Zügel großer Haushaltungen faßten und führten, wie ernst und fest sie ihre Kinder erzogen, wie mächtig sie dem Schmerze geboten, der doch sichtlich ihren Körper schüttelte. Wer dabei gewesen wäre in jenen langen, stillen Nächten, gesehen hätte, wie sie mit ihrem Schmerze, wir möchten fast sagen, mit Gott gerungen hätten, bis sie zu der Kraft und Klarheit gekommen, welche sie üben bis zum Grabe, durch welche sie hineinglänzen in das Andenken der Ihren, wie Sterne in der Nacht, der würde sich nicht wundern, woher ihnen das Wesen gekommen, welches niemand in ihnen ahnt, welches so segensvoll wirkt. —

Für uns Frauen giebt es aber auch in den tiefsten, gewaltigsten Schmerzen einen Trost, — es giebt einen Lichtstrahl für unsere dunkelsten Nächte, es giebt ein Etwas, das uns das Härteste in der Ehe ertragen lehren muß — — das uns auch jene Trennung durch den Tod überwinden

hilft, — und wohl der Frau, der ein barmherziger Engel diesen Trost gebracht. Dieser Trost und Lichtstrahl heißt: Die Augen eines Kindes. In dem Kinde, das uns der Geliebte hinterlassen, feiert er seine Auferstehung für uns, der Blick seines Kindes sagt uns: „Ich lebe, ich bin bei dir — ich liebe dich!“ — Wo Kinder sind, da ist die ewige Weihnacht,“ singt Öhlenschläger. —

„Nichts über Kinder! Auf der ganzen Erde
Ist ihnen nichts auch nur von fern vergleichbar;
Sie selber wär' ohn' ihre Kinder nichts,
Und wieder nichts die Menschheit ohne Kinder.
Die Jungfrau wagt den süßen Namen „Kind“
Kaum auszusprechen; sie errötet, Wonne rieselt
Geheim ihr durch die Adern, Ahnungsschauer!
Und ruhig stirbt der Greis, legt er die Hände
Auf teure Häupter: „„Kinder, lebet wohl!““

Das Weib hört mit dem Kinde auf, und Mutter
Nennt sie das Kind, nennt sie der Vater selbst.
Des Lebens Mühen all und alle Sorgen
Beziehn sich auf ein künftiges Geschlecht,
Ein Volk des Glücks, der Freiheit und des Segens
Uns bilden, war das Leben unsrer Eltern;
Für unsre Kinder sorgen ist nun
Das Leben!“ — (Leopold Schefer.)

Sechste Abteilung.

Die Mutter.

Motto.
„Wenn alle Welt den Armen läßt,
Und wenn kein Herz ihm bliebe,
Am ew'gen Himmel stehst du fest,
Stern heiliger Mutterliebe."
(K. Immermann.)

Wenn wir alle, — ich, die ich hier schreibe, und ihr, die ihr das Geschriebene leset — uns zurückversetzen in unsere Kindheit, so strahlen den Glücklichsten unter uns zwei wunderbar helle Sterne entgegen: die Augen der Mutter. Und in dem Lichte dieser Sterne liegt der Garten unserer seligsten Zeit da, und alles, was wir Frohes, Köstliches genossen, hängt mit diesen Sternen zusammen. — „Die Mutter ist der Genius des Kindes," sagt Hegel. Und wir erinnern uns dieses freudestrahlenden, segnenden Genius, aus dessen Hand wir all unser Glück empfingen, bis ans Ende unserer Tage, mit heiliger Rührung. — „Ach, daß der Mensch die schönste Liebe zu jener Zeit empfängt, wo er sie am wenigsten versteht!" klagt Jean Paul. Wir alle seufzen es ihm leise nach. Nur mit be=

wußtlosem Behagen schlürfen wir jenen Zaubertrank, aus Zärtlichkeit, Holdseligkeit, Geduld und Aufopferung gemischt, den wir Mutterliebe nennen, — aber der Dank für solche wundersüße Labe kommt erst, wenn die Hand, die uns dieselbe reichte, vor Schwäche zittert oder — im Tode erkaltet. —

Wie himmlisch rein, selbstlos und unwandelbar diese Liebe allein, hat gar mancher erst empfunden nach tausend Schmerzen und Täuschungen. Wie Heinrich Heine, so hat wohl manches stolze Herz der Mutter gebeichtet:

„Im tollen Wahn wollt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen!
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um kleine Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer.
Und kehrte um nach Hause krank und trübe;
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe."

Was eine Mutter für uns lächelnd getragen, wie sie uns geliebt, ahnen wir nicht eher, erkennen wir nicht eher in seinem vollen Umfang, als bis wir selbst ein eigenes Kind ans Herz drücken. Die ernste Liebe des Vaters nehmen wir an wie ein Geschenk, wie den strahlenden Weihnachtsbaum, oder wie den blumengeschmückten Geburtstagstisch, jede seiner Zärtlichkeiten erscheint uns als etwas

ganz absonderlich Wertvolles, und macht uns stolz und glückselig. Die Liebe der Mutter dagegen nehmen wir hin wie etwas, das nicht anders sein kann, das da ist und ewig sein muß, wie das Sonnenlicht oder die Luft, die wir atmen. Und wie wir uns der Wonne des freien Atemzuges auch erst bewußt werden, wenn uns der Schmerz daran verhindert, und der himmlischen Wohlthat der Sonnenstrahlen, wenn die Nacht kommt, so werden wir erst inne, was uns Mutterliebe war, wenn wir sie entbehren müssen.

Erst wenn wir selbst Wiegenlieder singen lernten, verstehen wir nachfolgendes Lied, empfinden den heißen Dank und die heiße Sehnsucht, die in jenen schlichten Worten zittern:

Schließe, mein Kind,
Schließe die Äuglein zu,
Leise und lind
Sing' ich dich zur Ruh.
Mütterlein wacht,
Schlafe, mein Kind, schlaf' ein.
Manch' bange Nacht
Werd' ich nicht bei dir sein;
Wenn du dann weinst,
Denke zum Troste mein:
Die dich dereinst
Sang in den Schlummer ein. —

(A. Jäger.)

Wohl den Glücklichen unter uns, die noch keine „bange Nacht" verweinten, noch nicht die Hände vergebens rangen nach jenem Trost, den eben keine Stimme erquickender zu uns zu tragen vermag, als — die Stimme der Mutter. —

Darum sind jene Kinder, die eine zärtliche Mutter nie gekannt, viel, viel weniger zu beklagen, denn jene, die ihre süße Sorge und Pflege gekostet, um sie nachher auf immer zu missen. —

Ein Kind ohne die Mutter — welch ein trostloses Bild! —

„Es ist nicht einerlei," sagt Frau von O. in ihrem schönen, kleinen Buche „Der Kinder-Advokat", das ich jeder denkenden Mutter in die Hand legen möchte, — „wer das Kind hebt, trägt, hält, wäscht, striegelt und streichelt. Ein „alter Grieche" sagt, die Seele wohne in den Fingerspitzen, und das ist wahr — die Hand wirkt wunderkräftig, nicht allein durch das, was sie künstlerisch schafft, der kleinste Dienst wird etwas anderes durch die Art, wie man ihn leistet und wie die Seele daran teilnimmt." —

— Wie viele unter uns haben die Wahrheit dieses Satzes erfahren — und wissen davon zu erzählen, daß keine Hand der Welt uns unsere Schmerzenskissen so sanft zurechtzurücken vermag als — die Mutterhand. — Wie die Mutter es eben macht, wenn wir krank sind, so versteht es kein Wesen der Erde, selbst das geliebteste nicht. — Wie die Mutter uns tröstet, so weiß uns niemand zu trösten, — wie sie uns anblickt, blicken uns keine andern irdischen Augen an. —

Kann der treueste Vater das Fehlende ersetzen? — Zu wem flüchtet sich die kleine Seele in all ihren irdischen Nöten, mit ihren kleinen und großen Freuden, wichtigen und unwichtigen Fragen — als zur Mutter? Und wer

tröstet uns am besten in all unsern wirklichen und eingebildeten Leiden? Wer ist immer und immer für uns da, und nur für uns, vom Morgen bis zum Abend, und wieder bis zum Morgen? Welche Hand legt sich so sanft auf eine schmerzende Kinderstirn, als die Mutterhand, in wessen Augen steht soviel holdes Mitgefühl als in den Mutteraugen? —

Der Papa sagt immer, wenn wir klagen: „Es wird schon vorübergehen", die Mama sagt das zwar auch, aber sie setzt gewiß noch hinzu: „Du armer, lieber Schelm", oder „mein kleines Herzblatt", und küßt den Klagenden ganz leise dazu. Wer in aller Welt weiß ein Kopfkissen genau so zu rücken, wie es uns eben behaglich? Nur die Mutter allein. Und wer kann mir einen jemand nennen, der besser zuzudecken versteht, denn sie? — Keine Medizin schmeckt so schlecht, daß sie sich nicht schlucken ließe, wenn die Mutter sie reicht, und dabei ein lustiges Geschichtchen zu erzählen weiß. —

Die Erscheinung des Vaters am Krankenbette des Kindes ist für dasselbe ein Ereignis, eine Begebenheit voll Aufregung und Freude. — Das Kind nimmt sich zusammen, der liebe Papa ist ja da, es möchte den teuren Gast gern ehren. „Papa, ich bin gar nicht mehr so krank!" sagt es. Auf jedes Wort des Vaters achtet es, — aber nachher, wenn der Vater das Zimmer verlassen, ist es sehr müde, und die Mutter dreht den kleinen Aufgeregten schweigend nach der Wand um, — und die Augen fallen ihm bald zu. — Die Mutter erscheint nicht, sie ist immer

da, — bei ihr nehmen wir uns auch nie zusammen — sie ist ja wie unser zweites Ich, unser bester Freund, unser guter Kamerad. Wir wachen und schlafen ruhig, wann wir eben Lust haben, denn wenn wir die Augen aufschlagen, so ist es das liebe Gesicht, die liebe Gestalt, welche wir neben unserm Bette sehen, die treue Wächterin, die eben nichts begehrt, nichts erwartet, als: bei uns zu sein. — Und dann und wann fragt sie wohl: „Wie geht es dir, mein Liebling?" und ihre Stimme allein ist schon ein Labsal — es geht uns wirklich besser, wenn sie so fragt, die Herzensmutter. O, diese unvergeßliche Stimme der Mutter! — Peckels sagt: „Wir erinnern uns bis in das späteste Alter der liebkosenden Töne derselben mit einer solchen Wärme, daß sie uns in einsamen Stunden noch Thränen der Freude und Wehmut entlockt." — Und der ausgezeichnete Erzieher, Dr. Stoy in Jena, ruft aus: „Wem ginge je auf seinen weiten Lebenswanderungen das Mutterantlitz und die Stimme der Mutter aus der Erinnerung verloren?"

Welcher Lohn für das Mutterherz liegt in solchen Bekenntnissen? — So wären sie also doch nicht umsonst all jene tausendfachen Opfer, Mühen, Sorgen und Thränen? — Hört, was unser Jean Paul sagt: „Was eine Mutter opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt, die Männer regieren und ernten, — und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden und Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezählt, denn die Mutter selbst zählet nicht, — und

so schicken ein Jahrhundert nach dem andern die Weiber unbenannt und unbelohnt die Pfeiler, die Sonnen, die Sturmvögel, die Nachtigallen der Zeit. Nur selten findet eine Cornelia ihren Plutarch, der ihrer mit den Gracchen gedenkt; sondern wie jene zwei Söhne, die ihre Mutter zum delphischen Tempel führten, durch Sterben belohnt wurden, so wird für euer Führen eurer Kinder auch nur das Sterben ganzer Lohn."

„Aber zweimal werdet ihr nicht vergessen. Glaubt ihr an eine unsichtbare Welt, worin die Freudenthräne des dankbaren Herzens mehr wiegt und glänzt, als die hiesigen Kronen, so wißt ihr eure Zukunft. — Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner rein- und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunklen Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und umblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen. Ihr wollt recht stark geliebt sein, Frauen, und recht lange und bis in den Tod: nun so seid Mütter eurer Kinder. Ihr aber, die ihr nicht erzieht, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undanks für ein unverdientes Glück schämen vor jeder kinderlosen Gattin, und erröten, daß eine Würdige nach dem Himmel seufzet, den ihr wie gefallene Engel verlassen." —

— „Die Geburt, das Geschenk eines Kindes ist ein Glück über alles. Erst die junge Mutter ist die erblühte Rose in ihrer vollen Pracht, eine kinderlose Frau hat immer etwas von einer Knospe an sich, der das rechte Sonnenlicht fehlt. Ein neues Dasein, ein neuer Gefühls- und Ge-

dankenkreis erschließt sich der Muttergewordenen; indem sie die heilige Urbestimmung des Weibes erfüllte, ist sie zugleich eine Stufe höher gestiegen auf der Wanderung zum Tempel der Erkenntnis. Die Kinderlose stirbt ohne jene Feuertaufe höchsten Schmerzes und höchster Wonne empfangen zu haben. Sie gleicht einer zarten fremden Treibhauspflanze, vor Stürmen geschützt, im mäßigen Sonnenlicht lebend, nie Frost und Durst leidend — — aber wer möchte nicht lieber Waldblume sein, im Schatten der Blätter mit seinen Knospen wartend stehen, über sich das ewige Rauschen der Bäume, die sich neigen und beugen im Wehen des Windes, den Tau des Himmels trinken — und sterben endlich im Kuß des Winters, mitten unter den Seinen, oder unter den Tritten eines Wanderers?“

Man sagt oft, daß der seligste Augenblick im Leben des Weibes der sei, in welchem man uns unser neugeborenes Kind zuerst ans Herz legt. — Ich bestreite das, und habe es von vielen jungen glücklichen Müttern bestreiten hören. Diese Seligkeit ist keine rechte, bewußte. — Wir sind ja noch wie im Traume, die irdischen Schmerzen, die wir erduldet, zittern noch in uns nach, — das seltsame wunderbare Gefühl der jungen Mutter, das uns jetzt durchflutet, hebt und trägt unser Herz wie der Wind ein Blatt, — es ist uns zu Mute, als sähen wir mit halbgeschlossenen Augen ein Feeenmärchen zur Wirklichkeit werden. Ein kurzes heißes Stoßgebet des Dankes: —

„Du guter Gott im Himmel droben,
Bin ich so heil'gen Glückes wert?“

und Gedanken unendlicher Liebe, an alle, die wir hienieden die Unsern nennen, — ein Gefühl unendlicher Zärtlichkeit für das warme, kleine, hilflose Wesen in unsern Armen und eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe ist alles, was wir klar zu empfinden vermögen. Der seligste Moment im Dasein der jungen Mutter ist nach meiner Erfahrung doch erst der, wenn sie den ersten Lichtstrahl des Erkennens in den Augen des Kindes aufblitzen sieht, wenn das kleine Köpfchen sich wendet, um ihr zu folgen mit den Blicken, wenn sie geht — wenn das erste Lächeln aufdämmert bei ihrem Erscheinen, wenn das Weinen aufhört, sobald ihre Hand das zarte Geschöpf berührt, wenn jenes Himmelslicht des Bewußtseins zuerst in dem Kinde aufleuchtet: — wenn der wirkliche wahrhaftige Mensch geboren wird. — „Nicht ein Kind geboren zu haben, sondern die ihm zugewendete Sorge macht eine Frau zur Mutter und das Kind zu ihrem Kinde," sagt der „Kinder-Advokat". —

„O Mutter, halte dein Kind warm,
Die Welt ist kalt und helle"

bittet Clemens Brentano. — Und sie hält es warm und hegt und pflegt es Tag und Nacht und belauscht das erwachende Geistesleben und ruft voll Entzücken:

„Wie mein Kind sich freuen kann,
Sieht es nur ein Licht,
Sieht es nur ein Blümchen an,
Lächelt sein Gesicht.

Welche Freude wird es sein,
Wenn's im Frühlingsfeld
Laufen kann im Sonnenschein
Durch die Blumenwelt!

Wie's die Händchen dann erhebt
Nach dem Schmetterling!
Wie's nach allem hascht und strebt,
Nichts ist ihm gering!

Und das Hälmchen in dem Ried,
Und das Blatt am Strauch,
Alles, alles was es sieht,
Alles freut es auch." —

Nun erst fangen auch unsere rechten Freuden und — Sorgen an, nun erst hören wir auf Wärterinnen zu sein, um Mütter zu werden. Und dann helfe uns Gott gnädig weiter, daß wir die Heiligkeit und Wichtigkeit unseres Berufs klar erkennen und den rechten Weg finden, unsere Söhne zu Männern und unsere Töchter zu Müttern zu erziehen. —

„Keiner Mutter," ruft Sybel aus, „welche diesen Beruf versteht, wird das Bewußtsein von der Schwere und Höhe desselben mangeln. — Keine Mutter wird Neigung haben, denselben mit einem andern zu vertauschen, und keine wird sich dabei dem Irrtum hingeben, daß ihr derselbe Zeit und Kraft im Überschusse lasse. Sie kann mit einzelnen kurzen Beschäftigungen, mit einigen Stunden mechanischer Arbeit die Thätigkeit des Mannes unterstützen, aber einen weiteren selbständigen Beruf auf sich nehmen, einen Beruf, der wieder volles Interesse und die Hingabe des ganzen Menschen begehrte, das hieße Gesundheit, ihren Haushalt, ihre Kinderzucht, es hieße die Bestimmung ihres Daseins zerstören." — —

„Erziehung aber," sagt Frau von O., „ist kein ab-


Eug. Klimsch.
H. GÜNTHER sc.

gesondertes Geschäft — es muß wie Religion neben allem andern herlaufen und es durchdringen mit lieblichem Arom.“ —

— Ich meine, Erziehung sei Lieben und Wachen, — Sorgen — und — Beten.

„Keine Kenntnis und Methode der pädagogischen Wissenschaft,“ sagt Sybel, „könnte hier die rasche und klare Empfindung der Mutter ersetzen, das unendlich nuancierte Urteil über die einzelnen Regungen des Kindes, die tiefe Auffassung der gesamten Persönlichkeit desselben. — Überhaupt, wenn irgendwo der rechnende und schließende Gedanke seine Unzulänglichkeit erklären und der Kraft der unmittelbaren Intuition das Feld räumen muß, — so ist es bei der Erkenntnis und Behandlung einer menschlichen Individualität nach ihrem Wesenskerne, ihren Stärken und Schwächen, ihren Bedürfnissen und Antipathieen. Niemand, der Menschen erziehen und lenken will, darf dieser Gabe völlig entbehren; — unter den Männern erscheint sie als persönliche Anlage einzelner, neben andern Talenten anderer, bei den Frauen ist sie mit seltenen Ausnahmen Gemeingut.“ —

Es giebt nur drei wichtige Stadien in dem Leben der Mutter, — jener Beginn der ersten Freuden und Sorgen, das fröhliche, köstliche „Lehren der Mädchen und Wehren der Knaben“, jenes Leben in der Kinderstube, dann — der Tod eines Kindes, und endlich — der Verlust des Sohnes an die Welt, der Tochter an den Erwählten. —

Ich kenne keine lieblichere und zugleich treffendere

Schilderung jenes ersten reizenden Sorgens der Mütter inmitten einer kleinen Schar, die sich mit all ihren leiblichen und geistigen Bedürfnissen und Fragen an die gute Fee, die beste Freundin, das vielgeliebte „Mütterchen“ wendet, als jenes Skizzenblatt von Reichenau „Aus unsern vier Wänden“. Mag das liebe Bildchen hier einen Platz finden. Jede echte Mutter wird sich wie in einem Spiegel selbst darin wiedererkennen, und jede Tochter ihrer eigenen Herzensmutter gedenken, die ja genau so für sie einst sorgte, und da war, wie dies begehrte „Mütterchen“ da ist für ihr kleines Völkchen. —

— „An den Vater,“ heißt es, „wenden sich die Kinder nur in den wichtigen Fällen, wenn es sich um Papier und Feder, Anschaffung eines Lehrbuchs, um Schul- und Stundengeld handelt, oder in Kardinalfragen lebensgefährlicher und ausnahmsweise bedeutungsvoller Vergnügungen, wenn sie im Flusse baden, zum Schlittschuhlaufen, in die Tierbude gehen wollen, — wo dann die Bitte, auch die durchaus furchtlose und vertrauungsvolle Bitte, doch meistenteils ein gewisses stereotypes, grunderust straffes Zusammennehmen des ganzen Wesens bedingt, das bei der Berufung an die höchste schicksalähnliche Autorität des Vaters natürlich ist. —

Die Anliegen an die Mutter dagegen umfassen in ihrer Mannigfaltigkeit die ganze kleine Welt der Kindheitsinteressen, die ganze Skala kindlicher Stimmungen, kindlicher Wünsche und Gedanken. Fragen und Bitten, Rat-

begehr und Beschwerde, Spielangelegenheiten und Zweifel bei der Arbeit, religiöse Bedenken, Nahrungssorgen und Garderobenbedürfnisse, Wissenschafts- und Kunstbestrebungen, Liebesbezeigungen und Unarten wechseln im bunten Durcheinander.“ —

„Mutterchen, dürfen wir noch vor dem Frühstück hinaus in den Garten?“

„Mutterchen, kann ich noch einen halben Zwieback — —?“

„Mutterchen, ein Schnupftuch!“

„Mutterchen, weißt du nicht, wo mein Hut ist?“

„Mutterchen, der Karl neckt mich immer.“

„Mutterchen, wie schreibe ich „„Fürst““, mit einem V oder F?“

„Mutterchen, ich hungere tot.“

„„Schön, mein Jungchen.““

„Mutterchen, ich bin der Papa „„zum Spaß““, wie nötig erscheint es, dies ausdrücklich zu bemerken, damit die Illusion nicht zu groß wird.“

„Mutterchen, fädele mir ein!“

„Mutterchen, bist du mir wieder gut? Ach sei mir doch gut!“ wobei Thränen der Reue überreichlich strömen.

„Mutterchen, ist die Bertha nicht hier?“

„Mutterchen, da stehen noch zwei Birnen!“

„„Beunruhige dich nicht um die zwei Birnen.““

„Mutterchen, der Karl will gar nicht mit mir spielen.“

„Ja, Mutterchen, ich will wohl, aber er will immer Kutscher sein, und ich soll immer Pferd sein.“

„Mutterchen, welche Farbe soll ich hier nehmen?“

„Mutterchen, ich habe mich gestoßen.“

„Mutterchen, ich kann hier übersteigen, ohne mich zu halten.“

„Mutterchen, wer ist älter, die Auguste Rademacher oder Klärchen?“

„Mutterchen, hast du nicht ein Endchen Bindfaden? Ach Mutterchen, du wirst es schon haben, du willst es bloß nicht geben.“

„Mutterchen, sieh' einmal, wie hoch ich werfen kann.“

„Mutterchen, was soll ich doch machen. Mir wird die Zeit so lang.“

„Mutterchen, noch ein Licht zum Klavierspielen.“

„Mutterchen, erzähle uns ein Märchen!“

„Mutterchen, überhör mich!“

„Mutterchen, mich schläfert!“

Mutterchen, Mutterchen und kein Ende.

So oft wird das Wort wiederholt, daß es vom vielen Gebrauch bis zur Unkenntlichkeit entstellt, fast nur noch wie „Mu—r—chen“ oder „M—=—chen“ klingt.

Noch bis in die schlafende Nacht hinein hören wir:

„Mutterchen, mich dürstet.“

„Mutterchen, gieb mir einen Kuß!“

„Mutterchen, Mutterchen, Mutterchen!“

„„Nun, was tausend hast du schon wieder?““

Alle Achtung und Ehrerbietung! So ein vielbegehrtes Mutterchen hat keinen leichten Posten. —

— Wahrlich, den schwersten aller Posten, — den

Posten eines armen Dorfschullehrers mit eingeschlossen, — inmitten solcher ewig beweglichen, ewig fragenden, fordernden kleinen Schar.

Frau von O. nennt so schön und treffend den Umgang mit Kindern einen „Spaziergang auf dem Lande". „Du bist allein, du hast manches in dir, worauf Lerchengesang, Kräuterduft oder Morgenwind nicht antwortet, allein dir ist doch wohl, und du bist in einer Region von Gedanken und Freuden, die das Herz gesund macht."

— Wer wollte sich als Mutter diese süßeste aller Erquickungen von den sogenannten geselligen Pflichten schmälern lassen, — wer freiwillig den Aufenthalt in der köstlichen Frühlingsluft mit jenem in einem überfüllten Gesellschaftszimmer vertauschen? — „Und doch" — klagt der Kinder-Advokat, — „ist das Leben in den meisten Häusern jetzt so beschaffen, daß Besuch und Umgang, Geschäfte und Vergnügungen der Großen die Zeit vollkommen ausfüllen. Es ist kein Raum darin für eine Kinderexistenz. Die Räder der geselligen Maschine rumpeln über sie weg und was sie klagen, sagen und vertrauen wollen, geht unter in dem Lärm oder wird als Unart gerügt — —

Es ist zwar schlimm, wenn Kinder das große Wort führen, aber sie haben das Recht da zu sein, ihr bescheiden Teil Freude mit zu genießen; und es ist ein schlechtes Zeichen, wenn die Eltern es ihnen nur verschaffen können, indem sie sie von sich entfernen, wenn die Kinder sich überall im Wege fühlen." —

— Also bleibe bei ihnen, deinen Kindern, zärtliche

Mutter, und lasse sie jubeln und lärmen, solange du sie haben darfst und — sie dich. — — Es kommen stille Tage, wo du jene Stunden, die dir vielleicht allzulaut, händeringend und weinend zurückrufst.

Und doch — sind diese unruhigen Tage und Stunden, diese Sorgen und Mühen um das lustige, geschwätzige Völkchen, nicht entzückende Erholungszeiten im Vergleich zu jenen endlosen Tagen und Nächten am Krankenbette des stillgewordenen Lieblings, der nicht mehr lacht und fragt und fordert, nur dann und wann leise stöhnt und, von Fieberschauern geschüttelt, unverständliche Worte lallt? — Wehe, wehe dir, du armes Mutterherz! Das Lied, das böse, bittertraurige Lied, es klingt dir ins Ohr:

„— — — — — — — — — — —
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

O solche Stunden am Krankenbette in der Nacht, — niemand kennt ihre grausige Länge, als der sie durchlebte — wenn der Morgen nicht kommen will, nach dem man sich doch so heiß sehnt — in jenem Gefühl, daß das helle liebe Tageslicht irgend einen Trost bringen müsse. Wenn es immer dunkel bleibt um uns her wie in uns, wenn die Minuten an dem Zeiger der Uhr so gespenstisch langsam weiter rücken, daß uns ein Grauen überkommen möchte.

— Und auf dem Kissen da, dicht vor uns, liegt ein liebes Gesichtchen bleich oder fieberisch glühend, — das

sonst so heiter und glückselig lachte, die kleinen Hände zuckend auf der Decke, die so lustig zu spielen wußten, neben ihnen das unberücksichtigte Lieblingsspielzeug. — Am Bette stehen die kleinen Schuhe — auf dem Stuhle liegen die Kleider. — — O diese Gedanken, die da über uns kommen in unserer Einsamkeit beim Anblick dieser Kleider — dieser Schuhe, — Gedanken, die das Blut erstarren machen und den Atem stocken lassen. —

„Ich hör' ein Glöckchen klingen,
Wem gilt der helle Klang?
Ich hör' im Thale singen —
Wem aber gilt der Sang?
Nicht zu dem Traualtare
Zieht dieser Zug empor;
Sie tragen eine Bahre
Hinein zum Friedhofsthor." — —

Und während dieser Gedanken dann und wann ein leiser Schmerzenston, ein Auffahren aus halbem Schlummer, der Ruf „Mutter!" — — und dann das Bewußtsein der Hilflosigkeit solcher Mutter!

Dies Bewußtsein eben, daß wir, trotz aller heißen Liebe, trotz aller unserer Not- und Stoßgebetlein, dem teuren Kinde keinen einzigen erquickenden langen Atemzug zu erkaufen, auch nicht den kleinsten Schmerz abzunehmen vermögen — ist bitterer, — o tausendmal bitterer, — als der Tod. — Und kommt noch die Ahnung der Gefahr hinzu, in der unser Liebling schwebt, — hören wir mit dem wachen Ohr der Liebe von ferne das Rauschen der Flügel des Todesengels, — und welches Mutterherz be-

rührte sein Wehen nicht zuerst, — lesen wir die Bestätigung unserer gräßlichen Befürchtung in den thränenvollen Augen des erschütterten Vaters, in den ernsten Blicken des teilnehmenden Arztes, da schreit unsere geängstigte Seele wohl noch einmal verzweifelnd auf: „Herr, erbarme dich meiner!“ —

Wohl denen, die dann weinen können, um sich zu stärken zu jenem Kampfe um das Teuerste mit dem grausamsten aller Engel. —

„Lindernde Thränen! euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen,
Ach! wie ertrüg' er es da!“

seufzt Klopstock. —

Und dann doch immer und immer wieder noch ein verzweifeltes Bitten, — ein Ringen, wie der Herr am Ölberge rang, an dem kleinen Bette, mit den halb bewußtlos gestammelten Worten: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, — Gott, laß mir mein Kind — du kannst es mir nicht nehmen! Sieh meinen Schmerz!“ — —

Aber die Flügel rauschen näher und stärker, „die Hand des Todes drückt schwer und schwerer auf das kleine unwissende Herz,“ sagt Jakob Corvinus in seiner erschütternden Schilderung von dem Tode eines Kindes*), — die kleine Seele wird beängstigt durch das Herannahen eines unbekannten ungeheuren Etwas, — sie flüchtet sich zur Mutter — und das Mutterherz wird wieder stark. —

*) Chronik der Sperlingsgasse, Seite 187.

Nicht so ganz allein soll das Kind den dunkeln Weg gehen — Mutterliebe geht mit, Mutterliebe dringt bis an die geheimnisvollste Pforte und giebt dem Liebling noch ihre Leuchte mit auf den Weg. — „Sei ruhig, Herz, ich erzähle dir eine wunderschöne Geschichte von dem lieben Jesuskinde und den Engeln!"

Und die Stimme ist fest, die diese Worte spricht, und die armen Augen, die sich auf das Kind heften, weinen nicht mehr. — In solchen Augenblicken werden Mütter zu Heldinnen, wie die Geschichte keine größeren aufzuweisen hat. — Ich kenne eine junge Mutter, eine zärtliche, glückliche Mutter, die ihren einzigen Knaben, ihres Herzens Abgott an jener furchtbarsten aller Kinderkrankheiten, an der Bräune verlor, die ihn namenlos leiden sah, und die doch bis zum letzten Augenblick seiner herzzerreißenden Kämpfe sein Lieblingsliedchen sang, weil er immer darum bat:

„Schlaf, Herzenssöhnchen,
Mein Liebling bist du —
Schließe die blauen
Guckäugelein zu."

Welch ein Wiegenlied! — Die Umstehenden wurden durch diesen Gesang fast noch mehr erschüttert als durch den Todeskampf des Kindes. —

Die ersten Christen sangen Siegesgesänge während ihrer grausigsten Martern, während man ihr Fleisch mit glühenden Zangen zerriß, und ihr Glaube lehrte sie so triumphieren über alle Qualen des Leibes. — Hier triumphierte die Mutterliebe über alle Martern der Seele, sie

sang in ihren furchtbaren Schmerzen, gebührt ihr nicht auch eine leuchtende Märtyrerkrone? —

Eine andere treue herrliche Mutter kniet am Sterbebett des scheidenden Kindes und lächelt ihm zu, — nur damit der süße Liebling nicht beunruhigt werde durch ihre Thränen. Es ist Nacht — sie spricht das Kindergebet wie alle Abende, — und sie weiß doch, daß es das letzte Mal sein wird, daß ihr Kind sterben muß. Aber ihre Stimme zittert nur wenig. Und wie immer fragt sie zum Schluß: „Wer soll nun bei dir sein, meine kleine Maria?"

Und wie immer, aber diesmal kaum hörbar, antwortet eine Stimme: „Das Christkindchen und die lieben Engel — — und —". Noch ein „Und?" — Das war sonst nie. Die arme Mutter lauscht. „Und — meine liebe Mama!" — — Matt heben sich ein paar kleine Arme, um sich zum ewigen Abschiede um den Hals der Mutter zu legen, — „rücke das Nachtlicht recht nahe, daß ich sehen kann, wie du freundlich bist" — sagt noch dieselbe sterbende Stimme. — Es geschieht, — das brechende Auge des Kindes nimmt das Bild des lächelnden Mutterangesichts mit hinüber in den Himmel. — Eine Märtyrerkrone für dies Lächeln! — —

— Wir haben in unserer deutschen Sprache den Ausdruck: das Herz bricht mir, — auch die englische Sprache kennt ihn.

„Dem einen welkt, dem andern bricht das Herz,
Und letztres ist ein Übel, das noch mehr
Dahinrafft, als im Buch des Schicksals stehen,
Weil's vielerlei Gestalt und Namen trägt" —

sagt Byron. — Es bezeichnet jenes physische Gefühl des Mutterherzens beim Tode eines Kindes ganz deutlich. Wir empfinden einen Schmerz in unserm innersten Leben, ein wirkliches Gebrochensein, ein Weh am Herzen, greifbar, körperlich, zugleich bei allem Seelenjammer. Das Kind, das wir geboren haben, das Kind, das wir pflegten, küßten und, o wie unendlich liebten, geht vor uns dahin in jenes unbekannte Land, wohin wir ihm nicht zu folgen vermögen, wir sehen es aus unseren Armen in die kalte Erde gleiten, — der Hügel wölbt sich über der Hülle — — und — —

„Der Rest ist — — — Schweigen" — —

schauerliches, ewiges Verstummen:

„Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein,
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein." — (Chamisso.)

In solchem Leid giebt es anfangs keinen Trost, — die erste Wildheit des Schmerzes muß ganz allein an der Brust des mittrauernden beraubten Vaters niedergekämpft werden, — das ergebungsvolle „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt" — kommt erst nach langem, heißem Ringen.

— „unser irrend Auge, viel getrübt vom Staub der Mängel,
Nicht erkennt es in der dunkeln Schattentracht sogleich den Engel."
(Geibel.)

Ach, wir gönnen unsern Liebling weder einem irdischen noch überirdischen Wesen, nicht einmal unserm himmlischen Vater selber. — Ein Gefühl lebt in uns, — und ich frage jede Mutter, die ein Kind beweinte, ob dem nicht so sei, — als ob unser gestorbener Engel nur in unseren Augen wohl aufgehoben sein könne, und selbst im Himmel nicht so gut als bei der, die ihn so genau kannte vom ersten Atemzuge an bis zum letzten. Wir fragen uns mit bitterem Weh, ob das Kind nicht uns und unsere Sorge inmitten aller himmlischen Herrlichkeit vermissen werde, — ob es nicht Heimweh empfinden müsse nach Eltern und Geschwistern, selbst unter den Engeln, — o wir möchten dem lieben Gott selbst Ratschläge geben, wie unser Herzensliebling zu behandeln sei. — Und die ewige Liebe sieht erbarmend auf diese bange Liebe und Sehnsucht des Mutterherzens, auf diese bittere Not, und sendet den Engel der Ergebung — und des Glaubens, daß er es berühre.

„Am Grabe, wo
Der Mensch so einsam irrt; wo keine Seele
Mit ihm empfinden kann, sich alles so
Verwandelt; zwischen Sein und Nichtsein
Sich der grause Abgrund öffnet; alles, was
Im Leben Wahrheit, That, Geschichte war,
Zur Lüge wird, — wo der Vernunft, vertieft
Im weiten öden Schacht, ihr letztes Fünkchen
Von Licht erlöscht, — ach da ist Glaub'
Ein köstlich Ding!" — (Lessing.)

Und die verklärte Annette Droste sang:

„'s giebt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,

Kein Tropfen in die Wimper steigt
Und doch die Lava drinnen flutet;
's giebt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte steh'n
Und alles Leben niederhalten
Und doch, wenn Abendrot erwacht,
Mit ihren gold'nen Flügeln weh'n,
Wie milde Seraphimgestalten,
Zu heilig sind sie für das Lied,
Und mächt'ge Redner doch vor allen,
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen;
O wenn dich Zweifel drückt herab —
Und möchtest atmen Ätherluft,
Und möchtest schauen Seraphsflügel:
Dann tritt an deiner Eltern Grab!
Dann tritt an deines Bruders Gruft!
Dann tritt an deines Kindes Hügel!"

Aber wenn auch der Glaubenstrost sein segensvolles Licht in das arme dunkle Mutterherz geworfen, wenn auch die wund gerungenen Hände wieder fromm gefalten ineinander zu sinken lernten, — eines wird doch bleiben bis zum letzten Lebenshauch der Mutter: die Sehnsucht nach dem toten Kinde. In der größten Kinderschar war ja das gestorbene immer das einzige, kein lebendes wird es je ersetzen. An die Stelle jedes vergangenen Dinges tritt eine neue Schöpfung, in dem ganzen ungeheuren Weltreiche vermag sich keine Lücke zu erhalten, — nur in dem Mutterherzen bleibt das Plätzchen leer, das vom verstorbenen Kind bewohnt wurde. — Und wenn die Mutter noch so heiter und lächelnd im Kreise der Ihrigen ihre Tage verbringt, unermüdlich im treuen Sorgen und Schaffen,

scheinbar getröstet, — die Stunde kommt, wo sie sich wegschleicht — niemand erfährt wohin — und einen kleinen Schrein öffnet und kleine vertragene Schuhe vorsichtig herausnimmt, und ein Kleidchen, aufgebauscht, an den Ärmeln zerdrückt, rings um den Ausschnitt ein wenig verblaßt, von dem köstlich warmen Hälschen, das er umschlossen, — — allerlei verbrauchtes Spielzeug, — und das alles in ihrem Schoße ausbreitet und einzeln an die Lippen drückt. Dann weint sie — heiß und immer heißer — als ob sie ihn im Sarge vor sich liegen sähe, den toten Liebling. —

Wer kennt nicht jenes rührende Gedicht von Chamisso vom gestorbenen Kinde, das die Mutterthränen nicht schlafen ließen in seinem letzten Bettchen. —

„O Mutter in der Erden
Gewinn' ich keine Rast,
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?

Die Thränen fühl' ich rinnen
In mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und mein Linnen
Sie sind davon so naß" —

Und die Mutter weinte nicht mehr, als das Kindlein so geklagt. —

In Paris, jener Stadt mit dem raschen Pulsschlag, in Paris, jener Stadt der rauschenden Freude, jener seltsamen Sphinx mit dem holdselig lächelnden Angesicht und den scharfen Löwentatzen, — sah ich einen erschütternden Ausdruck des Kultus trauernder Elternliebe. Es war auf dem Père Lachaise, aber auf dem Armenkirchhofe, der hart an jenen ungeheuren, vornehmen Totengarten, der

Reichen und Berühmten stößt. — Zahllose Kindergräber lagen dort, und auf den meisten war ein Glaskasten angebracht, und in denselben sah man verschiedenes Kinderspielzeug aufgestellt, das der kleine Schläfer da unten geliebt, — hier eine kleine Peitsche, eine Schachtel mit abgegriffenen Soldaten, dort eine verblaßte Puppe, winziges Geschirr, Kannen, Täßchen, Gläser. — Es war ohne Thränen nicht anzusehen. Und hie und da stand wohl auch ein kleiner Stuhl fest mit den Füßen in den Hügel gegraben da, dem Wind und Wetter preisgegeben, aber von Immortellenkränzen bedeckt. — Wo blieb die kleine süße Gestalt, die dort so gern saß?

Ein unendlich ergreifendes Gemälde zeigte mir einst eine Mutter, die dem toten Kinde am Christabend ein Lichterbäumchen aufs Grab trägt. — — Ihre Geschichte war so einfach und rührend wie jene fein ausgeführte Skizze von genialer Künstlerhand. — Diese junge, einst wunderschöne Gestalt war eine von der Welt Ausgestoßene, ein gefallener Engel, der seine Schuld büßte im Stillleben mit seinem Kinde, jenem schmerzlichen Angedenken an eine Zeit voll Seligkeit und Schmach. Sie ernährte es mit ihrer Hände Arbeit und pflegte das kranke gelähmte Geschöpf mit wahrhaft himmlischer Zärtlichkeit, Geduld und Treue. — Mutterfreuden kannte die Verlassene nicht, nur Mutterschmerzen und Sorgen, und wenn ja ein Wort des Dichters zur Wahrheit geworden, nämlich das Wort:

„Die Mutterschaft tilgt jede Schuld am Weib“ —

(A. Meißner.)

so war es hier. — Das unschöne, leidende Kind schien nur da zu sein, die Mutter zu martern in tausendfacher Weise. Aber sie ermüdete nicht, sie trauerte auch nicht, daß ihr Knabe so wenig freundlich und anschmiegend war. Für sie war er doch das liebenswürdigste, holdseligste, reizendste aller Kinder. Und nach echter Frauenart liebte sie es doppelt, zehnfach — hundertfach, weil es allein auf ihre Liebe angewiesen, weil es ein vaterloses, verlassenes Wesen, weil es durch seine Lähmung und Unbeholfenheit so hilflos war. Fest und immer fester wickelte sie ihr Kind ein in den himmelblauen Mantel der Mutterliebe, kein rauhes Lüftchen sollte es anwehen aus der kalten Welt, — sie allein wollte es schützen und hüten, solange sie atmete. — Der Knabe erkrankte im siebenten Winter seines Daseins — und der Todesengel nahm ihn, trotz wilden Kampfes mit der verzweifelnden Mutterliebe, aus ihren Armen. — Ihr Lebenszweck — ihr Alles war ihr genommen mit ihm. — Ihre Verwandten, die sie einst, als sie mit dem Kinde an der Brust an ihre Thüren klopfte, verstoßen, kamen jetzt zu ihr und boten ihr ein glanzvolles Asyl, da ja nun das „Denkmal ihrer Schande“ vernichtet sei — sie wies sie mit Verachtung von sich und blieb in dem Kämmerlein, allwo sie mit ihrem Knaben gelebt und gelitten. — Aber sie arbeitete nicht mehr wie sonst. — Für wen sollte sie auch arbeiten? — Sie hungerte, ohne zu klagen, die sonst so fleißigen Hände lagen Stunde um Stunde lässig in ihrem Schoße, — sie hatte nicht Zeit zu arbeiten — sie mußte an ihr totes Kind denken. — Mitleidige Nachbarn

brachten ihr Speise und Trank, sie berührte kaum, was man ihr reichte. Man heizte ihr den kleinen Ofen, denn der Winter war kalt, — sie sah gleichgültig zu und dankte nicht einmal. — Am Fenster saß sie und schaute die Straße hinab — — sie hatte ja den kleinen Sarg dort hinunter getragen. — Da höret sie eines Tages eine Frau zu einer andern sagen: „Heute in acht Tagen haben wir Weihnacht!" — Sie erhob sich plötzlich und ging die Treppe hinab zu ihrer ehemaligen Arbeitgeberin und bat hastig um Arbeit — aber um recht viel Arbeit. — Wie immer willfahrte man ihrer Bitte — und am Tage des heiligen Abends brachte sie die Arbeit fertig wieder und empfing den gewohnten Lohn. — Gleich darauf sah man sie auf dem Weihnachtsmarkt. — Mit zitternden Händen suchte sie einen ganzen bunten Kram von Kinderspielzeug zusammen und kaufte ihn, und ein Lichterbäumchen dazu. — Und als es dunkel geworden draußen, und die Glocken begannen zu läuten, und überall in den Stuben heller Glanz aufflammte, und selige Menschenherzen das süße Fest des Gebens und Nehmens feierten, da schlich die beraubte Mutter hinaus auf den beschneiten Friedhof und trat an das kalte Bettchen ihres Kindes. „Ich bringe dir dein Weihnachten, Fritzchen," flüsterte sie — und legte das Spielzeug auf den Hügel und stellte das Tannenbäumchen in den Schnee. — — Dort, mit dem Gesicht auf dem Grabe, fanden sie die Tote am ersten Christtag, der Allbarmherzige hatte ihr droben das Verlorene wieder beschert. Auf das schlichte Kreuzlein der nun gemeinsamen Gruft

aber hatte eine liebe Hand jene Stelle aus der Erweckung des Jünglings zu Nain geschrieben: „Und der Herr gab ihn seiner Mutter.“ —

„Der Bezirk auf einem Kirchhofe, wo die Kinder begraben werden,“ so lauten die Trostesworte des Friedrich Strauß, „ist der heiligste. Durch die Taufe geweiht, ist ihr Leben noch nicht befleckt gewesen, wie das eines Erwachsenen. Sie sind leichten Todes, ohne Kampf mit der Welt und ohne Unruhe des Gewissens gestorben. Sie haben gelebt und nur geliebt, sie haben sich viel gefreut und wenig getrauert. — Ihre Engel sahen allezeit das Angesicht ihres Vaters im Himmel, und als sie heim gehen sollten, und die zartesten Engel gesandt wurden, sie abzuholen, haben sie höchstens mit einem dankbaren letzten Blick auf die Mutter Abschied von der Welt genommen, und sind gewiß in die ewige Freude eingegangen. Da ruht nun der zarte unentweihte Körper, Mutterthränen sind auf die Grabstätte gefallen, und die reinste treueste Liebe hat auf ihr getrauert.“

Der Schmerz einer Mutter um ihr Kind ist heilig und ewig, sie weint aber um das Kind, dessen Leben ihr nur Not und Qual bereitet, um das blödsinnige, hilflose Geschöpf, dessen Wärterin und Lichtstrahl sie war, eben so heiß wie um den lächelnden Engel, der wie eine Rosenknospe an ihrer Brust lag. — Ich weiß nicht, welcher Dichter es einmal aussprach, daß eine Mutter selbst in der ewigen Seligkeit des Paradieses, beim Anblick und bei der Wiedervereinigung mit ihrem vorangegangenen

Liebling, den frühen Verlust des teuren Kindes auf Erden noch betrauern müsse.

Eine Mutter allein trauert über das Grab hinaus, eine Mutter allein kennt nicht den Trost des Vergessens. Eines kann ihren Jammer lindern, der Aufblick zu der himmlischen Mater amata, der Schmerzenreichen unter dem Kreuz. —

Gedenket, o ihr beraubten Mütter, doch in euren Schmerzen der Mutter unseres Herrn, der hohen Himmelskönigin, deren Brust siebenfache Schwerter durchschnitten, und bittet, daß sie euch helfe in eurem Weh:

„Mater amata
Intemerata
Ora — ora pro nobis!“ —

Und doch ist dies Hingeben eines schuldlosen, selig entschlafenen Kinderengels an Gott durch den Tod nur ein Teil des großen Martyriums für ein Mutterherz!

Das Verlieren des Sohnes an die Welt, zunächst an das Leben überhaupt ist ein tief brennender Schmerz für die Mutter. Werden ihn die Wellen sanft tragen oder verschlingen? —

„Mit dem Wandertäschchen voll Nötigkeiten —
Zieht der Knabe fort.“

Es ist keine sentimentale Schwäche, wenn eine Mutter trauert, die den Sohn zuerst in die Schule wandern sieht: der erste Schritt der Trennung beider ist ja damit geschehen, — unaufhaltsam geht's nun bergauf, wir Mütter bleiben am Fuße stehen, — nur der Vater folgt dem forteilenden Knaben wohl eine Weile: —

„Du siehst ihm weinend nach“ — — —

Und dann später — jene zweite größere Trennung, jenes wirkliche Hingeben des Sohnes an die Welt, an König und Vaterland, — über deren Weh ich selbst noch nicht aus Erfahrung zu reden vermag, weil es für mich noch „in der Zukunft Schoße“ ruht, wer hilft sie dem armen Mutterherzen tragen? — Ich hörte Mütter reden von diesem Weh, — ich sah die Dornenkrone dieses Leidens auf ihren Stirnen, ich hörte bleiche Lippen flüstern: „Leb wohl, zieh hin, habe Gott vor Augen und im Herzen und — denke mein!“ —

Und so ging er fort, mit diesem Segenswunsch und dem Kuß des Vaters, hinaus in die weite, herzlose Welt, jener geliebte Sohn, jenes Kind, das die Mutter gehütet wie das Licht ihrer Augen, das sie geschützt vor jedem Hauch des Unreinen, das so unberührt von jeder Sünde und Roheit aufgewachsen, in seiner Kraft und Frische die Wonne der Mutter, der Stolz des Vaters gewesen war.

„Und nimmer wird er wieder dein!“

Das ist der Gedanke, der die verlassene Mutter mit einem Aufschrei an den Mann ihrer Liebe, an den Vater des geschiedenen Kindes sich klammern läßt, er soll ihr tragen helfen, soll sie trösten, — ach, für dies Bewußtsein giebt es keinen Trost, — arme Mutter!

„Nimmer wird er wieder dein!“

so klingt es fort und fort. —

„Er wird als ein tüchtiger Mann wiederkehren, er

wird die Freude und Stütze unseres Alters werden," — sagt der Vater, und sein Auge leuchtet schon wieder. —

Da schleicht sie denn wohl in ihr Kämmerlein und schlägt das Buch der Bücher auf, mit zitternden Händen, und die müdgeweinten Augen fallen vielleicht endlich auf den göttlichen Trostspruch:

„Und nähme ich Flügel der Morgenröte und flöge zum äußersten Meere, so würde dennoch deine Hand mich halten und deine Rechte mich leiten."

Aber ihre Stimme bebt, als sie diese Worte laut liest, ihr Herz schlägt unruhig — — sie kann noch nicht still sitzen bleiben und lesen, sie muß ja mit ihm wandern. —

Nachher, bei der Arbeit, — und wie doppelt fleißig arbeitet sie jetzt, — will ihr Eichendorffs Lied gar nicht aus dem Sinn, das der Geschiedene so oft mit seiner hellen Stimme gesungen, jenes Lied von den zwei kecken Gesellen, die zum erstenmal in die Welt zogen. O, — und in dem Liede ist ein so böser, böser Vers, der heißt:

„Den andern lockten und riefen
Viel tausend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen und zogen
Ihn in die buhlenden Wogen,
In der Wasser farbigen Schlund — —
Und wie er aufwacht vom Schlummer,
Da war er müde und alt.
Sein Schifflein das lag im Grunde,
So still war's rings in der Runde — — —
Und über den Wassern weht's kalt!"

Arme, arme Mutter! —

Kämpfe und ringe weiter mit deinem Leid — du wirst

es doch besiegen, aber lege jenes heilige Buch, in dem du geblättert an jenem Abschiedstage, nicht allzuweit von deinem Arbeitstisch weg, daß du nur die Hand auszustrecken brauchst, es zu erreichen, — denn, liebe Mutter, du wirst es noch oft brauchen. Du wirst mit deinen armen, von heimlichen Thränen brennenden Augen noch in mancher bangen Stunde dort Trost suchen und ihn finden:

„Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan!“ — —

spricht der Herr.

Ja, — Feuerbach sagt mit Recht: „Die höchste und tiefste Liebe ist die Mutterliebe. Der Vater tröstet sich über den Verlust des Sohnes — er hat ein stoisches Princip in sich. Die Mutter dagegen ist untröstlich. Die Mutter ist die Schmerzensreiche, aber dieser Reichtum an Schmerz, diese Trostlosigkeit ist die Wahrheit der Liebe. . . .“

Es ist ein Angstgefühl ohnegleichen, zu denken, daß der Sohn aus der reinen heiligen Atmosphäre des Elternhauses in das wirre Leben großer Städte schutz- und hilflos geschleudert werden soll, Gefahren preisgegeben, die wir selber nur dunkel ahnen — Versuchungen ausgesetzt, von denen wir nichts wissen. Wer soll ihn warnen und behüten? — „Die Erinnerung an eben dies heilige Haus, — und der eigene feste starke Wille, der natürliche Abscheu der edel Gearteten vor der Gemeinheit,“ antwortet man uns.

Mit dieser Antwort aber läßt sich nur ein Vater und Mann, nicht aber das Mutterherz beruhigen. —

— Der erste Freudenstrahl, der nach solchem Scheiden in ein Mutterherz fällt, ist — das erste Briefblättchen des fernen Wanderers, das ins Haus fliegt. Aber der Traum von einem Ersatz des persönlichen Verkehrs durch solche beschriebene Blätter zerfließt in nichts, sobald sie die flüchtigen Zeilen des Sohnes gelesen. Der Sohn schreibt erst später, viel später, lange Briefe an die Mutter. — Anfangs wendet er sich nur mit Alltäglichkeiten an sie, genau wie einst in der Kinderstube — und mit allen ernsteren Lebensfragen an den Vater, — erst wenn seine junge Seele ins rechte Gedränge der Welt gekommen, erst wenn über sein Herz der erste Sturm der Täuschungen geweht, flüchtet er sich ans Mutterherz, wie damals als Knabe, wenn ein Vogel ihm davongeflattert, ein Fischnetz versunken oder ein Schmetterling beschädigt worden. —

Und dann ihre Briefe! — Sie weiß wieder zu trösten wie damals, — er fühlt wieder ihre Hand auf seiner brennenden Stirn, — er sieht ihren sanften, zärtlichen Blick, — — wie macht sie's nur, sie, die sonst mit der Feder gar nicht zu verkehren wußte, daß sie nun so wunderbar zu schreiben weiß?!

— O wenn mancher Sohn, der einst ein irres Wanderleben geführt, sich zu überwinden vermöchte, Bruchstücke aus jenen vergilbten Blättern, die er so heilig aufbewahrt, den Augen der Welt zu enthüllen, welche Tiefe des Reichtums würde da zu Tage treten, welche Fülle jener Weisheit des Herzens, die da „höher ist als alle Vernunft", welche himmlische Geduld, Güte und Großmut! —

„Die alte Frau hat mich so lieb —
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.“ — —

Die Hand gar mancher dieser Schreiberinnen verstand nur mühsam die Zeichen der Schriftsprache nachzuahmen, — aber alle Gedanken und Gefühle, die sie in der wunderlichen Hülle dem fernen Sohne schickte, verdienten laut in allen Landen gepredigt zu werden. — Und wie manchen hat einzig und allein solch ein von Thränen halbverlöschtes Briefblatt, mit dem Angstschrei eines gebrochenen Mutterherzens, vom ewigen Verderben gerettet, — wie manchen hat es vor Sünde und Schande bewahrt. Gar mancher, der es erhielt, dem es ans Herz flog, als er eben dem Rufe toller Gesellen folgen wollte zu einer lustigen Nacht, — verschloß sich in sein Kämmerlein und faltete wieder einmal, wie vor langer, langer Zeit, die Hände. Sein Kindergebet fiel ihm ein:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'!“

und mit ihm die ganze glückselige, schuldlose Jugendzeit — — — und die wilden Freunde lockten wenigstens diesmal umsonst. — Karl Siebels reizendes Gedicht „Heimat“ kommt mir dabei in den Sinn:

„Und ich liebe sie doch! — — —
Dumpf und trübe,
Nannte ich oft
Die Glocken der Heimat,
Doch heut' klingen sie über das Meer
So wehmutselig,

So wunderbarlich,
Daß selbst mein lachendes Herz
Ihr Echo wird.
Wie ein Bild der Zauberin,
Der Dichterfreundin Morgana,
Erblick' ich fern am Horizonte
Wehmütig winkend
Die Gärten und Wiesen,
Das schwarzbeschieferte Haus
Mit den grünen Fenstern,
Und am Fenster zum Garten
Seh' ich die Mutter.
Auf ihren Knieen
Ruhet ein Buch —
Sie liest in dem Buche.
Ich seh' es genau,
Es ist das Buch,
Das einst dem Sohne
Mit Thränen sie schenkte,
Und das der Sohn,
Als er fortging,
Vergaß.

Sie liest die Worte,
Die eigenhändig
Aus warmem Herzen „zu stetem Gedenken"
Sie eingeschrieben —
Ich glaub', eine Thräne
Fällt heiß auf die Bibel —
Wehmütig über das Meer
Klingen die Glocken der Heimat."

— Deine Macht ist doch groß, Mutterherz! Die Saat, die du unter den frommen Gebeten säetest, sie geht doch einmal auf, früher oder später, — dein Sohn wird nicht verloren sein.

„Ihr ungekannten Mütter,“ ruft Jean Paul aus, „ihr edlen Wohlthäter ohne Namen in der Geschichte, verzagt nicht vor den Prangenden auf Staatshöhen, auf Goldbergen, auf Triumphbogen untergeackerter Schlachtfelder, verzagt nicht! Ihr seid den Blüten gleich, welche, ob sie im Mai abfielen, während die grünen Blätter sich breit und dunkler entfalteten, doch vorher die Früchte geboren hatten und in ihnen so schön leben.“

— Und so lebtest du auch nicht umsonst, treue edle Mutter. — Der Wind, der mit den Gräsern auf deinem eingesunkenen Hügel spielt, flüstert: „Du lebtest nicht umsonst“, — das Lächeln, das feuchte Auge deines Sohnes sagt es, wenn er seinen Kindern einst von dir erzählt. — —

Vater und Mutter — der Schmerz um euer Scheiden, die Sehnsucht nach euch kann nie im Kinderherzen erlöschen — wenn ihr heimgegangen, kann nie ein recht froher Tag mehr kommen. Die Sonne hat einen andern Schein — seit eure Augen erloschen. —

Und wo lebt wohl ein weibliches Wesen, das nicht tausend und abertausendmal, selbst in der glücklichsten Ehe, heimlich nach der Mutter weinte, die Mutter brauchte, die Mutter vermißte. Wie oft breiten wir unsere Arme nach ihr aus, die wie kein menschliches Wesen alle unsere Freuden und Leiden verstehen würde.

„Manch' lange Nacht
Werd' ich nicht bei dir sein, — —
Wenn du dann weinst,
Gedenke mein,

Die dich dereinst
Sang in den Schlummer ein."

So lautet die Strophe eines Wiegenliedes, das die Mutter einst sang. — Wer könnte die Mutter vergessen im Glück oder im Leid? Durchzuckt nicht selbst den Mann in den Armen des zärtlichsten Weibes die Erinnerung an jene einzige Liebe auf Erden, die alles giebt und nichts fordert. — Wo ist sie geblieben?

Mein Kind, nicht unter kaltem Stein,
Nicht unter grünem Rasen
Schlief deiner Mutter Liebe ein,
Die ewig ohne Maßen.

Mag unten auch nach manchem Schmerz
Ihr Leib nun Ruhe haben,
Es läßt sich einer Mutter Herz
Doch nimmermehr begraben.

Stets hat es deiner Treue Acht,
Von dir trennt's keine Ferne,
Es grüßt dich in der tiefsten Nacht
Aus einem lichten Sterne.

Drum willst du fromm mit Mund und Hand
Am Grab der Mutter flehen,
Nicht abwärts sei der Blick gewandt,
Nach oben mußt du sehen!

Und dürftest nie mehr du hinfort
An ihren Hügel treten,
Du kannst an jedem fremden Ort
Zu deiner Mutter beten.

Glaub' nicht, daß deiner Worte Schall
Sie unerreichbar bliebe,
Dem lieben Gott gleich — überall
Ist einer Mutter Liebe.

(A. Träger.)

— Die Verheiratung der Tochter muß für das Mutterherz ein ebenso schweres Weh in sich schließen, als die Trennung von dem Sohne, ja vielleicht ein härteres, denn sie ist ja in diesem Falle zur völligen Unthätigkeit verurteilt. — Wenn sie den Brautkranz in die Locken der Geliebten gedrückt, ist sie zu Ende mit ihrem Schaffen und Sorgen, — und muß mit müßigen Händen und regungslos am Ufer verweilend, ihr Kind hinaustreiben sehen auf die hohe Flut des Lebens, einem Steuermann ihr Köstlichstes anvertrauen, der ihr fast unbekannt. —

Der Sohn, der sich von ihrem Herzen losreißt, erkämpft sich sein Schicksal selber, — und bis er es erkämpft, darf sie immer noch im Geiste mahnend und ratend an seiner Seite bleiben, — seine Zukunft liegt in seinen Händen, — die Tochter dagegen empfängt Rat und Mahnung und Zukunft aus den Händen ihres Mannes. — Wenn der Lärm der Hochzeit vorüber, wie fühlt sie sich so arm — soll ich sagen getrennt von ihrer Tochter? soll ich sagen verwitwet? Wird er dieses junge liebliche Wesen hüten, wie es die Mutter gehütet, wird er diese Seele so fleckenlos bewahren, wie er sie aus den Händen der Eltern empfangen, wird er dies schöne warme Herz ehren, wird er sein Weib hegen und pflegen wie seines Hauses Rose und Schmuck, oder wird er ihr stilles Sein achtlos zertreten wie der Wanderer ein Veilchen im Grase? — Wird er mild, sanft und geduldig bei ihr stehen in Krankheit und Not? — Mutterherz, Mutterherz, brich nicht bei all diesen bangen Fragen! —

Bogumil Golz teilt den rührenden Angstruf einer Mutter mit: „Das Kind, das sich an mich klammert wie eine leibhaftige Ranke und Klette — verläßt eines Tages Vater und Mutter, geht in die weite Welt (mit einem fremden Manne) und die Mutter hält das alles aus und verliert nicht den Verstand!“ —

Und sie, die geliebte Tochter, wird sie denn allezeit ruhig, mutig, und getrost bleiben, so mutig und lächelnd wie am Hochzeitstage, — auch wenn der Himmel dunkel werden sollte über ihrem Haupte, und keine Mutter ihr zur Seite steht, die da tröstet: „Geduld, es wird wieder Sonnenschein kommen!“ — Ihre Kindheit und Jugend war ein so lieblicher Garten voll Sonnenlicht, Blüten und Nachtigallen, der Garten der Ehe ist aber, die Mutter weiß das, ein noch unbebautes Stück Land, unsere eigenen Hände müssen mithelfen, es in einen Garten zu verwandeln, wir müssen selber Blumen pflanzen, die Wege ebenen, Lauben und schattige Ruheplätzchen anlegen.

Wird die Tochter, das teure Kind, auch nicht müde werden bei dieser Arbeit? — Sie wird es nicht, wenn sie ihren Gatten liebt. — Aber wer ergründet ein Mädchenherz? — Führte wirklich jene echte, treue, opferwillige Liebe sie dem Manne ihrer Wahl in die Arme? — Und liebt er sie wahrhaft? — Wie viele Ehen werden, in unseren Tagen der unerhörten Ansprüche, aus Berechnung geschlossen. Welch ein heimlicher furchtbarer Jammer für eine Mutter, wenn sie das Kind in ein Haus einziehen sehen muß, das die Liebe nicht eingerichtet. Wie gern möchte sie, die

Mutter, selbst dort arbeiten Tag und Nacht, um alle jene leeren Wände und Räume schmücken zu helfen, und sie darf es doch nicht. Sie darf es um keinen Preis, — sie tritt am Hochzeitstage in den Schatten zurück: die Tochter ist das Weib des Mannes. — Sogar mit ihren Briefen muß sie vorsichtig sein. — Ein geschriebenes Wort, las ich einst, ist ein Stein, den man aus der Hand schleudert, ohne zu wissen, wen er treffen konnte. —

Die Rechte der Mutter stehen fortan nur noch in zweiter Linie. — Schutz, Trost, Stütze — alles soll sie vom Manne empfangen: — die Mutter darf nichts mehr als: ihr Kind, ihre verheiratete Tochter lieben. —

Diese Liebe aber muß so stark, so opferwillig, so verklärt sein, daß sie sogar die Liebe der Tochter von sich abzulösen und zu dem Manne hinzuleiten vermöchte, wenn es not thäte, damit jener heilige Spruch auch an ihrem Kinde wiederum erfüllet werde: „Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhangen.“ — Sie will ja nichts für sich — nur das Glück ihres Kindes! — — „Liebe, o liebe nur ihn, denke nur zuweilen noch an mich,“ sagt sie.

Eine solche Mutter wird auch nimmer auf eine Klage eingehen, die das Kind ihr leise zuflüstert, — sie wird ihr sagen, dem eigenen Herzen zum Trotz, daß diese Klage eine ungerechte, sie wird allen weiblichen Scharfsinn, alle List der echten Töchter Evas, alle Sophistik der Liebe aufbieten, um der Klagenden zu beweisen, daß sie — eine Sünde begeht, indem sie über ihren Mann klagt. — Daß

aber die Mutter selbst auf martervolle Weise an der unglücklichen Ehe einer Tochter zu Grunde gehen kann, beweisen zahllose Beispiele — sie geht eher und schmerzvoller zu Grunde, als die Tochter selbst. Und erst wenn die Mutter nicht mehr lebt, dann ist die unglücklich verheiratete Tochter wirklich verlassen. — Alles Leid, alle Herzenstäuschungen, alle Not, sie lassen sich ertragen, solange das geliebte und gesegnete Elternhaus uns noch offen steht. Unsere Gedanken wie unser wirkliches Selbst haben doch ein Asyl — es ist ein Ort auf der Erde, wohin wir uns flüchten dürfen, wo wir immer ein warmes Plätzchen finden — — wir haben noch ein Daheim! — Die Unglückliche wird sich doppelt elend fühlen in dem Bewußtsein: die Mutter ist tot — — die Glückliche dagegen wird ihr Glück doppelt empfinden in dem Gedanken: „sie lebt, die Geliebte, um sich deines Glückes zu freuen.“ —

Ja, die Mutterschaft ist und bleibt ein Martyrium, selbst in den glücklichsten Fällen, jede Mutter ist und bleibt eine „Schmerzensreiche“, von der hehren Himmelskönigin herab bis zu dem ärmsten Weibe. — Das Geliebteste giebt sie ja hin, an die Welt, an den Tod, — an andere — die es nicht halb so verklärt lieben, wie sie es liebte, und sie legt die Hand auf das blutende zuckende Herz und sagt doch wie einst Arricia: „Es schmerzt nicht!“ —

„Durch Erd' und Himmel leise
Hinflutet eine Weise
Wie sanftes Harfenwehn,
Die jedem Dinge kündet,
Wozu es ward gegründet,
Woran es soll vergehn.

Sie spricht zum Adler: Dringe
Zur Sonne, bis die Schwinge
Dir trifft ein Wetterschlag;
Spricht zu den Wolken: Regnet,
Und wenn die Flur gesegnet,
Zerrinnt am goldnen Tag.

Sie spricht zum Schwan: Durchwalle
Die Flut und dann mit Schalle,
Ein selig Grab erwirb.
Sie spricht zur Feuernelke:
In Duft glüh' auf und welke;
Zum Weibe: „Lieb' und stirb!" (E. Geibel.)

Aber die Jahre vergehen, und die Mutter, die Teure, ist leben geblieben, Gott hat sie den glücklichen Kindern gelassen — die silberne Myrte hat ihr Haupt geschmückt — die goldene Krone sogar ist nicht mehr fern: — sie lebt als fröhliche, dankbare Augenzeugin des Glückes ihrer Kinder. — Die Zeit der Runzeln ist über sie gekommen wie im Traum — und hat sie nicht gekränkt, die Zeit des grauen Haares ist da — sie darf es mit Ehren tragen. — „Es giebt keine alten Frauen," behauptet Michelet, und ich denke, der liebenswürdige Franzose hat recht. Denn die Guten und Klugen unter uns werden ja wieder jung mit den Kindern, mit eigenen oder fremden, und um die Schlechten und Thörichten wollen wir uns nicht kümmern.

„Sie lebt so still und ruhig
In ewigem Gleichmut.
Hell glänzt die Stube,
Blank ist der Estrich,
Die emsige Nadel

Streift über die Leinwand
Tag aus, Tag ein —
Nah' ist die Kirche,
Selbst das Grab ist bestellt." — (Bauernfeld.)

Welch ein Bild des Friedens! —

Jene schöne Greisinnen mit der ewigen Liebe in den Augen, mit dem Lächeln unvergänglicher Jugend um die Lippen, mit dem warm gebliebenen Herzen ziehen den Enkel und die Enkelin mit magischer Gewalt an ihren Lehnstuhl, und werden die verschwiegenen Vertrauten ihrer süßesten, zartesten Herzensgeheimnisse. — „Das Kind legt seine weiche Atlaswange an die gefurchte der Großmutter," sagt Frau von O. „Giebt es etwas Schöneres als eine Gruppe menschlicher Gestalten, die sich in Leid und Freude fest umschlingen, das eine sagen — das eine empfinden: Wenn wir nur beisammen bleiben, — wenn wir nur beisammen bleiben, — wenn wir nur beisammen sterben." — Jene nie alternde, verklärte Liebe ist es auch, die leise und zärtlich die Hand auf die gefurchte Stirn des treuen Lebensgefährten, der an ihrer Seite geblieben, legt und spricht:

„Wir gingen zusammen ins Feld, mein Hans,
Wir teilten des Tages Schweiß,
Wir ruhten des Abends beim Mahl, mein Hans —
So wurden wir alt und weiß. —
Bergauf ging's leicht, bergab wohl sacht,
Durch manches, manches Jahr — —
Und doch das Herz von Liebe noch lacht,
Wie einst im braunen Haar."

(Nach dem Quickborn von Claus Groth.)

Und so sehen die lieben Mutteraugen getrost in den Sonnenuntergang, die Nacht nicht fürchtend, die ihm folgt; —

denn „ich habe gelebt und geliebet", sagt die edle Frau, und der Herr, auf den sie gebaut allezeit, hat eine Antwort gegeben auf dieses Wort, die da lautet: „Wer da viel geliebet, dem wird viel vergeben werden." Wie sollte sie also zagen? Und drüben in der zweiten seligen Welt — droben hinter dem blauen, goldbesäumten Himmelsvorhang, da harren ihrer so viele, nach denen sie sich heimlich gesehnt in gar mancher Stunde ihres segensreichen Lebens. Welch ein Wiedersehen dermaleinst! —

In dieser himmlischen Hoffnung, und in dem reizenden Stillleben mit den Lieben, die ihr auf Erden noch geblieben, ist denn Großmütterchen im weißen Haar und kleinen Häubchen doch die heiterste, glücklichste, geliebteste von allen, und sie haben es von ihr gelernt, die Enkelkinder, jenen alten wundersamen Spruch, das Motto dieses kleinen Buches:

„Ich komm', ich weiß nicht woher,
Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
Ich wander', ich weiß nicht wie lang,
Wie kommt's, daß ich so fröhlich bin?"

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.